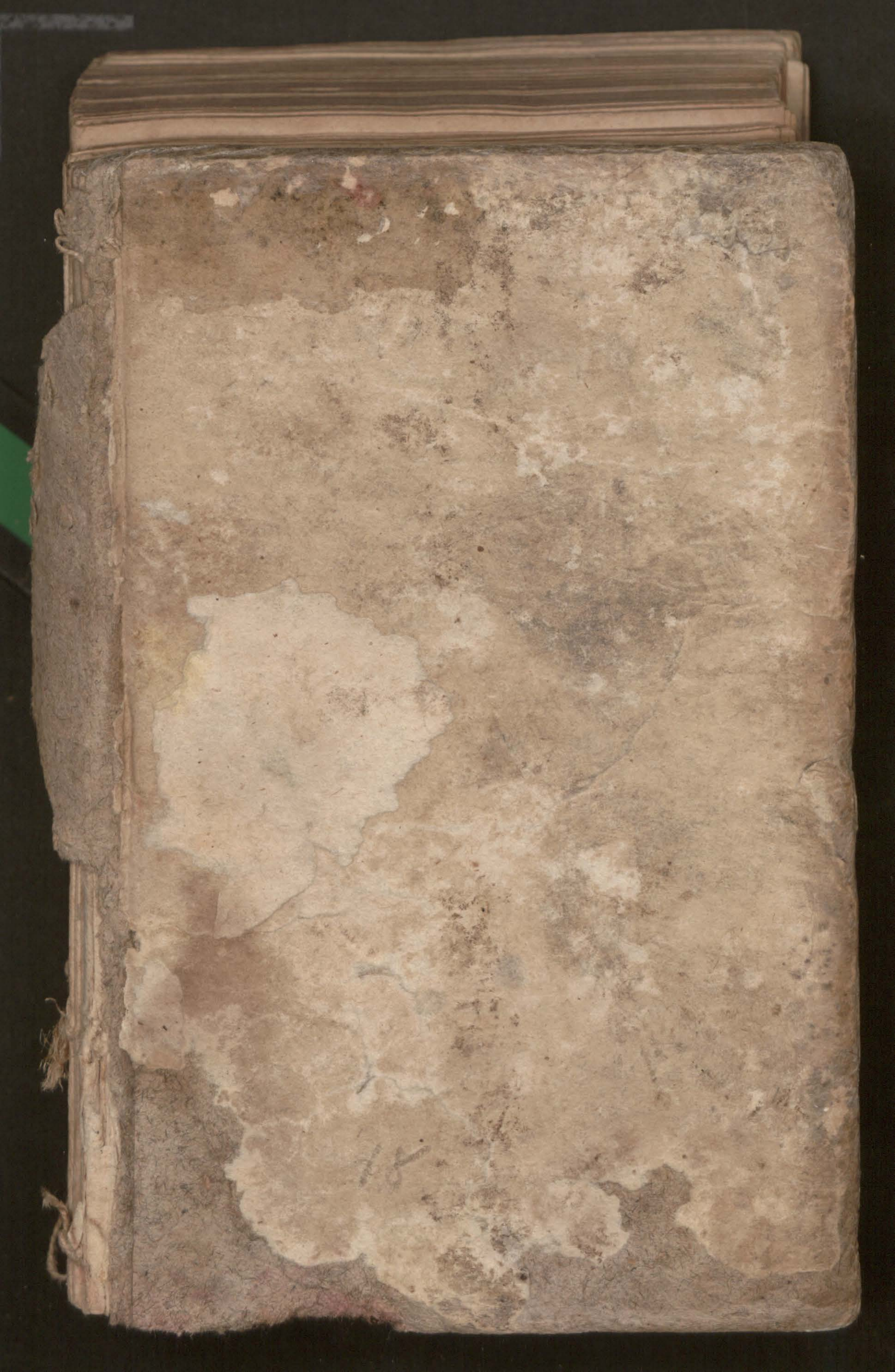
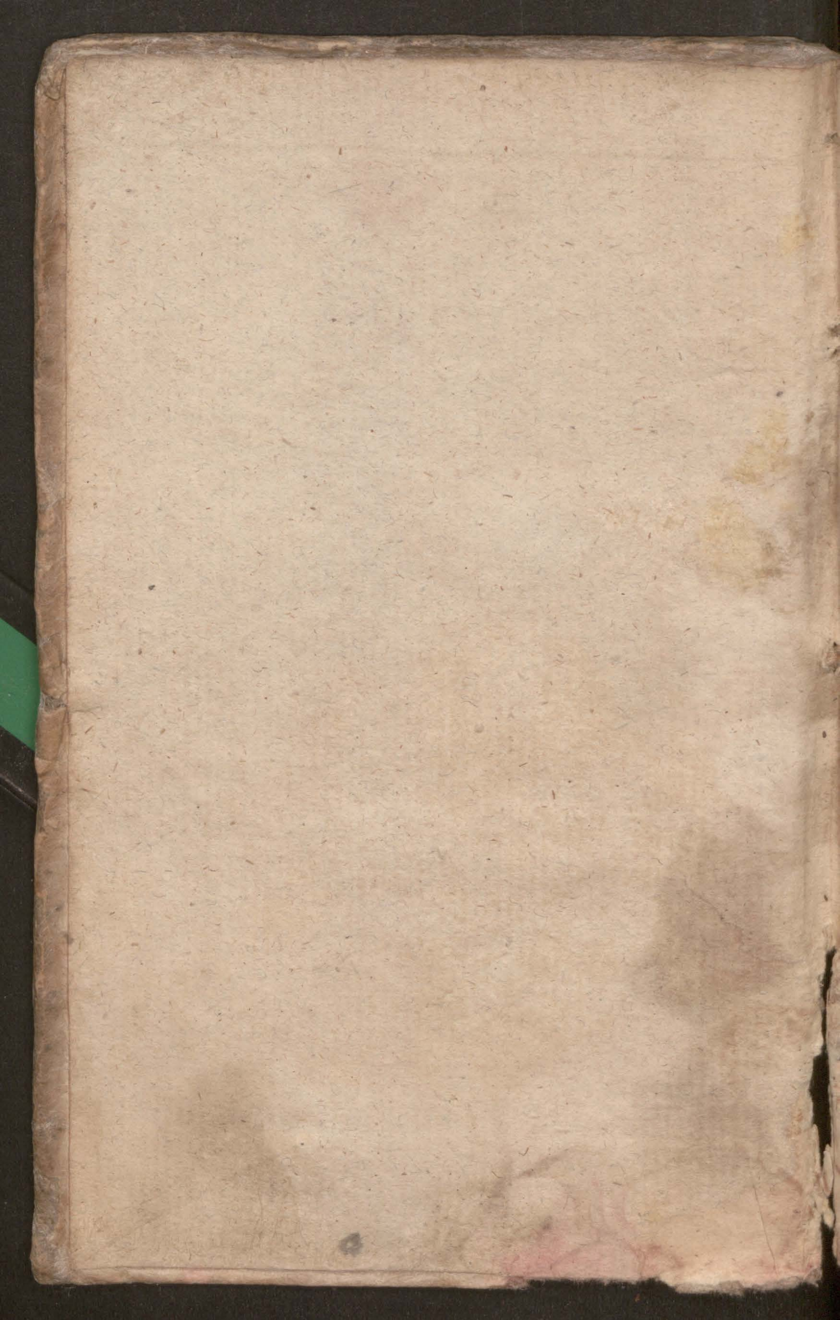
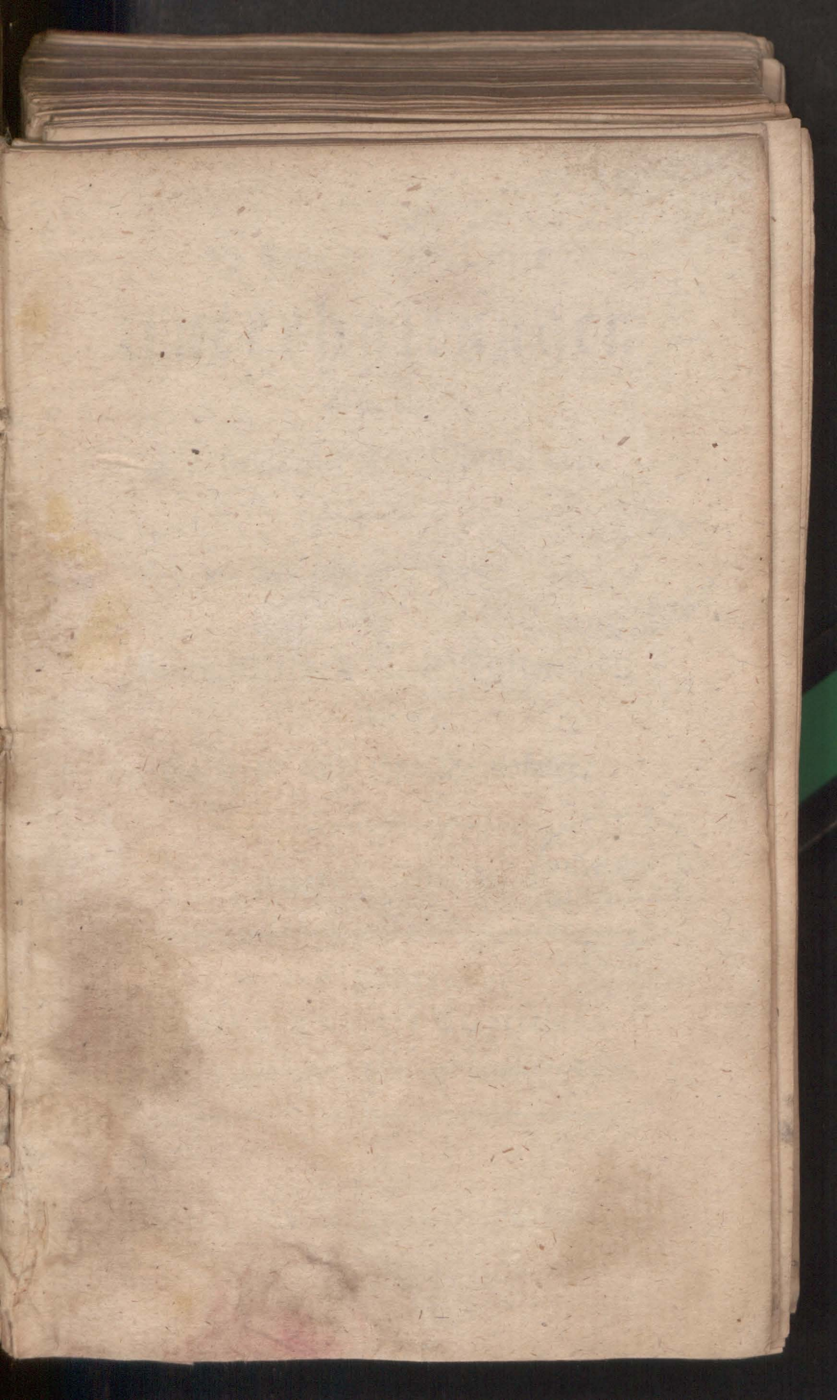








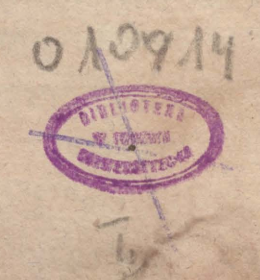
Wöchentliche Unterhaltungen
über die Charakteristik der Menschheit.

Als eine Fortsetzung der Wöchentlichen Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner.

Zweiter Band.

Ersten Jahrgangs drittes und viertes Vierteljahr.
Sieben und zwanzigstes bis zwei und funfzigstes Stück.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1789.



Inhalt.

)(

Anekdoten.

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Sieben und zwanzigstes Stück.
Den 5en Juli 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

Die beiden auszeichnendsten Eigenschaften in der Atmosphäre der neuen Welt zur Zeit ihrer Entdeckung waren, wie wir am Schluß des ersten Bandes von diesen Unterhaltungen gezeigt haben, Feuchtigkeit und Kälte: jezt sind wir verbunden, unsern Lesern versprochnermaßen Rechenschaft davon zu geben, was für auffallende Wirkungen dieses Klima auf die Organisation der Amerikaner hervorgebracht habe.

Das bartlose Gesicht und die glatte Haut der Amerikaner fallen uns zuerst auf, wenn wir Beschreibungen von Amerikanern lesen. Die Sineser und Tartaren haben zwar auch nur wenig Bart, doch wächst ihnen etwas davon gegen das dreißigste Jahr an der Oberlippe und unten am Kinn, da er hingegen den Amerikanern gänzlich fehlt, und ein großer Theil von ihnen sogar nicht einmal Augenbraunen hat. Außer dem Bart fehlte ihnen sämtlich auch alles Haar auf der Oberfläche des ganzen Körpers und selbst in der Gegend der Zeugungstheile; wodurch sie sich von allen Nationen der Erde unterscheiden. Selbst jezt findet man noch in diesem Welttheile an umherschweifenden Stämmen, die sich nicht mit Fremden vermischt haben, den ganzen Körper außer dem Kopf völlig unbehaart. Zwar hat es Naturforscher gegeben, die diesen Haarmangel gar nicht für eine natürliche Eigenschaft der amerikanischen Organisation ansehn; sondern lieber den haarlosen Körper der Amerikaner von ihrer Gewohnheit, sich alles Haar auszurupfen, herleiten wollen: allein theils hat man diese Gewohnheit noch nicht allenthalben wahrgenommen, theils scheint sie auch nur auf die wenigen sich zu beziehn, die, von der Natur mit einem stärkern Körper beschenkt, auch die natürliche Folge davon,

einen stärkern Haarwuchs haben, denen man aber diese größere Vollkommenheit als eine Verunstaltung anrechnet. Andre haben den Mangel an Haaren daraus erklären wollen, daß die Amerikaner das Salz nicht kannten, und daß ihre Nahrungsmittel geschmaklos und ihre Sitten wild waren; allein wie wenig es dabei auf diese Umstände ankomme, sieht man aus dem einzigen Umstande, daß die Peruaner und Mexikaner, die schon einige Bequemlichkeiten des geselligen Zustandes kannten und ihre Speisen mit Salz würzten, eben so wenig Bart hatten, als jene Wilden, deren dichte Wälder für das Licht der Aufklärung und der Cultur eben so undurchdringlich waren, als für den Sonnenstral. Der Unterschied des Geschlechts hatte auf diese Sonderbarkeit gar keinen Einfluß, sondern den Weibern fehlten die Haare an den Schaamtheilen eben so wohl als den Männern.

Nach dem was wir in einem unsrer vorigen Blätter über die Haare und ihre Verschiedenheit angemerkt haben, macht uns die Erklärung dieses auffallenden Phänomens nicht eben sehr große Schwierigkeit. Wir haben dort gezeigt, daß die Haare nur dann die gehörige Stärke und Länge erreichen, wenn die feinsten Säfte des menschlichen Körpers vorzüglich gut ausgearbeitet werden, und daß man

eben daher bei Mannspersonen von vorzüglicher Leibesstärke auch gewöhnlich einen besonders starken Haarwuchs wahrnimmt: wir haben ferner oben gezeigt, daß diese vollkommene Verarbeitung der Säfte durch die zurückgehaltene Ausdünstung in kalten Klimaten unmöglich statt finden könne: wie ist's also anders möglich, als daß in einem kalten Himmelsstrich, dessen nachtheilige Wirkungen noch durch einen Ueberfluß an Feuchtigkeiten vermehrt sind, zulezt alle Keime des Haarwuchses unterdrückt werden? Naturforschern, die unmöglich läugnen können, daß das Klima größere, tiefer eindringende Abänderungen in der Organisation des Menschen hervorzubringen vermag, wird diese Erklärung gar nicht anstößig seyn: sie giebt zugleich Grund von dem sparsamen Haarwuchs der Sinesen und Tartarn und weist auf ihren nördlichen Ursprung hin, der aus anderweitigen historischen Gründen mehr als wahrscheinlich ist: sie giebt uns einen Fingerzeig auf die Abkunft der Grönländer, deren ehemaliger Wohnort in mancher Absicht noch ungewiß ist, aber vielleicht weiter hin im Süden liegt, als man gewöhnlich glaubt; wenigstens scheint das schwarze, wenn gleich durch die Kälte struppicht gewordene Haar des Grönländers, der schwarze Ring um die Brust der Samojeden und mancher Zug von starker

Leidenschaft bei mehrern nördlichen Völkern einen südlichen Ursprung zu verrathen, als bei den Lappen, deren Abkunft aus Süden jezt erwiesen ist. Daß übrigens der ungünstige Einfluß des Klima bei den Amerikanern gänzlichen Mangel an Haaren, bei allen andern nördlichen Nationen nur ihre Verringerung, bewirkt hat, wird weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß das Klima auf unsern ganzen Planeten dem Menschen nirgends so sehr zuwider war, als in dem neuentdeckten Hemisphär. Der Mangel an Wärme und der Ueberfluß an feuchten und schleimichten Theilen, welches die charakteristischen Züge des amerikanischen Naturells so wie die unausbleiblichen Folgen einer kalten und feuchten Atmosphäre sind, haben so sonderbare Erscheinungen hervorgebracht, daß dieser Mangel an Haaren neben den übrigen Eigenheiten des Amerikaners nur eine Kleinigkeit scheint.

Für das eigenthümliche Unterscheidungszeichen in der Leibesconstitution der Bewohner der neuen Welt kann man einen gewissen Mangel an Lebenskraft annehmen, der sich in allem zeigt, was uns von ihnen bekannt geworden ist. Sie waren zwar leicht und schnell im Laufen; allein ihre Stärke entsprach ihrer Geschwindigkeit nicht. Der schwächste Europäer warf sie ohne Mühe beim Ringen zu Bo-

den: sie waren der Arbeit nicht nur abgeneigt, sondern auch dazu untüchtig: sie erlagen unter der geringsten Last, und man hat berechnet, daß in einem einzigen Jahr 200000 von ihnen beim Transport des spanischen Gepäcks ihr Leben verloren haben, ob man gleich zehnmal so viel Leute zu dieser Arbeit nahm, als man in Europa dazu bedurft hätte.

Auch diese Eigenschaft des amerikanischen Naturells haben einige Weltweise nicht als eine Wirkung des Klima wollen gelten lassen. Einer der scharfsinnigsten englischen Geschichtforscher, dem wir eine trefliche, nur leider! noch unvollendete Geschichte von Amerika verdanken, möchte die körperliche Schwäche seiner Bewohner lieber von moralischen als von physischen Ursachen herleiten. „Allenthalben," sagt er *), „wo der Zustand der Gesellschaft viele Bedürfnisse und Begierden erzeugt, „die man ohne eine regelmäßige Anstrengung des „Fleißes nicht befriedigen kann, wird der zur Arbeit gewöhnte Leib stark, und zur Ertragung von „mancherlei Beschwerden abgehärtet. In einem „einfachen Zustande hingegen, wo die Begierden „der Menschen so wenig zahlreich und so mäßig sind,

*) Robertson's Geschichte von Amerika, viertes Buch.

„daß man sie fast ohne einige Mühe durch die frei-
„willigen Produkte der Natur befriedigen kann,
„werden die Leibeskräfte weder angestrengt noch ge-
„übt, und können daher auch ihre gehörige Stärke
„nicht erreichen. Die Eingebornen von Chili und
„von Nordamerika, den beiden gemäßigten Ge-
„genden der neuen Welt, die sich mit der Jagd
„nähren, kann man, in Vergleichung mit den Ein-
„wohnern der Inseln oder denjenigen Theilen des
„festen Landes, wo man seinen Unterhalt ohne
„Mühe erlangen kann, für muntere und starke Leute
„halten. Die Geschäfte eines Jägers sind aber
„doch nicht so regelmäßig und so anhaltend, als die
„Arbeiten derer, die das Feld bauen oder sich mit
„den mancherlei Handarbeiten des bürgerlichen Le-
„bens beschäftigen; und ob er sie gleich an Behen-
„digkeit übertreffen mag: so kommt er ihnen doch
„überhaupt an Stärke nicht gleich.“ Dies Räson-
nement hat auf den ersten Anblick etwas blenden-
des, so wie es die Irrthümer eines großen Man-
nes fast immer besitzen, ohne deshalb zu Wahrhei-
ten zu werden. Wir wollen einen Satz nach dem
andern zu prüfen suchen, und wir werden in einem
jeden eine falsche Thatsache oder eine falsche Folge-
rung zu widerlegen haben.

Zuvörderst sind wir gar nicht in Abrede, daß eine mäßige Anstrengung den Leib stärke: allein sind die Anstrengungen in dem cultivirten Zustande des Menschen, wenigstens auf der Stufe der Cultur, auf welcher wir noch stehn, wohl mäßig zu nennen? Wo das menschliche Herz das stete Spiel entgegengesetzter Leidenschaften ist, wo es immerdar den Kreis seiner Begierden erweitert, sich immer an neue Gegenstände heftet, jedem Irrlicht sich nähert und von seiner wahren Glückseeligkeit sich immer weiter entfernt ---- sollte da nicht der menschliche Körper durch die gewaltsamen Angriffe der Begierden und durch die zu große Heftigkeit in allen seinen Bewegungen schneller aufgerieben werden, als durch die träge Ruhe, in deren Genuß der Wilde seine ganze Glückseeligkeit setzt? Freilich wird jede Maschine baufällig, wenn sie in ewiger Ruhe bleibt; aber wird sie nicht noch früher zerstört werden, wenn man sie ununterbrochen mit ihrer größten Geschwindigkeit in Bewegung hält? Freilich wird die Feile auch durch Rost angegriffen; aber wird sie nicht weit schneller abgenutzt, wenn sie immer gebraucht wird? ---- Und dann war das amerikanische Klima wohl milde genug, um die Begierden des Menschen durch die freiwilligen Produkte der Natur ohne seine Anstrengung zu befriedigen? ---- Unsre Leser

wissen aus dem vorigen, wie wenig nahrhafte Pflanzen es im Vergleich mit andern Ländern hervorbrachte, und wir werden noch öfter Gelegenheit haben, seine Unfruchtbarkeit außer Zweifel zu setzen. In jenen glücklichen Gegenden aber, wo der mildeste Himmelsstrich mit dem ergiebigsten Boden sich vereinigt, um ihren Bewohnern die Mühseeligkeit der Arbeit zu ersparen ---- in O-Taheiti, auf den Societäts- und auf den Freundschafts-Inseln ---- finden wir da etwa die Einwohner entnervt und kraftlos? Alle Reisenden melden uns das Gegentheil. Wenn der Mensch von der Natur mit Thatkraft begabt ist; so findet er allemal Gegenstände für seine erwachende Thätigkeit, und sollte ihn auch nichts in der Wirklichkeit mehr reizen; so ist seine Einbildungskraft desto geschäftiger, ihm neue Gegenstände für seine Geschäftigkeit hervorzuzaubern. Alles also, wodurch man zu beweisen sucht, daß die körperlichen Kräfte des Menschen in der Wildheit geringer sind, als im Stande der Cultur, fällt hiemit über den Haufen. Körperliche Kräfte sind die einzigen, die der Wilde übt, die einzigen, die er in sich wahrnimmt, die einzigen, deren Uebung und deren Vervollkommung ihn für den großen Verlust aller geistigen Thätigkeit schadlos halten kann, und die mütterliche Hand der Natur, die keinen

Verlust ohne Entschädigung läßt, wird ihm an jenen zulegen, was er an dieser verlor, auch bestätigt die Geschichte diese Vermuthung ganz allgemein: die Beispiele von körperlicher Stärke und Geschicklichkeit, die wir von den Wilden aufgezeichnet finden sind erstaunlich ---- doch wir werden diesen Satz noch weiter auszuführen Gelegenheit haben, wenn wir die Menschen auf den verschiedenen Stufen der Cultur mit einander vergleichen.

„Die Jägernationen in Amerika sind aber die „kraftvollesten." Zugegeben, aber gegen wen sind sie stark? Gegen die Europäer? weit gefehlt. Sie sind nur weniger schwach, als ihre schwachen Landsleute auf den Inseln und auf den ungesundesten Strich des festen Landes. Sie wohnen in dem trockensten Theil der neuen Welt und im gemäßigtsten Klima. Sie beweisen also wenigstens eben so viel für den Einfluß des Klima als für den Einfluß der Lebensart auf den Körper, dem wir aber gar nicht alle Mitwirkung dabei absprechen wollen. Aber wir übergehn, was wir hier noch sagen könnten, um zum lezten Satze zu kommen.

„Diese Nationen würden noch stärker, sie würden eben so stark als wir seyn, wenn sie regelmäßigen Landbau, wenn sie Handwerke und Künste „trieben, kurz, wenn sie cultivirt wären." War-

lich wir müssen uns wundern, daß ein Mann von Robertson's Geist nicht gewahr ward, daß er einem Irrthum nachging, als ihn seine Meinung auf diese Folge führte. Wie war es möglich, daß er der Barbarei einen so nachtheiligen Einfluß auf körperliche Kraft beimessen konnte, wenn er die Stärke der rohen Barbaren, der alten Gallier, Celten, Germanier, Britten, Scoten und Picten, mit der Schwäche ihrer cultivirten Nachkommen verglich? Die alten Deutschen waren Jäger; wir treiben Ackerbau, Handwerke und Künste: wir preisen uns glücklich, und das mit Recht, so viel Vorzüge vor unsern Vorfahren zu besitzen, der menschlichen Bestimmung und unsrer Glückseeligkeit um so viel näher gekommen zu seyn: immerhin! sollten sie aber gar nichts dagegen vor uns zum voraus gehabt haben? wenn unser Geist seitdem stärker geworden ist, warum sollten wir ihnen nicht an körperlicher Stärke vor uns den Rang lassen, den ihnen die Geschichte aus dem Munde ihrer Feinde einstimmig anweist! wenn wir eine Menge von Bequemlichkeiten des Lebens kennen, wovon sie keinen Begriff hatten, sollten wir es läugnen wollen, daß sie die Unbequemlichkeiten leichter ertragen konnten, als wir, die wir uns besser dagegen zu vertheidigen wissen? Darf es uns wundern, daß sie mehr Stärke

besaßen als wir, da diese Stärke ihr einziger Reichthum und ihr Stolz war, weil sie alle die Maschinen nicht kannten, wodurch wir einem einzelnen Menschen die Kräfte von hunderten geben, da bei ihnen die ganze Summe ihrer Kraft in diesem einzigen Punkte vereinigt ward, die bei uns durch so mancherlei Uebungen der feinern Empfindung, der Einbildungskraft und der Abstraktion so mannigfaltig vertheilt, und eben dadurch in jeder einzelnen Aeußerung geschwächt ist —— da ihnen mit den Vortheilen der wahren Cultur zugleich die Nachtheile ihrer Verirrungen unbekannt waren, da sie nicht unsre entnervende Wollust, nicht unsre schwächende Gaumlust, nicht das wüthende Feuer unsrer Leidenschaften, nicht die Quaalen unsrer Ehrsucht, nicht unsre verzehrende Wißbegierde, nicht den abmattenden Hunger des gedrückten Elenden, nicht die ungesunden Arbeiten unsrer Handwerker und Künstler, nicht die nagenden Vorwürfe des Gewissens, nicht die zahllosen Heere von Krankheiten, die aus unserer Verfeinerung oder aus unsrer Verderbniß entspringen —— kurz da sie die wenigsten von den tausendmal tausend Pforten des Todes kannten, die ihm seitdem geöfnet sind? ——

Nach dieser Prüfung der robertsonschen Behauptung werden wir also nicht mehr in der Wild-

heit der Amerikaner den Grund von ihrer Schwäche suchen: wir würden daraus im Gegentheil, nach der allgemeinen Analogie aller wilden Völker, auch bei diesen einen vorzüglichen Grad von Stärke vermuthen. Wir werden also die Wirksamkeit des Klima für desto stärker halten müssen, da sie die natürlichen Wirkungen des Standes der Barbarei bei den Amerikanern fast gänzlich vertilgt hat.

Wirklich möchten sich auch die Sonderbarkeiten der amerikanischen Organisation aus keiner andern Ursache so vollkommen als aus dem Klima der neuen Welt erklären lassen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß von der Feuchtigkeit in der Luft, selbst todte Körper, Holz und Elfenbein ausgedehnt werdeu, die in trockener Luft mehr zusammengezogen waren: Stricke und Saiten, auch die Grannen der Haberkörner werden durch Feuchtigkeit aufgedreht und wickeln sich beim Trocknen wieder zusammen: die Haut wird in feuchter Luft schlaffer, in trockener stärker gespannt: alle diese Thatsachen beruhen auf Erfahrungen, die ein jeder täglich anstellen kann und einige davon haben Gelegenheit zur Erfindung des Hygrometers gegeben, vermittelst dessen man die verschiedene Menge von Feuchtigkeit in der Luft messen kann. Wenden wir diese Beobachtungen auf den menschlichen Körper an; so wird uns in der

Schwäche des Amerikanees nichts mehr räthselhaft bleiben. Die ganze Haut seines Körpers ist durch das Uebermaaß von Feuchtigkeiten in der Atmosphäre erschlafft, jede seiner Fibern ist gleichsam eine aufgedrehte Darmsaite, die keiner Spannung fähig ist, wie sollte er also Stärke und Mannskraft besitzen können!

Man will bemerkt haben, daß das Blut bei allen amerikanischen Völkern ruhiger geflossen ist, als bei den Europäern: diese Bemerkung wird dadurch bestätigt, daß sie an unsern geistigen und erhitzenden Getränken einen so ausschweifenden Geschmak gefunden und sich ihrer mit einer Unmäßigkeit bedient haben, wovon man in keinem Lande der Erde ähnliche Beispiele findet. Wenn diese Bemerkung richtig wäre; so läßt sie sich ebenfalls aus der Menge von klebrichten kalten Theilen in ihrem Blut erklären, wodurch seine Elasticität vermindert und sein Gang langsamer wird: hieraus entsteht ein unangenehmes Gefühl, das der Amerikaner immer mit sich trägt, und wovon er sich natürlich auf jede Weise zu befreien sucht.

Ueberhaupt scheinen alle Säfte des Körpers bei den Amerikanern weniger vollkommen ausgearbeitet, und immer mit mehr schleimichten Theilen verbunden zu bleiben.

Für diesen Mangel an vollkommener Verarbeitung der Säfte bei den Amerikanern giebt es sehr auffallende Beweise. Vorzüglich gehört dahin die Beobachtung, daß man Milch in den Brüsten erwachsener Männer gefunden hat, woraus bei manchem Reisebeschreiber die Fabel entstanden ist, daß in ganzen Provinzen die Männer ihre Kinder säugen. Bei uns findet man diese Erscheinung nur bei ganz jungen Kindern, bei denen sie von jener Feuchtigkeit herzurühren scheint, worinn sie in Mutterleibe schwammen, die sie daselbst einsogen, und wodurch die Galle gehindert ward den Grad von Schärfe zu erhalten, der ihr nothwendig ist, um allen Nährungssaft in Blut zu verwandeln. Diese Milch drückt man aus den Brüsten der Kinder mit den Fingern aus, bis am fünften oder sechsten Tage die Galle und der Gekrösedrüsensaft mit der Nahrung vermischt werden, die der Magen den Gedärmen zuschickt. Durch diese erste Ergießung der Galle unter die ganze Masse der Feuchtigkeiten des Körpers entsteht die Gesundheitsgelbsucht, von welcher kein gesundes Kind frei bleibt, und mit dieser verliert sich der Milchsaft in den Brüsten der neugebornen Kinder, und aller Nahrungssaft wird zu Blut verarbeitet. Die Amerikaner scheinen die ganze Zeit ihres Lebens in einer Atmosphäre zuzu-

bringen, die eben so feucht ist, als die Blase, worinn das ungeborne Kind im Leibe seiner Mutter schwimmt; sie scheinen aus dieser Feuchtigkeit beständig durch die Einsaugung der äußern kleinern Gefäße etwas in sich zu nehmen; und so kann die Galle niemals zu der Schärfe gelangen, die sie bedarf, wenn ihr Beitritt zum Nahrungssaft die gehörige Wirkung hervorbringen soll. Von der geringer'n Bitterkeit der Galle in den Amerikanern rührt wahrscheinlich auch die ungeheure Menge von Madenwürmern und Spulwürmern in ihren Eingeweiden her, die bei Personen von jedem Alter dort gleich häufig waren. Auch unter uns behalten Kinder häufig Spulwürmer bis ins siebzehnte, achtzehnte Jahr, bis bei der vollkommenen Verarbeitung des Nahrungssaftes die Galle scharf genug seyn muß, um die Eingeweide von diesen Würmern reiner zu halten, die sie durch ihre Bitterkeit tödtet. Wahrscheinlich wird sie bei den Amerikanern zu diesem Zwecke niemals bitter genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Acht und zwanzigstes Stück.

Den 11ten Juli 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

Wenn wir in dieser feuchten Halbkugel der Erde sogar bei den Männern Milch finden; so darf es uns nicht wundern, daß sie bei den Weibern, die im Ganzen allemal von einem weit feuchtern Temperament sind, die auch, um Milch für ihre Kinder zu haben, von feuchterer Natur seyn müssen, im Uebermaaß angetroffen ward. Wirklich haben die amerikanischen Weiber mehr Milch als alle übrigen auf dem ganzen Erdboden, und da sie ohnehin wenig

Kinder gebären und der Stand der Wildheit auch das späte Säugen der Kinder nothwendig macht; so säugen sie in Süden bis ins zehnte oder zwölfte und in den nördlichen Provinzen bis ins siebente oder achte Jahr; ja man sieht sechzigjährige Weiber noch ihre Enkel säugen. Reisende erzählen, daß Weiber in Neufrankreich so sehr durch Ueberfluß der Milch beschwert gewesen sind, daß sie sich genöthigt sahn, sich von kleinen, dazu besonders abgerichteten, Hunden diesen drückenden Ueberfluß absaugen zu lassen. Dieser Ueberfluß an Milchsaft verursachte wahrscheinlich die Unordnung in der monatlichen Reinigung der Amerikanerinnen, und machte daß dieselbe sehr selten war, bei einigen nicht regelmäßig zu gewissen Zeiten vorging und daher einigen Nationen von manchen Reisebeschreibern ganz abgesprochen ward. In den gemäßigten Erdstrichen, wo dieser Ausfluß am stärksten zu seyn pflegt, weil er in wärmern Ländern durch eine zu starke Ausdünstung vermindert, in der Kälte dagegen durch die Festigkeit der Gefäße zurückgehalten wird, haben aufmerksame Aerzte gefunden, daß auch die stärkste Ausleerung dieser Art in Amerika nicht den dritten Theil von der in Europa gewöhnlichen ausmacht.

Die Schwäche des weiblichen Naturells und die Erschlaffung aller Muskeln in Amerika giebt indes-

sen den dortigen Weibern auch einen sehr beneidens- werthen Vorzug vor den Europäerinnen. Da ihre Mutterscheide sehr ausgedehnt ist, und alle Muskeln der Mutter wegen der Flüßigkeiten, wodurch sie ab- gespannt sind, eine geringere Reizbarkeit haben; so gebären sie mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und Geschwindigkeit. Wenn wir also nicht überwie- gende Gründe hätten, sie für Abkömmlinge von jenem ersten Urpaar zu halten, von dem der Neger und der Amerikaner eben so wohl abstammen als der Asiate und der Europäer; so könnten uns die Theologen diesen Satz darum streitig machen wollen, weil die Amerikanerinnen von der Strafe frei ge- blieben sind, womit unsre erste Mutter ihre erste Neugierde büßen muste, und welche sie auf alle ihre Töchter vererben sollte.

Die bis jezt angeführten Besonderheiten in der amerikanischen Organisation, der Mängel an Au- genbraunen, an Bart und an Haaren in der Ge- gend der Geschlechtstheile, ein kälteres minder ela- stisches Blut, Heere von Würmern in den Einge- weiden, die Milch in den männlichen Brüsten und der erstaunliche Ueberfluß davon in den weiblichen, die Unordnung in den periodischen Ausleerungen des zweiten Geschlechts, die Leichtigkeit ihrer Nieder- kunft, und der sichtbare Mangel an Lebenskraft bei

den Amerikanern überhaupt — dies alles haben wir unsern Lesern als die natürliche Folge einer kalten mit Feuchtigkeiten, Schleimtheilen und Phlogiston überladenen Luft darzustellen gesucht, die für Insecten, Gewürme, giftige Amphibien und alle Thiere mit einem weissen schleimähnlichen Blut, und auch noch für diejenigen, in deren Körper zwar eine rothe aber kalte Flüssigkeit die Stelle des Bluts vertritt, äußerst vortheilhaft war, deren Mangel an Feuertheilen aber alle warmblütige Geschöpfe, die vierfüßigen Thiere sowohl als den Menschen, zu einer unverkennbaren Verkrüppelung verdammte. Jezt ist uns noch eine andere merkwürdige Folge dieser Atmosphäre zu betrachten übrig, nämlich: ihr Einfluß auf die unmerkliche Ausdünstung.

Eine mit Feuchtigkeiten im Uebermaaß angefüllte Luft erschlafft wie wir schon im vorigen Blatt angeführt haben, die Haut, dehnt die zur Verdünstung der überflüssigen Theilchen bestimmten Schweißlöcher unnatürlich aus, und diese Feuchtigkeiten werden so wohl wegen ihres eignen Drucks als wegen der Reizbarkeit dieser feinen Gefäße von ihnen eingesogen und in denganzen Körper verbreitet. Man hat bemerkt, daß Leute, die im Wasser arbeiten weniger Durst empfinden, weil das von den äußern Hautge-

fäßen eingesogene Wasser die Stelle des Getränks vertritt, auch daß in feuchten Himmelsstrichen alle Thiere weniger trinken als in trockenen: und hierdurch wird es außer Zweifel gesezt, daß die Feuchtigkeiten aus der Luft eingesogen werden. Wenn aber dies geschieht; so wird dadurch nothwendig die Ausdünstung gestört, die zum Verdünsten bestimmten Theile werden von den Feuchtigkeiten der Atmosphäre zurückgedrängt, und müssen noch in dem Körper verweilen, aus dem sie fortgeschaft werden sollten. Die Verhinderung der Transpiration wird uns gewiß nicht die unwichtigste Folge eines feuchten Klima scheinen, wenn wir bedenken, daß gerade die überflüßigen und zum Theil schädlichen Feuchtigkeiten durch diesen Weg ausgeführt werden, und daß diese Ausleerung des menschlichen Körpers, die uns ohne Beobachtungen vielleicht sehr geringe scheinen möchte, die beträchtlichste unter allen ist. Durch eine lange Reihe sorgfältiger und mühsamer Versuche hat man gefunden, daß von 8 Pfund Nahrung nur 5 $\frac{3}{5}$ Loth im Körper übrig bleiben, daß 2 Pfund und 26$\frac{27}{25}$ Loth durch Speichel, Urin, Stuhlgang u. s. w. abgeführt werden, und daß die noch übrigen 5 Pfund blos durch die unmerkliche Ausdünstung weggehn. Nun denke man sich die Folgen davon, wenn eine Ausführung unserer unnützen und schädlichen

Theile, welche über die Hälfte der jedesmaligen Nahrung beträgt, durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre gehindert wird! Natürlich müssen sie von keiner geringen Bedeutung seyn, und wir dürfen auch nur die Amerikaner betrachten, um uns von ihrer Wichtigkeit zu überzeugen.

Ohne Zweifel muß es, auch ohne alle weitere üble Folgen, schon ein unangenehmes Gefühl hervorbringen, wenn eine so wichtige Verrichtung, die zur Gesundheit und zum Wohlseyn des Körpers so äußerst nothwendig ist, vom Klima verhindert wird. Deshalb rieben sie sich auch alle die Haut bis aufs Blut, um die gehemmte Ausdünstung zu befördern und die nördlichern Wilden hatten, troz ihrem Mangel an Betriebsamkeit, durch das äußerste Bedürfniß gedrungen, Badstuben erfunden, worin sie fast täglich schwitzten. Auch bestand das große und einzige Geheimniß aller ihrer Aerzte, Zauberer, Hexenmeister und Magier bloß in der Kunst, die Ausdünstung zu vermehren, die ungesunden Säfte durch die Schweißlöcher herauszutreiben, und den Patienten erstaunlich starke Portionen von schweißtreibenden Mitteln einzugeben.

Eine andere sehr natürliche Folge der verminderten Ausdünstung ist ein geringeres Bedürfniß der Nahrungsmittel. Wenn eine Ausleerung unter-

drückt wird, die über die Hälfte der genossenen Nahrung ausführt; so kann unmöglich der Grad von Hunger entstehn, der bei dem regelmäßigen Fortgange derselben natürlich seyn würde. Dies erkläret jenen Mangel an Appetit, den jeder Reisende an den Amerikanern mit Erstaunen bemerkt, wovon aber noch keiner eine befriedigende Erklärung geliefert hat. Robertson selbst, der die Wirkung mit der Ursache verwechselt und die Trägheit der Amerikaner für den Grund ihrer geringern Eßbegierde hält, gesteht doch selbst, daß dieser Erklärungsgrund nicht hinreicht, es begreiflich zu machen, wie sie sich mit einer so erstaunlich kleinen Portion von Speise begnügen könnten. Eine Hand voll Maiz, oder ein Bissen von dem unschmackhaften Brodte, das aus Cassadawurzeln zubereitet wurde, war hinreichend um Leute zu nähren, die den größten körperlichen Verlust, den andre Menschen durch die Ausdünstung leiden, fast gar nicht empfinden konnten. Ungeachtet die Spanier unter allen europäischen Völkern das genügsamste sind; so wurden sie doch von den Amerikanern für übermäßige Fresser angesehn. Ein Spanier verzehrte so viel als eine amerikanische Familie von zehn Personen. Dieser starke Appetit befremdete sie so sehr und schien ihnen so unersättlich, daß sie glaubten, die Spanier

hätten ihr Vaterland verlassen, weil es nicht Nahrung genug für sie hervorbrächte, und waren aus Hunger zu ihnen gekommen. So klein auch anfangs die Zahl dieser Fremdlinge war, so konnten sie doch nicht Lebensmittel genug für dieselben erübrigen, und die Selbsterhaltung nöthigte sie auf die Abreise dieser Gäste zu dringen, die ihren kleinen Vorrath an Lebensmitteln so geschwinde verzehrten. Die Geschichte lehrt uns, daß die Besorgniß der Amerikaner, ihre Erndten von diesen wenigen Fremdlingen verzehrt zu sehn und in ihrem eignen Lande vor Hunger umkommen zu müssen, einer von den Hauptgründen war, weshalb sie gegen ihre Unterdrücker die Waffen ergriffen. Würden aber die Spanier von den Amerikanern für unersättlich gefräßig gehalten; so erstaunten diese nicht weniger über die natürliche Mäßigkeit der Eingebornen der neuen Welt, wodurch sie die strengste Enthaltsamkeit der eifrigsten Einsiedler weit übertroffen fanden. Wenn uns übrigens der sichtbare Mangel an Muskelnkraft bei den Amerikanern berechtigt, auch eine Schwäche in ihren Verdauungswerkzeugen vorauszusetzen; wenn ihre natürliche Trägheit sie hinderte, dieser Schwäche einigermaaßen durch Leibesübungen zu Hülfe zu kommen: so ist es von der andern Seite doch wieder eben so einleuchtend, daß ihre

übertriebene Enthaltsamkeit einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Verdauungskraft und auf die Lebhaftigkeit ihres Temperaments äußern muste.

Den stärksten Beweis den man für die Entnervung der Amerikaner fordern kann, liefert ihre Kälte gegen das zweite Geschlecht. Weder die Quaalen noch die Entzückungen der Liebe waren ihnen bekannt, der glühendste Funken von dem Feuer der Natur war in ihren kalten Seelen erloschen. Diese Leidenschaft, welche zur Verbreitung des Lebens bestimmt ist, dies Band der geselligen Vereinigung, diese Quelle der Zärtlichkeit und Freude, der feurigste unter allen Trieben im menschlichen Herzen erhob sich bei ihnen niemals über die Kälte einer schwachen Zuneigung. In der ganzen neuen Welt begegnen die Männer ihren Weibern auf die kaltsinnigste Art. Sie hegen weder jene zärtliche Ergebenheit gegen sie, die in gesitteten Gesellschaften statt findet, noch jene feurige Begierde, die man anderswo an rohen Völkern sieht. Sogar in den Himmelsstrichen, wo diese Leidenschaft sonst ihre größte Stärke zu erreichen pflegt, sieht der amerikanische Wilde seine Gattinn mit Verachtung, als ein Thier von einer niedrigern Art an. Die Völker in Südamerika mishandeln ihre Weiber ganz erstaunlich, sie verdammen sie als Sklavinnen zur

härtsten Arbeit, sie schließen sie blos aus Eigensinn von der Familie aus, und maßen sich über sie das Recht über Leben und Tod an. Selbst die Missionarien können sich, ungeachtet ihrer strengen Klosterbegriffe, nicht enthalten, ihr Erstaunen über die gefühllose Kälte amerikanischer Jünglinge in ihrem Umgange mit dem andern Geschlechte zu äußern. Die meisten von ihnen haben zwar mehrere Weiber, allein so bald sie nur die Schwangerschaft einer Frau vermuthen; so ziehn sie sich von ihr zurück, und wenn sie ein Kind geboren hat; so wird sie auf einige Jahre verlassen.

Woher nun diese unbegreifliche Mäßigung? Sollten die Wilden in Amerika etwa, wie ehemals eine gewisse Menschenklasse in Europa, einen hohen Werth auf das Verdienst der Keuschheit setzen? Nein, warlich nicht. Dieser Gedanke ist zu verfeinert, er entsteht nur aus einer Delicatesse der Empfindungen, die ihnen unbekannt ist, er entfernt sich zu weit von der Natur, als daß er bei Wilden einheimisch seyn könnte: auch hat sich niemand den Einfall erlaubt, die Gründe ihrer Enthaltsamkeit so weit herzuholen.

Darauf aber hat Robertson seinen ganzen Scharfsinn verwandt, die Kälte der Amerikaner gegen das weibliche Geschlecht, eben so wie ihre

Schwäche überhaupt und ihren geringen Appetit, aus ihrer Wildheit herzuleiten. Aller Achtung unbeschadet, die wir gegen die Verdienste dieses vortreflichen Schriftstellers fühlen, können wir nicht umhin, auch hier wieder verschiedener Meinung mit ihm zu seyn, und wir wählen unsre Leser zu Schiedsrichtern zwischen ihm und uns. Hier sind seine Gedanken über diese Muterie! „In einem „sehr civilisirten Zustande wird diese Leidenschaft „durch Zwang entflammt, durch Delicatesse verfei„nert und durch die Mode genährt; und sie bemei„stert sich des ganzen Herzens. Da ist sie kein „bloßer Naturtrieb mehr. Moralische Empfindsam„keit erhöht das Feuer der Begierde, und unsre „Seele wird von den zärtlichsten Regungen, deren „wir fähig sind, gänzlich durchdrungen, und in eine „eben so angenehme als mannigfaltige Thätigkeit „gesezt. Allein dies gilt meistens nur von Perso„nen, die durch ihre Vermögensumstände der Sor„gen und Arbeiten des Lebens überhoben sind. Ge„meine Leute, die ihr niedriger Stand zu unaufhör„lichen mühsamen Beschäftigungen zwingt, werden „von dieser Leidenschaft weniger beherrscht; ihre „Nahrungssorgen und die Mühe, das erste Be„dürfniß der Natur zu befriedigen, lassen ihnen „wenig Zeit übrig, ihrem zweiten Rufe zu folgen.

„Richtet sich aber in policirten Gesellschaften der
„Umgang und die Verbindung zwischen beiden Ge-
„schlechtern so sehr nach den verschiedenen Ständen
„des Volks; so muß der Zustand des noch rohen
„Menschen eine noch merklichere Abweichung veran-
„lassen. Leicht können wir uns vorstellen, daß bei
„den Beschwerlichkeiten, den Gefahren und der
„Einfalt der Lebensart der Wilden, wo die Nah-
„rung immer ungewiß ist und oft mangelt; wo die
„Männer fast beständig ihre Feinde verfolgen, oder
„sich vor ihren Angriffen hüten; und wo weder
„Kleidung noch Zurückhaltung zu Kunstgriffen weib-
„licher Anlockungen gebraucht werden: ---- daß da
„die Zuneigung der Amerikaner zu ihren Weibern
„schon äußerst schwach seyn muß, und man gar nicht
„nöthig hat, diesen Umstand blos irgend einem na-
„türlichen Gebrechen oder Mangel ihrer Leibescon-
„stitution beizumessen. — — Die Gefahren und
„Mühseeligkeiten des Standes der Wildheit, die
„große Entkräftung die zuweilen auf die übermäßige
„Befriedigung des Geschlechtstriebes folgt, und die
„beständige Schwierigkeit des Erwerbs der Lebens-
„mittel musten dieser Leidenschaft ungünstig seyn
„und ihre Gewalt einschränken.“ So weit Ro-
bertson! ---- Wir setzen den Lesern unsre Be-

denklichkeiten gegen seine Meinung her, und überlassen ihnen selbst die Entscheidung des Streits.

Zuvörderst scheint uns der vortrefliche Geschichtschreiber der Amerikaner den Unterschied nicht genau genug auseinander zu setzen, der zwischen dem physischen und zwischen dem moralischen Theile der Liebe ist. In cultivirten Gesellschaften allein, das gestehn wir gern, sind sie beide vereinigt und der edlere Theil, der mehr die Frucht unsrer Einbildungskraft und eines verfeinerten Gefühls ist, erreicht seine ganze Gewalt nur in den höhern Ständen der Gesellschaft; oder vielmehr nur in denen, deren Gefühl zu gleicher Zeit ausgebildet und noch unverdorben ist. Je mehr aber diese Liebe der Einbildungskraft zunimmt, desto mehr scheint sie sich von dem physischen Bedürfniß zu entfernen, und Seelen von einem höhern Schwunge heben sich wie Plato in überirrdische Gefilde, verachten das unreine Feuer einer thierischen Begierde und verfehlen den Zweck der Natur, wenn nicht der Instinkt endlich den Flug ihrer schwärmenden Einbildungkraft lähmt und den erhabenen Weisen entgöttert. Dies sind die Folgen der höchsten Cultur der Einbildungskraft, und wohl uns, wenn sie die einzigen Verirrungen wären, wozu die mächtigste unsrer Leidenschaften den cultivirten Menschen hinreißt. Leider! läßt sich

der physische Theil der Liebe eben so wohl verkün-
steln als der moralische, und seine Verkünstelung,
sie mag nun auf übermäßigen oder auf widernatür-
lichen Genuß hinauslaufen ist allemal eine der trau-
rigsten und schädlichsten Verirrungen der Mensch-
heit. Wenn wir also mit Robertson nur bei
Personen die durch ihre Vermögensumstände
der Sorgen und Arbeiten des Lebens über-
hoben sind, die Geschlechtsneigung in ihrer gan-
zen Stärke suchen müssen; so müste man warlich
besorgen, das menschliche Geschlecht in wenigen
Jahrhunderten aussterben zu sehn; denn bei den
meisten Personen dieser Klasse sind die Leidenschaften
auf diese oder jene Weise verkünstelt und entsprechen
selten der Absicht der Natur. Nirgends ist auch die
Natur so sehr mit sich selbst im Widerspruch, daß
sie den Menschen bloß den Trieb der Selbsterhaltung
befriedigen ließe, und ihn so weit hinabdrückte, daß
er dem süßen Triebe der Fortpflanzung kein Gehör
geben dürfte. Man vergleiche die Familien des
Landmanns mit den Familien der Städter, und
allemal wird der Vergleich für jene vortheilhaft seyn.
Wenn der Landmann im Schweiß seines Angesichts
sein Feld bestellt und für seine Nahrung gesorgt hat;
so erquickt er sich den Abend hindurch beim ländli-
chen Mahl im Schooß seiner Familie, und nie fehlt

es ihm an Kräften, um auch noch für ihre Vermehrung thätig zu seyn, da sich der Städter hingegen, durch übermäßigen Genuß oder durch entkräftende Sorgen gewöhnlich weit früher erschöpft. Und nun zum Wilden selbst! Weder Kleidung noch Koketterie dürfen seine Begierden erst durch Widerstand erwecken; denn sein natürliches Gefühl, wenn er es hat, ist noch nicht durch Ueberladung geschwächt und der Instinkt allein fordert laut genug seine Befriedigung, um nicht vergebens zu rufen, wenn zu dieser Befriedigung nur nicht die Kräfte fehlen. Wer auf diesen Umstand etwas rechnet, könnte eben so wohl annehmen, daß der Wilde verhungern wird, weil er nicht seinen Speisen durch eine französische Zubereitung den haut gout zu geben weiß, der sie für den verkünstelten Gaumen des Europäers so reizend macht. Hunger und Natur bedürfen keinesweges dergleichen künstliche Reize. ---- Und nun die Mühseeligkeiten des wilden Lebens, die Schwierigkeiten, die Ungewißheit der Lebensmittel? ---- Wenn der Naturtrieb des Wilden stark genug wäre; so würden ihn warlich diese Bedenklichkeiten nicht zurückhalten. Selbst unter uns, wo doch ein jeder gewiß mehr als der rohe Wilde auf die Zukunft rechnet, sind oft weit wichtigere Betrachtungen zu schwach, um die Gewalt dieser Leidenschaft zu bän-

digen. Wie oft wird ihr nicht Gewissensruhe, Gesundheit und Ehre geopfert! Wie oft ist nicht ihr Rausch heftig genug alles, alles über den Taumel der Sinnlichkeit zu vergessen! Die häufigen Beispiele des Kindermords unter uns liefern einen sehr traurigen Beweis davon, daß Bedenklichkeiten, die zu andern Zeiten die unnatürlichsten aller Handlungen hervorzubringen vermögen, in dem Augenblicke, wo die Leidenschaft erwacht ist, nicht im Stande sind, sie zu mäßigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neun und zwanzigstes Stück.
Den 18ten Juli 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

Der Neger glüht von allem Feuer der Begierde, das seinem Himmelsstriche natürlich ist; und die rohesten asiatischen Völker äußern in diesem Punkt die lebhafteste Empfindung. Selbst unsre Vorfahren, obgleich ein nördlicheres Klima und eine rauhe Lebensart ihnen nicht erlaubten, die verfeinerten Gefühle ihrer Nachkommen mit diesem Triebe zu vereinigen, beweisen genug, sowohl durch den Antheil den sie dem weiblichen Ge-

schlecht an den Religionsverrichtungen gaben, als durch den ehrfurchtsvollen Ton der Chevallerie, wovon sie die Erfinder sind, und welcher der erste Schritt und das erste Mittel zu ihrer Verfeinerung war, daß sie auf die Gunstbezeugungen der Weiber allezeit einen hohen Werth gelegt haben. Wir läugnen gar nicht, daß eine niedrige Behandlung der Weiber nicht bei manchen andern Völkern eine Folge ihrer Barbarei sei: allein nicht immer ist ihre Sclaverei mit einer Geringschätzung des physischen Vergnügens verbunden, das sie gewähren, wie dies offenbar bei den Amerikanern der Fall ist; sondern entweder glaubt der Wilde, er habe das Recht, jeden schwächern zu mishandeln und als seinen Sclaven anzusehn, oder er hält seine Weiber so strenge, um sich dadurch vor jedem Fremden zu sichern, der sonst diese Reize genießen könnte, die er wie sein Eigenthum ansieht. In diesem letztern Fall gerathen also nur darum die Weiber in den Zustand einer kläglichen Sclaverei, weil man ihren Werth kennt, und gegen sie mistrauisch ist. — — Dies wird hoffentlich hinreichen um darzuthun, daß der Kaltsinn der Amerikaner gegen ihre Weiber, nicht von ihrer geringen Cultur, sondern von ihrer durchs Klima veranlaßten Schwäche herrühren.

Der Ungesundheit des amerikanischen Klima schreiben viele Schriftsteller auch die Entstehung jener fürchterlichsten unter allen menschlichen Krankheiten zu, die uns heimtückisch im Schooße des Vergnügens überrascht, die das menschliche Geschlecht zu zerstören droht, indem sie die Quelle des Lebens vergiftet, und die unter allen Zufällen, denen das hinfällige Gebäude unsers Körpers von der Natur ausgesetzt ward, der schmerzhafteste, abscheulichste und schreklichste ist. Wenn dies die unbezweifelte Folge von der Entdeckung der neuen Welt wäre, wie empfindlich hätten sich dann nicht die Amerikaner an ihren Siegern gerächt! Wie sehr würde die Zugabe dieses Elends, zu der ganzen Last, unter welcher schon vordem das menschliche Geschlecht in der alten Welt seufzte, alle Vortheile überwiegen, die Europa aus der Entdeckung der neuen Welt gezogen hat. Waren die unseeligen Goldklumpen, die wir aus Amerika gezogen haben, war die Erweiterung unsrer Kenntnisse, die wir der Bekanntschaft mit der neuen Welt verdanken, waren die wenigen Nahrungsmittel, die wir aus diesem Lande erhalten haben – war denn dies alles durch die Verwüstungen der Europäer in dem ganzen neuen Welttheil, durch den traurigen Tod und durch die noch traurigere Sklaverei so vieler Tausende seiner Ein-

gebornen, durch die Aufopferung und durch das Elend so mancher Europäer, die als Schlachtopfer eines ungewohnten, unangebaueten, ungesunden Klima, oder ihrer eignen, niedrigen Leidenschaften, ihrer Habsucht, ihres Ehrgeizes oder ihres Blutdurstes dort umkamen, war es durch die barbarische, ewig die Menschheit entehrende Einführung des Negernhandels noch nicht theuer genug verkauft? War es noch nicht genug, daß tnach dieser Entdekkung zwei Theile der alten Welt und der größte Theil der neuen entvölkert wurden? sollte es zugleich auf ewig unmöglich gemacht werden, diesen Schaden je wieder zu ersetzen? Sollten sie dadurch alle zu Einer großen Wüste werden? Warlich, so lieb auch dem Freunde der Menschheit die Entdekkung von Amerika seyn mag, so sehr wir uns auch über die Unwissenheit aller vorigen Jahrhunderte erhoben haben, als wir die noch unbekannte Hälfte unsers Wohnplatzes entdeckten, so sehr auch alle unsere Kenntnisse und selbst unsre Gefühle durch diese wichtige Entdeckung erhöht sind, so viel auch die Aussichten des Menschenfreundes auf die Vervollkommung und Veredelung unsers Geschlechts durch die Entstehung jener Freistaaten schon gewonnen haben, die zur Freistadt der Wahrheit, zum festen Sitze für jede Art von Freiheit und zur dereinstigen Rettung der ganzen übrigen Welt von der

niederdrückenden Fesseln jedes Despotismus durch die Hand der Vorsehung selbst hingestellt scheinen — dennoch scheint sich die Waage zum Nachtheil dieser Entdeckung zu neigen, wenn durch sie über das menschliche Geschlecht diese schärfste aller seiner Geisseln gebracht worden ist. Die beiden vorzüglichsten Schriftsteller, deren Genie sich an Untersuchungen über die Amerikaner geübt hat, Robertson, den wir als den vornehmsten Geschichtschreiber von Amerika schon öfter angeführt haben, und der Herr von Pauw, den wir als einen philosophischen Forscher über jeden interessanten Gegenstand in der neuen Welt dem Engländer dreist an die Seite stellen, beide stimmen darin überein, dies fürchterliche Uebel als eine Folge von der Ungesundheit des amerikanischen Klima anzusehn. Der Herr von Pauw insbesondere hat seinen gewöhnlichen Scharfsinn und seine ihm eigne erstaunliche Belesenheit darauf verwandt, die Einwürfe des Sanchez gegen diese Behauptung zu entkräften. Ungeachtet aller unsrer Achtung gegen die Verdienste eines so großen Mannes, und ungeachtet aller unserer Dankbarkeit gegen ihn, dem wir einen großen Theil unsrer bisherigen Bemerkungen über das amerikanische Klima schuldig sind, können wir uns nicht enthalten, hier von ihm abzugehn und die Entstehung des

venerischen Uebels in einen frühern Zeitpunkt zu setzen.

Wer unsre bisherigen Betrachtungen über das amerikanische Klima gelesen hat, wird uns gewiß keiner Vorliebe für dasselbe beschuldigen. So gewiß wir indessen davon überzeugt sind, daß ihm viel zugerechnet werden muß, so weit sind wir davon entfernt, ein Uebel auf seine Rechnung zu schreiben, woran es, zum Theil wenigstens, unschuldig ist; denn wir opfern mit Vergnügen die Wahrheit jedem System auf. Wer die Gründe zu kennen wünscht, warum wir das amerikanische Klima von dieser wichtigen Beschuldigung frei sprechen, der sehe einen großen Theil davon in Forsters schon oft angeführten so schätzbaren Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt S. 426. u. f. zusammengedrängt: dort findet man eine große Menge von Zeugnissen beigebracht, woraus erhellt, daß alle auszeichnenden Symptome der venerischen Krankheit schon lange vor der Entdeckung von Amerika in Europa bekannt gewesen, und nicht erst seit der Rückkehr des Columbus bemerkt worden sind. Dieser große Naturforscher ist daher der Meinung, daß die Lustseuche wohl allenthalben aus einem hohen Grade von wollüstigen Ausschweifungen entstehen könne, und er beweist, daß sie in

O-Taheiti wirklich vor der Ankunft der Europäer schon Statt gefunden habe. Wir treten dieser Meinung willig bei, und wir würden sie noch mit einigen innern Gründen zu unterstützen suchen, wenn wir nicht voraussetzten, daß dem größten Theil unsrer Leser eine umständlichere Untersuchung dieser traurigen Materie zuwider wäre, die wir nur nicht ganz übergehen konnten, da sie so nahe mit der Untersuchung über den Einfluß des amerikanischen Klima zusammenhängt und von den vorzüglichsten Schriftstellern als die hauptsächlichste Folge dieses ungesunden Himmelsstrichs angesehen ist. Wir sind überzeugt, daß diese schreckliche Krankheit in jedem Zeitalter die ausschweifende Wollust gewöhnlich begleitet habe, und besonders ist es uns wahrscheinlich, daß der Aussatz, wenigstens sehr oft, wenn nicht immer, weiter nichts als eine besondre Modifikation dieses fürchterlichen Uebels gewesen sei; denn allenthalben, wo man mit der Lustseuche und ihren verschiedenen, erstaunlich mannigfaltigen Aeußerungen genauer bekannt geworden ist, hat man hernach nichts weiter vom Aussatz gehört. Auch der Aussatz der alten Juden scheint mit diesem Uebel einerlei, oder doch sehr verwandt damit gewesen zu seyn. Wir schließen dies theils aus dem Abscheu, den man vor den Aussätzigen hatte, und

der so leicht keine unverschuldete Krankheit zu verfolgen pflegt; theils aus den vielfachen Vorsichtigkeitsregeln, die man beobachtete, um die davon angesteckten Elenden gänzlich von der menschlichen Gesellschaft zu trennen, und dadurch der weitern Verbreitung der Seuche vorzubeugen. Eine so große Behutsamkeit wäre bei jeder Art von wahrem Aussatz und selbst bei der schlimmsten Art davon, bei der **Elephantiasis**, oder dem egyptischen Aussatz, überflüßig gewesen; denn auch diese ist nicht ansteckend. Herr **Thomas Hebardin**, ein geschickter englischer Arzt in Madera berichtet: daß er ein täglicher Zeuge von dem Umgange ist, den die Aussätzigen dieser Art mit den Gesunden pflegen, ohne den letztern dadurch einigen Nachtheil zuzufügen. Ihm sind Beispiele bekannt, wo aussätzige Ehemänner in einer Ehe mit gesunden Weibern eine lange Reihe von Jahren zusammen gelebt, und ohne ihnen den geringsten Zufall dieser Krankheit zuzuziehn, sogar Kinder mit ihnen gezeugt, aber auf ihre unglückliche Nachkommenschaft das Uebel vererbt haben; so wie auch unter uns die Gicht, das Podagra, und mehrere von verdorbenen Säften herrührende Krankheiten, häufig vererbt werden. Hier sieht man deutlich den Unterschied zwischen Elephantiasis und Lustseuche, und jene Krankheiten,

die einen jeden, der damit behaftet war, sogleich von der Gesellschaft gänzlich abzusondern nöthigten, scheinen also immer nur zur leztern zu gehören. Vergleicht man noch überdem manche Beschreibungen der Alten von ihrem Aussaz mit den Symptomen der Lustseuche; so sieht man ganz augenscheinlich, daß diese beiden schreklichen Krankheiten bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung nur unter einerlei Namen bekannt gewesen, und häufig mit einander verwechselt worden sind.

Wir haben jezt das Klima der neuen Welt gegen den wichtigsten Vorwurf vertheidigt, der ihm jemals gemacht worden ist; allein wir sind nicht Willens, uns jenen Anwalden gleich zu stellen, die mit gleichem Eifer die gegründeten Gerechtsame und die ungerechtesten Ansprüche ihrer Partheien zu vertheidigen suchen. Wenn gleich der amerikanische Himmelsstrich nicht die Ursache von jener schrecklichen Geissel der Menschheit ist; so können wir doch nicht in Abrede seyn, daß er zur Verbreitung und zur Schärfung dieses Ungemachs sehr viel beigetragen hat. Unstreitig waren zur Zeit der Entdeckung der neuen Welt die Spanier eine der gesundesten und dauerhaftesten Nationen von Europa, und dennoch erlagen sehr viele von ihnen unter den Uebeln

dieser ungesunden Atmosphäre, und alle diejenigen, denen das Glück zu Theil ward, von den unbekannten und heftigen Krankheiten der entgegengesetzten Halbkugel nicht angesteckt zu werden, oder sie zu überleben, fühlten darum nicht weniger die Wirkungen dieses menschenfeindlichen Klima. Nach dem allgemeinen Berichte der frühern und gleichzeitigen spanischen Geschichtschreiber kamen sie alle entkräftet, abgezehrt, mit matten Augen und einer siechen, gelben Farbe, als dem Gepräge dieses neuen Himmelsstrichs nach Europa zurück. In solch einem Lande nun, wo auch ein kurzer Aufenthalt die Reisenden nicht gegen die Angriffe der ungesunden Luft sichert, und wo die Eingebornen, wie wir vorher gezeigt haben, in einem erstaunlichen Grade kraftlos und entnervt sind, muß jede Krankheit, die sich durch Mittheilung der Ausdünstungen und durch Berührung fortpflanzt, unstreitig allgemeiner und gefährlicher werden, als in jeder andern Erdgegend. Nimmt man zugleich noch darauf Rücksicht, daß fast alle Heilmittel gegen die Lustseuche darin übereinkommen, das venerische Gift durch die unmerkliche Ausdünstung und durch den Schweiß fortzuschaffen; so muß es uns sehr wahrscheinlich werden, daß in einer Gegend, wo die Transpiration durch die Feuchtigkeit der Luft ge-

hemmt ist, und wo noch dazu in jedem Augenblick eine feuchte, ungesunde und mit diesem Gift geschwängerte Atmosphäre in alle Schweißlöcher eingesogen wird, die Verbreitung dieser Krankheit weit schneller erfolgen und ihre Bösartigkeit den höchsten Gipfel erreichen müsse. In der That übertraf die Wuth dieser Seuche in Amerika zur Zeit seiner Entdeckung alles, was man schreckliches von dieser Art in Europa bis dahin gekannt hatte, und der Keim davon schien in der ganzen dortigen Atmosphäre verbreitet zu seyn; denn ein kurzer Aufenthalt daselbst, ohne alle Vermischung mit den Einwohnern und selbst ohne alle Berührung, war hinreichend, um sich dieses Unheil zuzuziehen. Selbst alle Hunde, welche die Spanier auf verschiedene Inseln und auf das feste Land von Amerika brachten, wurden von der venerischen Seuche angefallen. Die Allgemeinheit und die Heftigkeit dieses Uebels, wovon man an keiner europäischen Krankheit ein ähnliches Beispiel kannte, scheint zuerst Gelegenheit zu dem Gedanken gegeben zu haben, daß auch dies Uebel selbst bis dahin unter uns ganz unbekannt gewesen sei, und die erschrecklichen Wirkungen, die dies Gift nach seiner Einführung in Europa hervorbrachte, scheinen diesen Irrthum bestätigt zu haben. Viele feine Stoffe in der Natur und

vorzüglich diejenigen, die der Gährung fähig sind, werden bekanntermaaßen durch die Verfahrung von einem Orte zum andern weiter entwickelt und erhalten dadurch einen höhern Grad von Wirksamkeit: und eine ähnliche Bewandniß scheint es mit dem Gifte der Lustseuche gehabt zu haben. Entweder durch die Veränderung der Atmosphäre, oder was uns beinahe noch wahrscheinlicher dünkt, durch die Verbindung mit ähnlichen Stoffen der alten Welt, gerieth es zu einem Grade der Schärfe, der über alle Vergleichung ist. Das Gift dieser Seuche war so bösartig, ihre Zufälle so heftig, ihre Wirkung so schnell und tödtlich, und die Ansteckung davon so unvermeidlich, daß sie alle Bemühungen und alle Geschicklichkeit der Aerzte vereitelte. Erstaunen und Entsetzen begleiteten sie allenthalben auf ihrem raschen Laufe: innerhalb vier Jahren hatte sie sich fast über ganz Europa mit den schrecklichsten Zufällen geäußert: eine Menge der angesehensten und der gemeinsten Personen, Könige, Fürsten und Bettler wurden auf gleiche Weise davon hingeraft, und ihre Fortpflanzung geschah auf so mancherlei unbemerkbare Arten, daß es keine Schande mehr war, davon angefallen zu werden: man fing an, in ganzem Ernste das Aussterben des Menschengeschlechts an einer so entsetzlichen Plage zu fürchten: an vie-

len Orten wurden zweckmäßige und weise Veranstaltungen von der Obrigkeit getroffen, um ihre weitern Fortschritte zu hemmen: schlechte Aerzte und zweckwidrige Arzeneien, die bei einem unbekannten Uebel sehr natürlich und verzeihlich sind, machten es ärger, anstatt es zu lindern. Endlich scheint es in die ganze Atmosphäre vertheilt, und durch seine weite Ausdehnung scheint seine Heftigkeit gemildert zu seyn: die Erfahrung und der Scharfsinn der Aerzte entdeckten nun nach und nach wirksame Arzneien dagegen: die Anstalten der Obrigkeit hinderten es, weiter um sich zu greifen und nun scheint sich seit dritthalbhundert Jahren seine Bösartigkeit sehr vermindert zu haben. Sehr angesehene Aerzte hegen die Vermuthung, daß es von Geschlecht zu Geschlecht immer gelinder und immer seltner werden muß, und daß man es einst in einem glücklichern Jahrhundert nur noch aus Beschreibungen kennen wird, und jeder Menschenfreund, er mag auch sonst noch so wenig auf Weissagungen halten, wird doch wünschen, daß diese Prophezeihung bald in Erfüllung gehen möchte.

In so fern also, als die in Europa sonst schon vorhandene Lustseuche durch Vermischung mit dem venerischen Gifte der neuen Welt einen ansehnlichen Zuwachs an Schärfe, Heftigkeit und Verallgemei-

nerung erhalten hat, und in so fern noch die jetzigen Krankheiten von dieser Art aus dem eigenthümlichen Gift der alten und neuen Welt zusammengesetzt seyn mögen; bloß in so fern können wir nach unserm Dafürhalten den Ursprung dieses entsetzlichen Uebels dem amerikanischen Klima beimessen. Wenn es also auch nicht bösartig genug war, um ein neues ganz besondres Gift zu erzeugen; so war es doch ungesund genug, um dies Gift in seinem Schooße besonders zu begünstigen, und ihm eine Schärfe zu geben, die es sonst nirgends hätte erhalten können. Auch diese Wirkung ist schon ein genugsamer Beweis für seinen ungünstigen Einfluß, und mit ihr beschließen wir unsre Betrachtungen über den Einfluß des amerikanischen Klima auf die Organisation der Eingebornen der neuen Welt. Ehe wir aber überhaupt die Lehre von den Wirkungen des Klima auf die Organisation des Menschen verlassen, haben wir noch erst eine davon anzuführen, die in der Folge eben so wichtig als alle übrigen für uns werden wird: dies ist nämlich die frühere Mannbarkeit beider Geschlechte in den heißern Himmelsstrichen, die in der Kälte weit später eintritt.

Nach der Geburt des Menschen scheint die Natur anfangs nur allein für die Erhaltung und für

den Wachsthum ihres Werks besorgt zu seyn. Das Kind kann nicht mehr Nahrung zu sich nehmen, als gerade dazu hinreicht, damit es sich nähren und wachsen könne. Es lebt und wächst in diesem Alter nur für sich allein, sein Daseyn ist nur auf sein eignes schwaches Leben eingeschränkt, und es ist nicht im Stande, davon etwas mitzutheilen. So bald aber jeder Theil so weit entwickelt ist, als es nach der natürlichen Anlage geschehen kann; so bleibt ein Theil der gewöhnlichen Nahrung übrig, dadurch vermehrt sich der Stoff des Lebens, der Mensch erhält mehr davon als zur Fortdauer seines eignen Daseyns nöthig ist, und er wird dadurch in den Stand gesetzt auch andern Wesen die Wirklichkeit mitzutheilen. So entsteht die Epoche der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern. Weil die Mannspersonen größer und stärker werden als die Frauenzimmer, auch mit einem dichtern und festern Körper, mit härtern Knochen, mit kräftigern Muskeln und einem derberen Fleische versehn sind; so wird bei ihnen zum völligen Wachsthum des Körpers eine längere Zeit als bei dem andern Geschlecht erfordert. Da aber erst alsdann, wenn der Wachsthum des Körpers völlig oder doch größtentheils vollendet ist, das überflüßige der Nahrung aus allen Theilen desselben zu den Zeugungstheilen bei-

der Geschlechte geführt wird; so muß die Nahrung bei den Frauenzimmern früher als bei den Manns-personen dahin abgesondert werden, weil ihr gänzlicher Wachsthum weniger Zeit und Stoff erfordert und ihr ganzer Körper weder die Größe noch die Stärke eines männlichen Körpers erreicht. Hieraus wird es begreiflich, warum in allen Ländern das weibliche Geschlecht allemal um einige Jahre früher zur Mannbarkeit gelangt, als das männliche: die Anzahl der Jahre aber, in welchen beide Geschlechter gewöhnlich diesen Zustand erreichen, ist nach der Wärme oder Kälte des Klima verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Dreißigstes Stück.

Den 25ten Juli 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

In den mittäglichen Theilen von Europa sind die meisten Mädchen im zwölften, die Knaben aber im vierzehnten Jahre zu ihrer Mannbarkeit gereist. In den etwas kältern Gegenden gelangen die Mädchen im vierzehnten und die Knaben im sechzehnten Jahre zu diesem Zustande der Reife. Bei uns sieht man gewöhnlich ein Alter von sechzehn Jahren für den Zeitpunkt der Mannbarkeit beim weiblichen Geschlecht an, und rechnet achtzehn bis zwanzig Jahre

auf die männliche Reife. Weiter nach Norden hinauf wird dieser Zeitpunkt immer später fallen, und weiter gegen die Mittagslinie tritt er um ein merkliches früher ein. In den wärmsten Himmelsstrichen von Asien und Afrika zeigen sich beim größten Theil der Mädchen die Spuren der Mannbarkeit schon im zehnten und oft schon im neunten Jahre. Diese Verschiedenheit unter verschiedenen Himmelsstrichen ließe sich schon vermuthen, wenn sie auch nicht durch Beobachtungen erwiesen wäre. Die Wärme des Klima theilt allen Gefäßen einen höhern Grad von Reiz mit, und setzt also die darin enthaltenen Flüßigkeiten in eine stärkere und schnellere Bewegung: sie begünstigt zugleich die Entwickelung aller Theile, indem sie dieselben ausdehnt und also den Widerstand mindert, den die Flüßigkeiten ohne diese Erleichterung finden würden: natürlich muß also bei der heftigern Bewegung aller Säfte, und bei der größern Ausdehnung aller festen Theile die Entwickelung derselben schneller von Statten gehn, und der Körper muß früher zum höchsten Grade seines vollendeten Wachsthums gelangen. Die Kälte dagegen vermindert den Reiz der Gefäße, bewirkt einen langsamern Umlauf der Säfte, und indem sie alle festen Theile zusammenzieht, bewirkt sie einen größern Widerstand bei ihrer Circulation:

daher geht der Wachsthum also langsamer vor sich, und wird später vollendet, und so entsteht auch in der Kälte der Zustand der Mannbarkeit später. Wenn aber die heißern Klimate der frühern Mannbarkeit günstiger sind; so erhält sich dieser Zustand dagegen in kältern Erdgegenden desto länger. In den heißesten Ländern ist eine Frau von zwanzig Jahren schon unfruchtbar und alt; aber bei uns kann eine Frau von vierzig Jahren noch Kinder gebähren, und wenn für die Mannspersonen der nördlichen Gegenden der Zeitpunkt vom achtzehnten bis zum vier und zwanzigsten Jahr zur vollkommnen Ausarbeitung eines fruchtbaren Samens erfordert wird, da in den heißen Gegenden Knaben von zwölf Jahren schon Kinder zeugen; so scheint jenen dagegen von der Natur fast kein Ziel gesetzt zu seyn, wo sie zur Zeugung unfähig werden. Wenn das Alter im sechzigsten oder im siebzigsten Jahre des Lebens den Körper zu entkräften anfängt; so fehlt es an hinlänglicher oder an fruchtbarer Samenfeuchtigkeit. Man weiß aber dennoch Beispiele von Greisen anzugeben, die noch im achtzigsten, ja wohl im neunzigsten Jahre Kinder gezeugt haben, und die Sammlungen von Beobachtungen aufmerksamer Naturforscher sind häufig mit solchen Begebenheiten angefüllt.

Mit dieser Bemerkung schließen wir die Lehre von dem Einfluß des Klima auf die Organisation des Menschen. Wir sind weit davon entfernt, das hier gelieferte für vollständig auszugeben; und es wird noch der Fleiß künftiger Jahrhunderte dazu gehören, um alle Thatsachen zu sammlen, aus welchen man darüber ein vollständiges System aufführen könnte. Man müßte erst noch weit genauer mit den verschiedenen Bestandtheilen unsrer Atmosphäre bekannt seyn, deren Zerlegung nur in unserm Jahrhundert angefangen ist: man müßte in jeder Erdgegend eine lange Reihe von Beobachtungen und Versuche zu diesem Ende anstellen: man müßte alle diese Versuche mit einander vergleichen, um daraus erst die Verschiedenheiten aller Klimate gründlich zu erforschen: man müßte auch den Menschen unter allen Erdstrichen näher beobachten: man müßte mehrere Zergliederungen unter fremden Himmelsstrichen anstellen, und mit einer mühsamen Aufmerksamkeit auch die kleinsten Abweichungen, die in ihren Folgen oft so wichtig sind, zusammentragen: dann könnte man den Versuch machen, aus physikalischen Gründen die Wirkungen aller einzelnen Bestandtheile der Atmosphäre und ihrer verschiedenen Mischungen zu erklären, und so endlich festzusetzen, in wie weit der Mensch vom Klima abhängig sei. Man

sieht leicht daß dies nicht die Arbeit eines einzelnen Menschen oder eines kurzen Zeitraums ist. Wie lange wird es aber nicht noch währen, ehe man in Grönland oder am Senegal Akademien der Wissenschaften errichtet!

Wenn gleich aber die Beobachtungen, die wir hier zusammengetragen haben, noch sehr unvollständig sind und es nach der jetzigen Lage der Wissenschaften seyn müssen; so haben sie darum doch immer ihren Werth. Keine Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, ist jemals auf einmal entstanden; sondern alle Erfahrungen müssen erst oft vervielfältigt, durch Wiederholung berichtigt und genau bestimmt werden, ehe man im Stande ist, Wissenschaft darauf zu bauen. Es ist also immer verdienstlich, die Erfahrungen über irgend einen Gegenstand zu sammlen, und dadurch daß man sie in eine wissenschaftliche Form zu bringen sucht, und ihren Gründen wie ihren Folgen nachspürt, die Lücken zwischen ihnen zu entdecken, und zu zeigen, welchen Weg man einschlagen müsse, um sie zu ergänzen. Noch verdienstlicher ist es, den Trieb nach neuen Beobachtungen über einen Gegenstand dadurch zu reizen, daß man die Wichtigkeit der bis jetzt vorhandenen anschaulich macht, und also von den künftigen sich gleiche wichtige Folgen für die Erweiterung

unsrer Kenntnisse verspricht. Das erste Verdienst glauben wir uns in der vorhergehenden Abhandlung über den Einfluß des Klima auf die menschliche Organisation einigermaaßen erworben zu haben; und auf das zweite hoffen wir einigen Anspruch machen zu dürfen, wenn wir unter dem Artikel Organisation, worüber wir in diesen Blättern eine eigne Abhandlung zu liefern denken, die weitern Folgen von diesem Einfluß werden entwickelt haben. Alsdenn werden unsre Leser hoffentlich mit uns darinn übereinkommen, daß diese Lehre für die Anthropologie von außerordentlicher Wichtigkeit sei.

Ehe wir die Abhandlung vom Klima gänzlich beschließen, wollen wir noch einige Folgen davon anführen, die vielleicht minder wichtig sind, aber doch nicht ganz bei dieser Materie übergangen werden können, nämlich die Wirkungen, die es auf die Kleidung, auf die Gebäude und auf die Sprachen äußern soll.

Es ist eine allgemeine Gewohnheit in heißen Erdstrichen, sich nur wenig, oder auch mit weiten, wallenden Kleidern zu bedecken. Die Wilden, die den grösten Theil dieser Zone bewohnen, sind meistens im ersten Fall, und die einigermaaßen gesitteten Völker derselben im zweiten. Auf den westlichen Inseln des stillen Meers, wo vermöge des

sanftern Himmelsstrichs die Kleidung kein Bedürfniß ist, verhüllt man blos diejenigen Theile, die vermöge einer allgemeinen Uebereinstimmung bei allen Völkern bedeckt zu werden pflegen. In eben diesem sanften Klima zwischen den Wendekreisen haben die mehr gesitteten Taheitier eine bequeme und zugleich zierliche Kleidung gewählt. Der untere Theil des Leibes bis an die Waden, wird in ein oder mehrere Stücke ihres aus Maulbeerrinde verfertigten Zeuges gewickelt und den obern Theil bedeckt ein anderes Stück, welches in der Mitte der Länge nach einen Einschnitt hat, wodurch man den Kopf steckt. Hiermit sind die Schultern, der Oberarm, Rücken und Brust bedeckt. Bisweilen hängt das Oberkleid ganz frei, bisweilen wird ein langer Streif Tuch, gleich einer Schärpe darüber gewikkelt. In kalten Ländern dagegen sind diejenigen Kleidertrachten gewöhnlich, die an den Leib dicht anschließen. Es ist gewiß, daß ihre ursprüngliche Form mancherlei Abänderungen erlitten hat; man kann aber doch nicht ohne Grund vermuthen, daß sie in den ältesten Zeiten mit der, gegenwärtig oder wenigstens mit der vor zweihundert Jahren, üblichen viel Aehnlichkeit gehabt habe. Tacitus erzählt, daß zu seiner Zeit die Kleidung der Deutschen nicht weit und faltig gewesen sei, sondern dicht an

dem Körper angelegen habe, so daß man an ihr die Gestalt aller Glieder habe unterscheiden können. Noch mehr Aehnlichkeit mit der heutigen europäischen Tracht hatte die Kleidung der deutschen Weiber, so wie wir sie bei eben diesem Schriftsteller beschrieben finden. Ihr Gewand hatte keine Ermel, sondern die Arme waren vom Ellbogen bis an die Hand ganz bloß, und so auch der obere Theil des Halses. Es ist schwer einzusehn, warum man in einem so harten Himmelsstrich einen so zarten Theil, wie der Hals ist, ohne Bedeckung gelassen; aber desto begreiflicher ist es, warum die verfeinerten Töchter in dem jetzt gemilderten Himmelsstrich unsers Vaterlandes diese Gewohnheit beibehalten haben. Die entblößten Arme hatten ihren Grund wahrscheinlich in der Häuslichkeit unserer Urmütter und wir wünschen, daß diese Tugend unter unsern jetzigen Frauenzimmern eben so in der Mode sei, als diese Tracht, wodurch sie bezeichnet wird.

Die öffentlichen Gebäude in heißen Himmelsstrichen sind geräumig und hoch, und die Privathäuser mit Absicht dazu eingerichtet, die allzu große Hitze abzuhalten. Vielleicht fände man kein ansehnliches Gebäude in den eigentlich kalten Erdstrichen, wenn nicht die Baukunst von wärmern Ge-

genden erst dahin gekommen wäre, und ihren frühern Charakter dort beibehalten hätte.

Auch auf die Sprache hat die verschiedene Luftwärme einigen Einfluß. Der abgebrochne rauhere Sprachton der nordischen Völker und der Ueberfluß an Consonanten in ihren Sprachen rührt vielleicht daher, weil sie sich, so viel als möglich hüten, den Mund in der Kälte zu weit aufzuthun. In wärmern Ländern hingegen pflegt man aus der entgegengesetzten Ursache den Mund mehr zu öffnen, und daher muß die Sprache daselbst einen sanftern Klang und einen Ueberfluß von Selbstlautern haben. Jedes Wort, ja jede Silbe im Taheitischen z. B. endigt sich auf einen Selbstlauter, und daher musten die Einwohner, so oft sie einen europäischen Namen aussprechen wollten, der auf einen Consonanten ausging, allemal noch einen Vocal anhängen. Diese Menge der Vocale giebt der Sprache Wohlklang und einen sanften Charakter. Für jeden zischenden Laut als s, sch u. s. w. den ihre Sprachwerkzeuge gar nicht hervorzubringen vermochten, und für jeden Consonanten, der ihrem Ohre nicht weich genug tönte, z. B. K, schoben sie einen andern unter, der in der Aussprache leichter war: für Solander sezten sie Tolano, verwandelten also den Zischlaut S am Anfange in

T, und die ganze harte lezte Silbe durch deren Verbindung mit den vorigen zwei Consonanten zusammen kommen, in den einen Vokal O; für Banks sagten sie ta Bane; für Cook (im englischen Kuhk) Tute, und für Georg (im englischen Dshordsh) Teori. Durch diesen Ueberfluß von Vokalen mußte leicht eine große Aehnlichkeit in ihren Wörtern entstehn; sie brachten deswegen Diphthongen (zwei zu einem Ton vereinigte Selbstlauter, als au, ei, å u. s. w.) und verschiedene Accente in ihrer Sprache an, um die Töne zu vervielfältigen, und durch die dabei nothwendige Anstrengung des Gehörs, war dieser Sinn bei ihnen so fein geworden, daß sie auch die kleinsten fast unmerklichen Unterschiede fassen konnten; denn oft giebt ein gar geringer Unterschied in der Aussprache einen sehr wesentlichen des Sinnes: wie z. B. Eiya, Fische, aiya stehlen oder plündern, und oiyo eine Meerschwalbe.

Wenn diese Bemerkung wahr seyn sollte; so ist sie von einer größern Fruchtbarkeit, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, und eine öftere Anwendung davon kann uns vielleicht noch wichtige Aufschlüsse über die erste Geschichte der Vorzeit geben. Ein einziges Beispiel ist hier hinreichend, um unsern Lesern dies bemerkbar zu machen. Wir ha-

den in einem unsrer vorigen Blätter einmal darge-
than, daß das Klima von Italien seit zwei Jahr-
tausenden um einen sehr merklichen Grad gelinder
worden sei. Wir haben von den Schriften der
Römer so viele übrig behalten, daß wir im Stande
sind, über die Beschaffenheit des Klima vor diesem
Zeitpunkt ziemlich genaue Nachrichten daraus zu
ziehen, und in Vergleichung mit dem jetzigen dorti-
gen Himmelsstrich jene Behauptung als ausgemacht
festzustellen. Gesetzt aber unsere Nachrichten von
den ehemaligen Italien wären weniger vollständig
und es wären bei der Verwüstung Italiens durch
die Barbaren nur gerade so viel Denkmäler aus
jener Zeit für uns gerettet, daß wir die damalige
Sprache der Römer mit der heutigen Mundart der
Italiener zu vergleichen im Stande wären; gesetzt
wir wüßten überdem nur noch, daß die Verwüster
Italiens aus Norden gekommen sind; so würde
uns blos die Vergleichung der ältern und neuern
italienischen Sprache auf eben den Satz von der
Milderung des italienischen Klima seit jenem Zeit-
punkte leiten. Bei der Vergleichung beider
Mundarten fällt es sogleich in die Augen, daß die
Vocale in der heutigen bei weitem häufiger sind,
als zu den Zeiten der Römer. Jedes Wort endigt
sich auf einen Vocal, oder kann sich wenigstens

darauf endigen, wenn er nicht des Wohlklangs wegen, der durch eine zu große Anzahl von Selbstlautern eben so wohl, als durch den Zusammendrang von Consonanten leidet, zuweilen weggeworfen werden muß: durch diesen Ueberfluß an Vokalen hat die neuere Sprache Italiens einen Charakter von sanfter, fast wollüstiger Weichheit erhalten, wodurch sie sich sehr von ihrer männlichen Vorgängerin unterscheidet, so groß auch immer der Antheil seyn mag, den diese unstreitig an ihrer Bildung hat. Jedes Wort, das nicht ganz beibehalten ist, ist sanfter und reicher an Selbstlautern geworden, man vergleiche nur amamus mit *amiamo*, flos mit *il folore*, mors mit *la morte*, und ein jeder, den auch beide Sprachen völlig unbekannt wären, wird nach dem Charakter, den wir so eben von ihnen angegeben haben, ohne alles Bedenken anzeigen können, welches von zwei zusammengehörenden Worten das lateinische und welches das italienische sei. Nun kann aber dieser Ueberfluß an Vokalen, dieser höhere Wohlklang, dieser Zug von wollüstigem Schmachten, der das Gepräge der neuern italienischen Sprache ausmacht, unmöglich als eine Verbesserung angesehn werden, den die Gothen und Lombarden, oder eins von den übrigen in Italien eingebrochenen Völkern in der römischen Sprache

gemacht hätten; denn diese Völker, die alle aus nördlicher gelegenen Gegenden über die Alpen her nach Italien zogen, musten nach der vorhin angeführten Bemerkung in ihrer eigenthümlichen Sprache mehr Consonanten haben, als die Römer, und so viel wir ihre damalige Mundart kennen, finden wir bei ihnen diese Bemerkung auch bestätigt: wie hätte also durch die Vermischung rauher barbarischer Töne, mit der gewiß wohlklingenden, und ausgebildeten römischen Sprache jener hohe Grad von Harmonie entstehen können, die uns im Ausdrucke sanfter Leidenschaften so entzückt? — Es bleibt also nichts anders übrig, als den Satz anzunehmen: das Klima von Italien hat sich seit dem Untergange des römischen Freistaats sehr gemildert, und seine größere Wärme hat allmählig eine Veränderung in der Sprache seiner Bewohner hervorbringen müssen, zu deren Verhinderung auch selbst die Einfälle der Barbaren zu schwach gewesen sind. Eine aufmerksame Beobachtung verschiedener Sprachen in verschiedenen Gegenden und verschiedenen Zeitaltern, würde wahrscheinlich durch angestellte Vergleichungen darüber manchen ähnlichen Wink über wichtige Thatsachen in der Geschichte der Vorwelt geben, die man hernach weit leichter bestätigen kann, wenn man schon durch dergleichen vor-

läufige Beobachtungen auf richtige Vermuthungen geleitet ist.

Nach allem, was wir bisher über die Wirksamkeit des Klima unsern Lesern vorgelegt haben, werden sie sich vielleicht darüber wundern, daß es Gelehrte gegeben hat, die den Einfluß desselben auf den Menschen gänzlich haben abläugnen wollen: diese Verwunderung wird noch steigen, wenn sie hören, daß Männer diesen Satz angefochten haben, die weder in der Geschichte noch in der Weltweisheit Fremdlinge gewesen sind. Helvetius und Hume zwei berühmte Weltweise, wovon wir den ersten wegen seines Witzes und den zweiten wegen seines außerordentlichen Scharfsinns so wohl, als wegen der großen Verdienste, die er als Geschichtschreiber sich erworben hat, vorzüglich hochschätzen, sind beide der Meinung, daß man auf den Einfluß des Klima gar nicht rechnen dürfe, um die Verschiedenheit menschlicher Charaktere zu erklären.

Hume sucht in seinem „Versuch über Nationalcharaktere" zu erweisen, wie aus bloßen moralischen Ursachen, ohne alle Mitwirkung der physischen, verschiedene Charaktere entstehn können. Er gesteht zugleich aufrichtig, man könne mit Grunde vermuthen, daß nicht nur alle Polar-

menschen, sondern auch die Einwohner des heißen Erdgürtels in Vergleichung mit dem übrigen Menschengeschlecht, auf einer niedrigern Stufe der Vollkommenheit stehn, und daß er sie zu dem Schwunge des Geistes für unfähig halte, durch den sie ihren Zustand verbessern könnten. Diesen eingeräumten Abstand sucht er aber auf die Art aus seinen Grundsätzen zu erklären, daß er annimmt, diese merkwürdige Verschiedenheit lasse sich bei den Polarmenschen aus ihrem Mangel und Elende, und bei den Einwohnern der heißen Zone aus ihrer Trägheit, einer Folge ihrer wenigen Bedürfnisse, herleiten, ohne daß man nöthig habe, seine Zuflucht zu physischen Ursachen zu nehmen. Indessen erhellt doch aus einer Anmerkung, die sich am Schlusse des ersten Bandes seiner Versuche befindet und auf diese Stelle bezieht, daß er sich, ungeachtet seiner Neigung, die Verschiedenheiten des Menschengeschlechts der alleinigen Wirkung moralischer Ursachen zuzuschreiben, dennoch gezwungen sieht, Ausnahmen zuzugeben, und zu gestehn, daß die Negern geringere Vorzüge von der Natur empfangen hätten, als die Bewohner der gemäßigten Gegenden.

Helvetius erklärt in seinem Buch „über den Geist des Menschen“ die Meinung von dem Einfluß

physischer Ursachen in Hervorbringung der Geistes-fähigkeiten und Charaktere beim Menschengeschlecht für ungegründet und chimärisch. Allen Unterschied, den man zwischen ihnen bemerkt, schreibt er bloß sittlichen Ursachen zu. Um die Richtigkeit seiner Grundsätze zu beweisen, sucht er darzuthun, daß alle Menschen von der Natur gleiche Fähigkeiten empfangen haben, und daß die Charaktere so wohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Nationen blos Folgen von moralischen Ursachen sind, die er unter dem allgemeinen Namen der Erziehung zusammen faßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Ein und dreißigstes Stück.

Den 1ten August 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns jetzt nicht darauf einlassen, die Meinung des Helvetius über die allgemeinen Anlagen aller Menschen zu prüfen, weil wir unter dem Artikel Organisation noch eine nähere Veranlassung zur Abhandlung dieser Materie finden werden: wir begnügen uns also hier nur mit der Untersuchung, wie viel dasjenige, was der Engländer und der Franzose mit einander gemeinschaftlich behaupten, gegen die Lehre vom Einfluß des Klima beweise.

Wenn wir die Gleichheit der Anlagen abrechnen, die Helvetius annimmt; so behaupten sie beide: „bei vorausgesetzten völlig gleichen Anlagen werden „unter der Einwirkung verschiedener moralischer Ur„sachen (einer verschiedenen Erziehung nach Helve„tius) verschiedene Charaktere entstehn; folglich ist „es unnütz auf mehrere Ursachen, und insbesondere „auf die physischen einige Rücksicht zu nehmen, wenn „man sich die Verschiedenheit unter den Menschen „zu erklären sucht."

Was den ersten Satz von der Macht der Erziehung über den Menschen betrift; so hat Hume die Möglichkeit davon, wie sie verschiedene Charaktere unter gleichen Anlagen hervorbringen könne, so einleuchtend dargethan, daß wir nicht umhin können, ihm beizustimmen. Tägliche Beispiele lehren uns, wie merklich sich der Einfluß davon, selbst in dem engern Sinne, worinn man das Wort gewöhnlich nimmt, Zeitlebens an jedem Menschen verspüren lasse, wo so viel andre moralische Ursachen doch im Stande sind ihr entgegen zu wirken: wie mächtig muß dann nicht jene Erziehung in dem weitern Verstande des Helvetius seyn, wovon die Erziehung im engern Sinn nur einen kleinen Theil ausmacht, und welche die ganze Summe von allen Wirkungen aller moralischen Ursachen auf den Menschen in sich

begreift! Kein Beispiel aber ist wohl für die Macht der Erziehung entscheidender, und keins ist wohl auch allgemeiner bekannt, als dasjenige, wodurch einst Lykurgus den Spartanern ihren Einfluß zu beweisen suchte.

Dieser große Gesetzgeber dachte im Praktischen vielleicht eben so einzig und eben so vollkommen systematisch, als nachher Aristoteles im Theoretischen. Er glaubte sich überzeugt, daß die Glückseligkeit der Bürger mit ihrer Freiheit im geraden Verhältniß sei; er sah ein, daß diese Freiheit ein Unding sei, ohne eine vollkommen gleiche Vertheilung der Macht; er fand, daß die Gleichheit der Macht immer auf sehr schwachen Füßen stehe, wenn sie nicht mit der Gleichheit des Eigenthums verbunden und auf diese gegründet sei. Er vertheilte deswegen das ganze Gebiet von Sparta in gleiche Theile, und als er die Aecker bei der Erndte in lauter gleiche Abtheilungen getrennt fand; so brach er voll Freuden gegen einen Freund der ihn begleitete in die Worte aus: Sieht's hier nicht aus, als ob alle Lacedämonier Brüder wären, die sich so eben in eine große Erbschaft getheilt haben? Da er die wahren Güter, die Besitzungen des Erdreichs, unter alle zu gleichen Portionen vertheilte, hatte er nur halb sein Werk vollendet, wenn er nicht den Besitz jener Scheingüter,

die sogenannten edlen Metalle und aller Erfindungen des Luxus unnütz gemacht hätte. Er gab deswegen Gesetze gegen den Gebrauch davon, und so sah man endlich auf unserm Planeten das schöne Schauspiel von einem Staat, wo alle Bürger frei und alle Bürger gleich waren — ein Schauspiel das in allen Jahrhunderten der Folgezeit der Wunsch und der Traum aller edlen Seelen gewesen ist, deren Geist unter dem Druck des Despotismus noch Schwungkraft genug behielt, um sich wenigstens an Träumen der Freiheit zu laben. — Dies Gebäude war zu schön, die Aufführung davon hatte den Lykurgus zu viel gekostet, als daß er nicht gewünscht hätte, ihm ewige Dauer zu geben, und auf Jahrtausende noch der Schöpfer eines idealischen Staats zu seyn. Wie aber dies anfangen? Wie den Flug der Zeit aufhalten, die in jeder Minute einen Theil der Vergangenheit verschlingt und verwandelt, alles unaufhaltsam in ihren endlosen Abgrund dahin reißt? Wie war's möglich, jede Art von Luxus auf ewig aus seinem Freistaat zu verbannen, von diesem Luxus, der sich unter tausend Gestalten einschmeichelt, der anfangs den Staat über sich selbst zu erheben scheint, aber einst unausbleiblich der Mörder der Freiheit wird? — Unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten, wobei jedem andern voll Verzweifelung Muth und

Hände gesunken wären, dienten dem größeren Geiste Lykurg's nur zu einem Reiz, großen Gefahren große Anstalten entgegenzusetzen. Er kannte den Menschen zu gut, um dem einbrechenden Luxus durch Gesetze steuern zu wollen, die in diesem Fall allemal unnütz sind, wenn man nicht den Willen zu gehorchen mit ihnen zugleich geben kann: er faßte also den großen Gedanken, jede Leidenschaft mit der Wurzel aus der Seele seiner Bürger zu reißen, an welche der Luxus sich anzuketten pflegt: er führte Gleichheit der Sitten ein, um gar keine Versuchung dazu, die Gleichheit des Eigenthums zu zerstören, in dem Herzen der Bürger aufkeimen zu lassen. Was hätt' es ihm aber gefrommt, durch die zweckmäßigsten Gesetze und durch sein eignes erhabenes Beispiel, die höchste republikanische Reinheit der Sitten in Lacedämon eingeführt zu haben, wenn er es der künftigen Generation überlassen muste, ob sie an dieser unverdorbenen, reizlosen Lebensart ihrer Väter Geschmack finden, oder ob sie nicht, lüstern nach den Bequemlichkeiten des Lebens, auch nach dem Reichthum begierig werden würde, der sie verschafft und erhält, ob sie nicht so die Gleichheit der Güter, mit ihr die Gleichheit der Besitzungen, dadurch die Gleichheit der Gewalt, die Freiheit der Bürger und die Glückseeligkeit der Nation untergra-

ben und stürzen würde? Das Gebäude stand jetzt vollendet da, worauf der große Mann die ganze Kraft seines Lebens verwandt hatte, jetzt wollte er es noch gegen die Gewalt der Zeit schützen. Diese Unverdorbenheit der Sitten, die er so glücklich gewesen war, in seiner Vaterstadt einzuführen, hing von allen den tausend Umständen ab, die auf dem Wege des Lebens zum Vortheil oder Nachtheil des Menschen auf ihn ihren Einfluß äußern. Von allen diesen Umständen sammelte er, so viel als ihm möglich war alle diejenigen aus, die dem Menschen einerlei Richtung mit seinen Gesetzen gaben, er vereinigte sie mit ihnen, und so erhielten sie eine neue Stärke; aber er kannte die Gewalt der ersten Eindrücke, er wuste wie schwer es hält, eingewurzelte Gewohnheiten auszurotten, und dem Menschengemüth, wenn es schon einen gewissen Grad von Festigkeit erlangt hat, noch eine andere Wendung zu geben. Durch diesen Gedanken bewogen, richtete er die ganze Staatsverfassung so ein, daß die Eindrücke der Gesetze die ersten waren, die jeder Spartaner empfing, daß die Gesetze selbst schon vor der Geburt auf den künftigen Spartaner aufmerksam waren, daß in dem Augenblicke, wo er geboren ward, das Gesetz die Verlängerung seines Daseyns gebot, oder die augenblickliche Unterdrückung dessel-

ben zur Pflicht machte, daß also jeder lebende Bürger, im strengsten Sinne, sein Leben dem Ausspruche des Gesetzes verdankte. Er konnte es unmöglich der Willkühr der Eltern überlassen, ihre Kinder für solch einen Staat zu erziehn, wo ein so großer Theil des Menschen dem Bürger aufgeopfert werden muste, und er wünschte deshalb, die Erziehung zu einer allgemeinen, öffentlichen Angelegenheit, und die Kinder von Jugend an zum Eigenthum des Staats zu machen. Um diesen Wunsch, der ihm nach allem, was er für das Wohl seines Volks gethan hatte, so erstaunlich nahe liegen muste, um diesen Wunsch, der seinem Herzen so werth war, zu befriedigen, muste er in den Lacedemoniern eine der heftigsten Naturneigungen, die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, zum Schweigen bringen, er muste sie überzeugen, daß diese öffentliche Erziehung das größte Glück für ihre Nachkommen sei. Warlich kein kleines Unternehmen! der natürliche Hang der Eltern, in der Bildung ihrer Kinder eins ihrer angenehmsten Geschäfte zu finden, die Ueberzeugung der Eigenliebe, daß niemand außer ihnen in diesem Geschäfte eben so glücklich seyn könne, die Bedenklichkeit, ihre Zuneigung mit andern theilen zu müssen, oder sie gänzlich einzubüßen, der Schmerz, sie von andern gezüchtigt zu sehn, die sie unmöglich mit

jener warmen Liebe im Herzen tragen können, die in dem ihrigen so lebhaft ist, das starke Gefühl von dem ausschließenden Rechte, das sie über die Früchte ihrer Liebe zu haben glauben — alle diese Leidenschaften empörten sich gegen Lykurg's Vorhaben. Es war seine ganze Menschenkenntniß dazu erforderlich, über sie alle zu triumphiren; er wagte es sie zu bestreiten, und er zeigte in der Art seines Angriffs, wie tief er das menschliche Herz studiert habe. Es kam darauf an, die Lacedämonier von der Wichtigkeit der Erziehung so wohl, als auch vorzüglich davon zu überzeugen, daß die gewöhnlichsten, fast unvermeidlichen Fehler in der Erziehung für den künftigen Bürger unersetzlich schädlich seyn, ihn schlechterdings zu einem guten Bürger untauglich machen könnten: diese Ueberzeugung, sollte aber nicht einen bloßem Vorurtheile, sie sollte einer Menge von Empfindungen, einer Kette von Leidenschaften entgegengesetzt werden; wie thöricht wären hier also rednerische Künste und philosophische Demonstrationen verschwendet gewesen! Diese Ueberzeugung mußte durch die Sinne kommen, sie mußte fühlbar seyn, wenn sie ein älteres Gefühl zum Schweigen bringen sollte. So scheint Lykurg gedacht zu haben. Er betrat nicht die Rednerbühne, um die Nothwendigkeit und den Nutzen seines Entwurfs

auseinanderzusetzen; sondern er nahm von einer Hündinn, die eben geworfen hatte, zwei neugebohrne Junge, erzog sie beide, aber gar verschieden: den einen ließ er nach eignem Belieben beim Ueberfluß wohlschmeckender Nahrung sich gütlich thun, den andern hielt er von seiner frühsten Jugend fleißig zur Jagd an, und zog einen treflichen Jagdhund aus ihm. Da beide erwachsen waren, kam Lykurg mit zwei Hunden auf den Marktplatz in die Versammlung der Bürger: er ließ einen Napf mit Eßwaaren und einen lebenden Haasen zu gleicher Zeit auf den Platz setzen, die Hunde — bewiesen sehr einleuchtend die Folgen von ihrer verschiedenen Erziehung, und unter den Bürgern von Sparta ward die öffentliche Erziehung eingeführt.

Unstreitig beweist dies Beispiel die Macht der Erziehung sehr einleuchtend, und Helvetius könnte sich auf kein einziges berufen, was für seine Meinung so entscheidend wäre; allein eben darum haben wir uns doch nicht gefürchtet, es besonders dazu auszuwählen, um den Ungrund dieser Meinung daran zu beweisen. Wir haben uns vielleicht länger, als wir sollten, dabei aufgehalten, unsern Lesern einige unsrer Gedanken über den Lykurg mitzutheilen; allein wir müssen ihnen unsre Schwachheit gestehen: wir müssen sehr eilig seyn, um nicht

wenigstens ein Paar Worte mit einem guten Freunde zu sprechen, wenn er uns begegnet, und wir müßten an einem Seelenschlaf schwer darnieder liegen, wenn uns nicht der Gedanke an einen großen Mann, der schon lange uns theuer ist, etwas von unserm Wege abführen sollte, wenn er uns darauf begegnet. Jezt zurück zum Helvetius! Dies Beispiel, so wie wir es erzählt haben, scheint weiter nichts zu beweisen, als daß die besten Anlagen zum Jagdhunde durch Vernachläßigung unentwickelt bleiben können, und das wäre doch um nichts mehr, als was wir mit beiden Händen zugeben: wir wollen aber unsern Lesern nicht vorenthalten, daß andere Schriftsteller diese Anekdote noch auf eine andre Weise erzählen, wo sie weit mehr zu beweisen scheint. Nach diesen nämlich nahm Lykurgus nicht zwei leibliche Brüderhunde zu seinem Versuch; sondern den Sohn eines Hofhunds und den Sohn eines Jagdhunds: aus jenem wußte er den treflichen Jagdhund zu bilden, und aus diesem war durch seine vernachläßigte Erziehung ein gemeiner Fresser geworden. Hier wäre also ein offenbarer Sieg der Kunst über die Natur! Wir wollen nicht über die verschiedene Art, diese Anekdokte zu erzählen, mit irgend jemandem schikaniren, sondern aus Liebe zum Frieden lieber zugeben, daß selbst aus einem Hofhunde (übrigens ist

die Art leider! von keinen alten Schriftsteller genau genug angegeben, um sie mit den büffonschen Varietäten vergleichen zu können) daß aus irgend einem Hofhunde einmal, unter einer sehr geschickten Hand ein ganz erträglicher Jagdhund werden könnte; aber folgt hieraus irgend etwas gegen den Einfluß des Klima? Im Gegentheil! Wir glauben dem schuldigen Respekt gegen die großen Verdienste des spartanischen Gesetzgebers gar nicht zu nahe zu treten, wenn wir keklich behaupten, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, so sehr er auch immer Kynagoge gewesen seyn mag, aus einem Hunde in Kamtschatka, wo sie kein Fleisch, sondern Fischgräten und Excremente fressen, oder in O-Taheiti, wo sie nicht bellen, einen guten Jagdhund zu ziehn, so wie wir auch, ohne bei dieser Vergleichung eine böse Absicht zu haben, in der sichern Ueberzeugung stehn, daß Lykurg, wäre er ein geborner Kamtschadale oder O-Taheitier gewesen, und immermehr die Idee von dem spartanischen Freistaat gefaßt hätte, und auch, wenn er in der Mitte seiner Entwürfe aus Griechenland nach irgend einem von diesen beiden Ländern verschlagen wäre, in keinem von beiden es würde möglich gefunden haben, eine Republik nach seinem Modell anzulegen.

Jezt im Ernst! Was folgt denn weiter aus die≈
sem Beispiele, und was kann aus tausend ähnlichen
weiter gefolgert werden, als daß auch die besten
Anlagen, ohne Gelegenheit zu ihrer Ausbildung,
in todtem Schlummer bleiben, und daß durch gün≈
stige moralische Umstände in einem lebenden Wesen
zuweilen Vollkommenheiten entwickelt werden kön≈
nen, die man sonst kaum einmal in ihm vermuthet
hätte? Kann man aber darum schon die Einwir≈
kung des Klima geradezu für ungegründet und für
chimärisch erklären? Wenn wir auch einmahl mit
Helvetius annehmen, was wir nie zugeben können,
daß die Anlagen aller Menschen eben dieselben wä≈
ren; kann nicht dennoch ein verschiedenes Klima
verschiedene Gelegenheiten zur Ausbildung mancher
Anlagen geben? kann es nicht für die Entwickelung
anderer äußerst ungünstig seyn? können nicht end≈
lich durch eine lange Reihe auf einander folgender
Generationen jene zum Nachtheil der übrigen im≈
mer weiter ausgebildet, und diese so sehr unterdrückt
seyn, daß ihre Erweckung beinahe unmöglich wer≈
den muß? Wirklich beweist die auffallende Aehn≈
lichkeit in Denkungsart, Sitten, Gebräuchen,
Empfindungen, und Charakteren unter allen Be≈
wohnern der heißen Zone, und unter allen Völker≈
stämmen der Polarkreise, daß diese Aehnlichkeiten

unmöglich zufällig seyn können, daß sie von einer Ursache abhängen müssen, die eben so allgemein, als die Wirkung seyn muß, und da man keine andere ihnen allen gemeinsame Ursache außer dem Klima gewahr werden kann, daß in diesem allein der Grund jener Aehnlichkeiten zu suchen sei. Frägt man die Geschichte; so stimmt auch ihre Antwort sehr genau mit unserm Räsonnement überein. Sie zeigt uns Völker, deren ganzer Charakter bloß durch ihre Wanderungen in fremde Himmelsstriche durchaus umgewandelt und dem Charakter der ältern Bewohner ähnlich geworden ist. Man vergleiche nur den Charakter der nordischen Völker vor und nach ihren Einfällen in die römischen Provinzen! Ihre Könige schienen auf den römischen Boden sogleich auch die Grundsätze der römischen Regierungskunst angenommen zu haben, so wie das Volk nach und nach seinen kriegerischen Geist und mit ihm seine Liebe zur Freiheit verlor. Unter den verschiedenen Völkern, die nach einander die römischen Provinzen verheerten, kann man es als eine Regel annehmen, daß immer dasjenige, welches zulezt aus Deutschland ausgerückt war, die andern, frühern Colonien merklich an Tapferkeit übertraf, da diese in dem mildern Klima schon weichlicher geworden waren. Je gelinder das Klima war, worin sie sich

niederließen, und je länger sie sich darin aufgehalten halten, desto mehr waren sie immer ausgeartet. Die Visigothen zitterten nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen glaubwürdigen Geschichtschreibers, „ihrem Brauch nach" vor dem Klodwig und seinen nur erst aus den Waldungen Deutschlands hervorgebrochnen Franken. Diese Visigothen, bei denen jezt die Furcht Gewohnheit geworden war, zitterten doch warlich vor keinem Feinde in jener frühern Epoche, als sie Rom stürmten. Noch merklicher ist diese Ausartung an den Vandalen, die sich in Afrika, also unter einem noch wärmern Klima, als dem italienischen, niederließen. Bei ihrem Einmarsch in Afrika ward ihnen von den Geschichtschreibern unter den übrigen Tugenden der Barbaren eine ganz vorzügliche Keuschheit beigelegt, und man glaubte, daß gerade deshalb die Völker Spaniens und der afrikanischen Küste von der Vorsehung in ihre Gewalt gegeben wären, weil sie unter allen den Römern unterthänigen Nationen der Unzucht am meisten ergeben waren. Allein die Vandalen verloren allmählig alle Züge ihrer nordischen Abkunft. Sie ließen sich durch den fruchtbaren Boden und durch das milde Klima zu Schwelgereien von jeder Art verleiten: sie brachten ihre Zeit mit öffentlichen Vergnügungen zu, sie belustigten sich an Tänzen,

Pantomimen, Schauspielen und ähnlichen Ergötzlichkeiten: ihre Landhäuser waren prächtig, und in ihren Gärten waren Reizungen für jedem Sinn verschwendet: „man achtete unter ihnen keine Keusch„heit mehr, noch irgend eine männliche Tugend.“ Auch ward ihr Reich von einem mäßigen Heer ohne großen Widerstand verstört. Wie deutlich sieht man hier die Folgen des veränderten Klima!

Zum Theil kann man freilich auch einige moralische Ursachen entdecken, die zu diesen großen Veränderungen mitgewirkt haben; unstreitig wären sie aber allein nicht im Stande gewesen, so große Verwandlungen in einem so kleinen Zeitraum zu bewirken. Daß aber eine Nation auch ohne sie durch die bloße Veränderung des Wohnsitzes zum Erstaunen ausarten kann, davon liefern wir noch ein neues Beispiel, woran die Wirkungen des Aufenthalts in den Polargegenden eben so sichtbar sind, als die vorigen die Wirkungen des südlichen Klima gezeigt haben. Es ist durch neuere Untersuchungen erwiesen, daß die Sprache der Lappländer der ungarischen vollkommen ähnlich ist, und daß beide Völker gemeinschaftlich von den Hunnen abstammen. Wo ist aber an den Lappen nur die geringste Spur dieser Abstammung außer ihrer Sprache zu finden? Wer sollte an ihnen die Reste eines nomadischen Volks erkennen, daß

immerwährend auf seinen Pferden sich herumschwenkte, das von einem höchst kriegerischen Geiste entflammt war, das die größte Fertigkeit in kriegerischen Uebungen besonders im Abschießen der Pfeile besaß, und das einst zu gleicher Zeit zwei ganze Welttheile in Schrecken setzte? Der Mangel an Weide hat diese Völker genöthigt ihren stärksten Neigungen zu entsagen, sie können in Lappland weder reiten, noch sich an dem Geist der Pferdemilch einen Rausch trinken. Das Klima hat sein Recht auf ihren Körperbau geltend gemacht: sie haben die Zwerggestalt angenommen, die jedes Wesen in der Kälte der Polarkreise annehmen muß: ihre starke Thatkraft ist geschwächt, ihre kriegerische Hitze verloschen, und aus einer der tapfersten Nationen ist eine Heerde feiger Wilden geworden, seitdem sie sich in diesem Nordlande aufgehalten hat.

Unmöglich ist es, bei Beispielen dieser Art die Macht des Klima zu verkennen, und es wäre unbegreiflich, wie große Männer sie verkennen konnten, wenn nicht der Systemgeist noch größere Verirrungen begreiflich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Zwei und dreißigstes Stück.
Den 8ten August 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Fortsetzung.)

In unserm vorigen Blatt glauben wir den Einfluß des Klima gegen die Einwürfe des Hume und Helvetius hinreichend vertheidigt zu haben. Wir könnten ihnen jetzt noch eine Reihe von Autoritäten entgegen stellen, wir könnten ihnen als Vertheidiger dieses Einflusses unter den Alten den Strabo und Vitruvius und unter den neuern die berühmten Namen, Macchiavell, dü Bos, Montesquieu nennen, und die Stellen aus ihren Schriften an-

führen, wo sie über die Wirkungen des Himmelsstrichs ihre Meinung äußern: allein statt dessen wollen wir lieber versuchen, von der Entstehung der entgegengesetzten Meinung den Grund zu entdecken; denn jedes Vorurtheil und jeder Irrthum muß doch auch seinen Grund oder vielmehr seinen Ursprung haben, und die Entdeckung davon ist oft schon hinlänglich ihn zu widerlegen, oder wenigstens giebt sie uns die rechten Waffen dagegen in die Hände. Der Grund von dem Irrthum, daß das Klima gar keinen Einfluß auf den Menschen äußere, liegt wohl größtentheils in den zu großen Anmaßungen derer, die diesen Einfluß vertheidigten. Bei allen Wahrheiten, die erst aus der Erfahrung geschöpft werden müssen, kann ihrer Natur nach an und für sich weder Nothwendigkeit noch Allgemeinheit statt finden; sondern dies sind die beiden eigenthümlichen Kennzeichen, wodurch sich nur diejenigen Kenntnisse unterscheiden, die unser reiner Verstand ohne alle Vermischung mit der Erfahrung aus sich selbst erzeugt. Jede Erfahrungswahrheit fordert also ihrer Natur nach eine lange Vergleichung mit vielen Erfahrungen, ehe man angeben kann, wie weit sie sich ausdehnen lasse, und unter welchen nähere Bestimmungen angenommen werden müssen. Bei der Erfindung solcher Wahrheiten ist der erste Erfinder nur gar zu

sehr geneigt, die Gültigkeit seiner neuen Entdeckung weiter auszudehnen, als es, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, wohl angehn möchte: theils weil er doch unmöglich alle Erfahrungen mit seinem Satze hat vergleichen können, und ihm also gar leicht diejenigen entgegen seyn könnten, wodurch gerade eine nähere Einschränkung nothwendig ward; theils weil ihm eine sehr natürliche Eigenliebe antreibt, auf seine Entdeckung einen hohen Werth zu legen, der aber stets um desto weiter herabgesetzt werden muß, je mehr sie von ihrer Allgemeingültigkeit einbüßt; theils endlich, weil eine Hypothese, die auf seinen eignen Boden gewachsen ist, ihm allmählig so geläufig, so hervorstechend unter der ganzen Summe seiner Vorstellungen wird, daß er alles an sie ankettet, und alles aus ihr erklären zu können glaubt. Hieraus wird es begreiflich, warum in der Naturlehre so selten neue Sätze erfunden werden, die nicht nachher noch nähere Bestimmungen zu erwarten haben, welche sie von ihrem ersten Entdecker noch nicht hoffen konnten. Selbst Newton gab seinem Attractionssystem, diesem schönsten, glänzendsten Produkte des menschlichen Verstandes, in Erklärung der Naturbegebenheiten eine zu allgemeine Ausdehnung, und veranlaßte dadurch einen schweren

Kampf der Chroniker, die bei den chemischen Verwandschaften die mechanischen Gesetze verwerfen musten, gegen seine eigensinnigen Schüler, die in dem System ihres göttlichen Lehrers auch kein Jota abgeändert wissen wollten. Dies allgemeine Schicksal aller Erfahrungswahrheiten, von ihren Anhängern über ihre eigentlichen Gränzen ausgedehnt, und eben deshalb von andern gänzlich verworfen zu werden, hat auch die Lehre vom Einfluß des Klima getroffen, und wir glauben deshalb nicht besser beschließen zu können, als wenn wir noch einige von den Einschränkungen hier anführen, die man nothwendig annehmen muß, wenn man nicht in Gefahr gerathen will, die Wahrheit in einer starken Mischung von Irrthümern anzunehmen, und sie selbst dadurch verdächtig zu machen.

Erste Einschränkung.

Die Einwirkungen des Klima sind nicht durchaus unwiderstehlich.

Wenn das Klima die einzige Ursache wäre, die auf den Menschen wirken könnte; so würde es niemanden einfallen können, seinen Einfluß zu läugnen; denn in diesem Falle müste er sehr hervorsprin-

gend in die Augen fallen. Aber selbst unter dem, was die leblose Natur über den Menschen vermag, steht das Klima oben an, ohne allein zu stehn. Von dem Boden und von der Lage worin sich ein Menschenhäufchen niederläßt, von den Produkten der Erde die ihm zur Nahrung dienen, von den mehrern oder wenigern Hülfsmitteln und Veranlassungen, zur Ausbildung seines Geistes, die dieser Menschenhaufe auf seinem Wohnplatz findet, hängt noch immer sehr viel, wenn nicht eben so viel als von dem Klima der Weltgegend ab, wo er sich ansetzt. Nicht immer aber wirken diese übrigen physischen Triebwerke mit dem Klima zu einem Endzweck. Wenn in einem Lande, wo der Mensch, in so fern man blos aufs Klima sieht, sehr frühzeitig zur Reife der Mannbarkeit gelangen sollte, ein sehr großer Mangel an Nahrungsmitteln ist; so muß die Geschwindigkeit des Wachsthums dadurch zurückgehalten, und der Mensch wird daselbst eben so spät mannbar werden, als unter einem kältern Himmelsstrich. Wer wird aber deswegen den Einfluß des Klima auf den Zeitpunkt der Mannbarkeit läugnen wollen, der unter übrigens gleichen Umständen von der allgemeinen Erfahrung bestätiget wird? Schon unter den ältesten Völkern war es bekannt, daß

man auf mancherlei Art dem Klima entgegenwirken, und seinen nachtheiligen Einfluß schwächen könnte. Vorzüglich wandten die alten Aegypter auf diesen Theil der Polizei eine erstaunliche Sorgfalt. Ihr Land war fast die Hälfte jedes Jahrs vom Nil überschwemmt, der sich nur allmählig von den Feldern verlief und das Land abwechselnd zu einem großen Morast und zu einem fruchtbaren Gefilde machte. Die Dünste, die aus diesem Schlamm hervorstiegen, musten nothwendig die Atmosphäre ungemein verderben: auch sieht man in unsern Tagen, wo die Araber und Türken die mühsamen Vorbauungsmittel der ältesten Einwohner vernachläßigen, häufig die Pest und den Aussatz in diesem Lande wüthen. Die alten Aegypter boten alles auf, um diesem nachtheiligen Einfluß des Klima auf ihre Gesundheit zuvorzukommen. Sie hatten alle Nahrungsmittel in allen Gegenden ihres Landes in dieser Absicht von den Priestern, die sich zugleich auf die Arzneikunde legten, untersuchen lassen; diese schrieben jeder Provinz eine besondre zweckmäßige Diät vor, und verboten ihnen aufs strengste jede Pflanze und jedes Thier, durch dessen Genuß der Saame der Pest oder des Aussatzes genährt werden konnte. Sie beobachteten bei diesen Vorschriften eine erstaunliche Genauigkeit, die sich bis auf die geringsten

Kleinigkelten erstreckte, die einem jeden, der nicht mit diesen Krankheiten und mit ihrer verheerenden Wuth bekannt ist, lächerlich scheinen mag, die aber darum in ihrem Lande nicht weniger nothwendig war. Die Griechen, die sich nach der Erbauung von Alexandrien in dieser Stadt aufhielten, hielten es für zu beschwerlich und für unnütz, sich so strengen diätetischen Regeln zu unterwerfen, und glaubten sich den Genuß von allerlei Speisen ohne Unterschied erlauben zu dürfen; allein dafür verbreiteten sich die Krankheiten des Landes dermaßen unter ihnen, daß nach aller Wahrscheinlichkeit der größte Theil der Schiffsvölker, die Cleopartra und Antonius in der Schlacht beim Vorgebürge Actium anführten, von dem arabischen Aussatz (Elephantiasis) angesteckt war. Die Aegypter begnügten sich nicht damit, den Aussatz durch ihre Diät vorzubeugen, sie trafen auch gegen die Verbreitung der Pest die treflichsten Anstalten. In ganz Aegypten war zu diesem Ende eine große Menge von Aerzten angestellt, damit man die Seuche in dem Augenblicke ihres Ausbruchs sogleich ersticken könnte. Man befürchtete aber, daß ihre Neigung, neue Arzneymittel zu versuchen, und von Zeit zu Zeit neuere Methoden in der Heilungsart anzunehmen,

leicht schädlich werden könnte: deshalb war ihnen aufgegeben, sich genau an das Verfahren zu halten, dessen guter Erfolg einmahl schon durch eine lange Erfahrung erprobt war, und ihre Gewalt war durch die Gesetze sehr eingeschränkt. Neuere Schriftsteller haben diese Anordnung sehr lächerlich gefunden; allein es war in der That weise gehandelt, durch Vorschriften die Aerzte daran zu hindern, daß sie nicht die Wirkung guter Polizeianstalten, die zur Zeit der Pest eben so wichtig sind, als Arzneimittel, und deren Wirkung gegen Krankheiten, die sich zu allen Zeiten gleich bleiben, zuverläßig waren, vereiteln möchten. Zu diesen Hülfsmitteln der Polizei gehörten vorzüglich auch die Anzündung des Feuers, das bei dem geringsten Zeichen der Seuche auf eine bestimmte Art vertheilt wurde. Diese Methode, deren Erfinder sie waren, theilten sie dem Sicilianer Acron mit, der auch bei der Pest in Peloponnes Gebrauch davon machte; und die griechischen Aerzte kannten kein andres Gegenmittel als dies vom Acron erlernte eine ganze Zeit hindurch. Zuweilen setzten sie ungeheuere Waldungen in Brand, um kleine Bezirke gegen die Pest zu sichern. Durch alle diese Veranstaltungen muste jede ansteckende Krankheit sogleich in der Geburt erstickt werden: man suchte aber im alten Aegypten nicht blos das Uebel zu däm-

pfen, wenn es schon da war, sondern man wandte alles an, seinem Ausbruch zuvorzukommen und die Ursachen seiner Erzeugung aus dem Wege zu räumen. Man unterhielt die Canäle des Nils mit der äußersten Sorgfalt, und da man hierdurch dem Gewässer beständig einen Weg bahnte, daß es gehörig abfließen konnte, so stand es nicht still und verpestete die Luft, wie das jetzt an so vielen Orten durch die unglaubliche Nachläßigkeit der Türken und Araber geschieht, und wie es vor dem künstlichen Anbau Aegyptens ebenfalls geschehn seyn muß. Auch andre Zufälle, wodurch die Luft mit faulen Dünsten angefüllt wird, suchten die ältern Aegypter zu verhindern. Wahrscheinlich war dies einer von den Beweggründen, warum bei ihnen die Einbalsamirung der Todten eingeführt ward, und warum man diese Mumien recht tief in ausgehöhlte Felsenhölen vergrub. Ueberdem ließen die Priester täglich in den Städten zu wiederholtenmalen räuchern, um durch diese Vorsichtigkeit einen Luftkreis gesund zu erhalten, der mit vielen faulen und brennbaren Dünsten angeschwängert seyn muste, aber fast niemals, wie das an andern ähnlichen Orten der Fall ist, durch Donnerwetter gereinigt ward. Alle diese Vorsichtigkeitsregeln, die so nöthig und so nützlich waren,

um die Einwirkungen eines ungesunden Himmelsstrichs zu hindern, werden jetzt vernachläßigt, und man bauet jetzt noch außerdem eine so erstaunliche Menge Reis daselbst, daß über viermalhunderttausend Säcke davon jährlich über Damietter ausgeführt werden. Die Menge von phlogistischen Ausdünstungen, die durch dies Getreide in der Luft verbreitet wird, wären allein hinlänglich, in diesem gewitterlosen Lande Krankheiten hervorzubringen. Wenn man also den jetzigen und den damaligen Zustand Aegyptens mit einander vergleicht; so darf man sich warlich nicht wundern, daß die ältern Aegypter für sehr gesunde Leute ausgegeben werden, und daß in einem Lande, welches ehemals der Gesundheit seiner Einwohner nicht eben nachtheilig war, jetzt der eigenthümliche Sitz der Pest ist. Nun könnten die Gegner des klimatischen Einflusses behaupten wollen: „ihr sprecht da von einem Einfluß „des Klima auf die Gesundheit des Menschen; dieser Einfluß ist ein bloßes Hirngespinnst; wovon „die Erfahrung nie etwas gewußt hat: da sind z. B. „die Aegypter, die unstreitig höchst aufgelegt zu allen „Krankheiten seyn müsten, wenn eine ungesunde „Atmosphäre so viel über den Menschen vermöchte. „Sie sind jetzt auch wirklich häufig mit der Pest ge-

„plagt, das liegt aber nur an dem Druck des Despo-
„tismus, der sie mitten in einem der fruchtbarsten
„Länder des Erdbodens vor Hunger sterben läßt *),
„ehemals, da Aegypten ein blühender Staat war,
„wußte man von diesen Krankheiten dort nichts,
„und die alten Geschichtschreiber schilderten uns die
„Aegypter als sehr gesunde Menschen. Steht hier
„nicht offenbar, daß die moralischen Ursachen Wir-
„kungen hervorbringen, die nach eurer grundlosen
„Behauptung von physischen abhängen sollen?"
Unsre Leser würden jetzt über die Beantwortung die-
ses Einwurfs wohl in keine Verlegenheit gerathen.
Sie würden mit Recht sagen können: das Klima
würde auf die Gesundheit der frühern Einwohner
Aegyptens eben den nachtheiligen Einfluß geäußert
haben, den die jetzigen empfinden, wenn man nicht
vordem mehrere Mühe angewandt hätte, um ihm

*) Mehrere Reisebeschreiber haben behauptet, daß die Pest in Aegypten von der Hungersnoth entstehe; allein aus Tabellen von Beobachtungen, die in einem Zeitraum von acht und zwanzig Jahren angestellt sind, ersieht man, daß die Pest während dieser Zeit fünfmal ausgebrochen ist, ohne daß eine Hungersnoth oder auch nur die geringste Theurung vorhergegangen wäre.

zu widerstehn. Der Einwurf beweist also nicht, daß das Klima gar nicht wirke, sondern blos, daß seine Wirkungen nicht durchaus unwiderstehlich sind. Wir könnten noch weit mehrere Beispiele davon anführen, wie auch moralische Ursachen, Erziehung, Staatsverfassung, Religion u. s. w. dem Klima entgegenwirken könnten; allein wir glauben durch dieses einzige schon unsern Satz gehörig ins Licht gestellt zu haben.

Zweite Einschränkung.

Das Klima wirkt um desto stärker, je näher es an die Extreme gränzt.

Wenn wir gleich dem Klima eine sehr beträchtliche Wirksamkeit beimessen; so sind wir doch weit entfernt zu behaupten, daß sich diese Wirksamkeit allenthalben gleich stark äußere. Wenn die Kälte oder Wärme des Himmelsstrichs Veränderungen in der menschlichen Organisation hervorbringt; so müssen diese Veränderungen um desto merklicher seyn, je stärker ihre Ursachen, die Kälte oder Wärme in einer Weltgegend wirken kann. In den gemäßigten Himmelsstrichen ist weder die Kälte noch die Wärme so stark, daß sie gerade so sehr in die Augen fallende

Wirkungen hervorzubringen vermag, und selbst wenn dies noch anginge; so wechseln Kälte und Wärme hier regelmäßig mit einander ab, und die nachfolgende Ursache kann die Wirkung der vorhergehenden aufheben. Die Muskelfibern z. B. sind wie wir gezeigt haben, in sehr heißen Ländern erschlaft, in kältern aber zusammengezogen und derbe. In der gemäßigten Zone sind weder Hitze noch Kälte stark genug, um die Muskelfasern zusammenzudrängen, oder abzuspannen: gesetzt auch sie würden während des Sommers um ein geringes ausgedehnt; so wird der folgende Winter gerade hinreichend seyn, sie um eben so viel wieder zusammenzuziehn. Eben so in andern ähnlichen Fällen. Wer nun über den Einfluß des Klima entscheiden will, darf also nicht mit seinen Blick an der gemäßigten Zone hangen bleiben: die verzehrende Glut am Senegal und der tödtende Frost in Grönland sind besser dazu geschickt, die Wirkungen dieser großen Ursache einleuchtend zu machen. Hat er sich dann in diesen äußersten Enden von ihrer Kraft überzeugt; so kann er den Blick wieder zurück in seine Heimath wenden, und es wird für ein geschärftes Auge auch da nicht an neuen Belegen dazu fehlen, daß das Klima, wenn gleich weniger bemerkbar, doch immer

noch seinen Antheil an dem Menschen habe. Unsre Leser werden aus dieser Anmerkung einsehn, warum wir, da es uns darauf ankam, den Einfluß des Himmelsstrichs so deutlich als möglich auseinanderzusetzen, unsre Beispiele lieber aus Grönland und Afrika als aus unsrer Nachbarschaft hergenommen haben.

Dritte Einschränkung.

Die Wirkungen des Klima sind bei cultivirten Nationen weniger bemerkbar, als bei rohen Völkerschaften.

Wir haben bei der ersten Einschränkung der Lehre vom Einfluß des Klima gezeigt, daß seine Macht nicht schlechterdings unwiderstehlich sei: je mannigfaltiger also die Ursachen sind, die auf dem Menschen wirken, desto mehrere kann es unter ihnen geben, wodurch der Einfluß des Klima geschwächt wird. Rohe Völkerstämme sind für keine andre als für physische Eindrücke empfänglich: wenn diese also mit dem Klima harmonisch zu gleichem Zweck wirken, wie es gewöhnlich der Fall ist; so zeigt dies seinen Einfluß in der höchsten Stärke, und ist durchaus

unwiderstehlich. Bei cultivirten Nationen ist der Mensch durch weit mehrere Bande an alles um sich her geknüpft, die Triebwerke, die ihn in Bewegung setzen, sind weit zahlreicher, jede seiner Handlungen entsteht aus einem äußerst verschlungenen Gewebe von tausenderlei Eindrücken. Unter den Einfluß der Erziehung, der Grundsätze, der Beispiele, des Umgangs, der äußern Lage, und ähnlicher Ursachen, muß das Klima sich nicht mehr so auszeichnend hervordrängen können, als bei dem Wilden, der nur der Stimme der leblosen Natur gehorcht; seine Kraft geht also beinah gänzlich verloren, wenigstens wird sie ungemein schwach sich äußern können. Dies ist ein neuer Grund, warum wir die Beweise für den Einfluß des Klima nicht aus der Nähe hernehmen könnten, da alle Völker unsers Welttheils zwar mehr oder weniger, aber doch immer in einem ansehnlichen Grade cultivirt sind, und weshalb Weltweise, die sich nur in ihrer Nähe nach Beweisen für die Kraft des Himmelsstrichs umsehn, so leicht auf den Gedanken gerathen können, sie gänzlich zu läugnen, weil sie nicht aufmerksam oder nicht scharfsichtig genug sind, um aus dem verwickelten Gewebe aller Eindrücke auf den

Menschen die feinen Fäden herauszufinden, welche das Klima dazu hergegeben hat. Die Schwierigkeit bei cultivirten Nationen, den Einfluß des Himmelsstrichs gewahr zu werden, wird noch um ein beträchtliches dadurch vermehrt, daß sie allesammt Eingebohrne der gemäßigten Zonen sind, in denen schon ohnehin dieser Einfluß weniger bemerkbar ist.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Drei und dreißigstes Stück.
Den 15ten August 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Klima.

(Beschluß.)

Vierte Einschränkung.

Das Klima wirkt nicht anders als allmählig.

So sehr die Nothwendigkeit dieser Einschränkung auch in die Augen fällt; so oft hat man doch Einwürfe gegen die Wirksamkeit des Himmelsstrichs vorgebracht, die sogleich verschwunden wären, wenn man nur an diese Einschränkung gedacht

hätte. Sehr oft hat man gesagt: wenn das Klima solchen wesentlichen Einfluß auf den Menschen äus-sert, warum sind sich denn die Charaktere aller der Völker, die irgend eine Gegend nach einander bewohnt haben, nicht alle vollkommen ähnlich? Warum sind die europäischen Colonisten in fremden Welttheilen noch nicht so ausgeartet, daß sie von den dortigen Eingebornen nicht weiter zu unterscheiden wären? Wie kann man in den jetzigen Italienern Spuren von jenem erhabenen Geist entdecken, der die alten Römer beseelte? Was haben die heutigen Bewohner Griechenlands von dem Salz attischen Witzes beibehalten, der ehemals so berühmt war? — Auf alle diese Fragen bedarfs keine weitere Antwort als diese: die Europäer in fremden Welttheilen, die neuern Einwohner Italiens und Griechenlands haben sich noch nicht lange genug in ihren neuen Wohnsitzen aufgehalten, um dem Klima völlig anzuarten. In der gemäßigten Zone, worin Italien und Griechenland gelegen sind, würde überdem ein sehr langer Zeitraum dazu gehören, um neuen Ansiedlern das Gepräge des Himmelsstrichs aufzudrücken, und selbst die ältesten Einwohner dieser Gegenden müssen durch die veränderte Regierung und durch alle Folgen derselben große Revolutionen in ihrem Charakter erlitten ha-

ben, so daß uns die Verschiedenheit zwischen Römern und Italienern, zwischen Altgriechen und Neugriechen gar nicht wunderbar dünken darf. Hieher gehört auch die Bemerkung, daß die Natur des Menschen leichter eine erste als eine zweite Veränderung anzunehmen scheint. Die Grundfarbe des Menschengeschlechts z. B. ist wahrscheinlich die weiße, die nur durch die brennendste Hitze ins schwarze übergegangen ist. Die Schwärze des Negers war also eine erste Veränderung seiner Organisation und so langsam sie auch erfolgt seyn mag; so wird es doch eines längern Laufs der Zeiten, eines längern Aufenthalts des Negers in kalten Erdgegenden bedürfen, ehe er wieder völlig gebleicht werden kann. Hundert und zwanzig Jahre sind hinreichend gewesen, um die Portugiesen an der afrikanischen Küste eben so schwarz als die Eingebornen zu färben; aber eben diese Zeit würde nicht hinreichen, ihnen ihre ehemalige weiße Gesichtsfarbe wiederzugeben, wenn sie aus Afrika zurückkehrten.

Fünfte Einschränkung.

Die Einwirkungen des Klima auf eine Erdgegend bleiben nicht zu allen Zeiten dieselben.

Dieser Satz wird vielleicht unsern Lesern sehr auffallend scheinen. „Wenn die Wirkungen des „Klima in einer Erdgegend von Zeit zu Zeit sich „verändern können, werden sie ausrufen, wenn der „kalte Himmelsstrich von Grönland zu der einen „Zeit die Fibern des Grönländers steif und unbiegsam machen und zu einer andern sie wieder verlängern sollte; so muß sich ja überall nichts über den „Einfluß des Himmelsstrichs festsetzen lassen.“ Freilich wäre unsre ganze Abhandlung über den Einfluß des Klima sehr unnütz gewesen, wenn wir nun am Ende beweisen wollten, daß er sich überhaupt gar nicht unter bestimmte Regeln bringen ließe; allein dies ist der Sinn nicht, worin wir diese Einschränkung den Lesern vorlegen. Nur deswegen kann man in einerlei Erdgegend nicht in allen Jahrhunderten einerlei Wirkungen vom Klima erwarten, weil der Lauf der Jahrhunderte, der in allen Weltangelegenheiten Veränderungen macht, auch auf das Klima seine Macht ausdehnt: daß

aber bei jeder Veränderung des Klima an einem Orte auch die Wirkungen desselben anders werden müssen, bedarf wohl keines weitern Beweises.

Wir wollen uns hier nicht in die Frage einlassen: ob die Pole der Erde, wie einige Astronomen behaupten, von Zeit zu Zeit ihre Lage verändern? Diese Frage liegt zu weit ausser dem Gesichtskreise der meisten Leser, für welche diese Unterhaltungen bestimmt sind, daß eine Untersuchung derselben hier ihren Platz finden könnte; diese Veränderung selbst geschieht so allmählig, wenn sie ja Statt finden sollte, daß man bei Erklärung des uns bekannten Theils der Menschengeschichte keinen wichtigen Gebrauch davon machen kann; und sie ist endlich noch so wenig bewiesen, daß eine jede darauf gebauete Erklärung von einer Thatsache in der Geschichte im höchsten Grade ungewiß bleibt. Eben so wenig wollen wir hier die Meinung des Grafen von Büffon untersuchen, nach dessen System die Erde mit allen übrigen Planeten ein Stück von der Sonne seyn soll, daß vor Jahrtausenden durch eine ungeheure Revolution der Natur, etwa durch den Stoß eines großen Kometen, davon losgerissen und fortgeschleudert ward, das mit der Gluth, wovon wir den ganzen Sonnenkörper durchdrungen glauben, von ihm sich entfernte und durch den

Lauf der Zeit so weit abgekühlt ist, um Geschöpfen von der Art, wie wir sie jetzt auf unserm Planeten wahrnehmen, zum Aufenthalte zu dienen, das aber allmählig immer kälter und kälter werde, und zuletzt nicht mehr Wärme genug für den Menschen und für die jetzt darauf befindlichen Thiere übrig behalten, sondern sich in eine öde Wüste verwandeln muß. Auch diese Meinung, so sehr sie der große Naturforscher durch seinen Scharfsinn und durch seine Beredsamkeit zu unterstützen suchte, gehört noch unter die unerwiesenen Hypothesen, auf die man keine Erklärung von Thatsachen bauen kann, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, das Gebäude mit dem unsichern Boden sinken zu sehn, bevor es noch vollendet ist. Jede dieser beiden Meinungen, so wenig sie auch erwiesen seyn mag, ist doch auch eben so wenig hinlänglich widerlegt, und beweist also wenigstens die Möglichkeit davon, daß sich das Klima einer Erdgegend ändern könne. Schon hierin hatten also die Vertheidiger von der Wirksamkeit des Klima wenigstens eine Ausflucht, wenn ihre Gegner ihnen den Einwurf machten, daß in einer und eben derselben Erdgegend der Charakter und die Neigung ihrer Bewohner nicht zu allen Zeiten einerlei wären, und daß folglich das Klima wohl wenig zu ihrer Beschaffenheit

beitrage. Sie dürfen aber gar nicht einmahl zu ungewissen Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen, um die Veränderlichkeit des Klima darzuthun; sondern es giebt unläugbare Thatsachen genug für diese Wahrheit, um sie gegen alle Einwendung zu vertheidigen.

Da wir im Anfange unsrer Betrachtungen über das Klima auseinandersetzten, wovon eigentlich das physikalische Klima eines Landes abhange, haben wir hinlänglich gezeigt, daß die Höhe eines Orts über der Meeresfläche einer von den Hauptumständen sey, worauf man bei der Bestimmung des physikalischen Klima in einer Gegend Rücksicht zu nehmen habe. Daß aber die Höhe mancher Erdgegenden sehr verändert sei und dadurch nothwendig Veränderungen in dem Klima derselben haben entstehen müssen, läßt sich durch unzählige Denkmale beweisen.

An sehr vielen Orten ist der Boden gesunken. Die Römer führten zwischen Schottland und England queer über von einem Meere zum andern im zweiten Jahrhundert eine große Mauer auf, um die Britten gegen die Einfälle der Schotten und Picten zu schützen, und diese Mauer steht jetzt, da wo man noch einige Ueberbleibsel davon findet, fast gänzlich unter der Erde. Der Kaiser Hadrian

ließ im Jahr 123 queer durch England von New-castle bis Carlisle einen Wall von Erde aufwerfen, der Kaiser Severus ließ denselben hernach von Stein und der General Aetius noch fester und dauerhafter von Ziegeln, in einer Höhe von 12 Fuß aufführen: diesen Wall findet man noch an einigen Orten, aber nicht oberhalb sondern unter der Erdfläche, und der Boden kann nicht etwa überfüllt, sondern er muß niedergesunken seyn, weil diese Gegend sehr mager und fast gar nicht angebauet ist. In Italien findet man ähnliche Beweise dafür, daß manche Gegenden jetzt tiefer als ehemals liegen. Wo der Boden etwas feucht ist, sieht man dies am merklichsten, wie das Sinken der großen Gebäude in Ravenna beweiset. Die Berge sind eben so wenig gegen diese Erniedrigung gesichert als tiefliegende Gegenden: man hat mehrere Beispiele davon, daß sie allmählig gesunken und daß dadurch freiere Aussichten entstanden sind, und vorzüglich tragen starke und anhaltende Regengüsse sehr viel dazu bei, sie nach und nach der übrigen Oberfläche gleich zu machen.

Eben so heben sich andere Gegenden zuweilen. Marklehill in Herefordshire entstand 1571 auf die Art, daß sich ein ansehnlicher Strich Landes von dem übrigen Felde trennte, sich in drei Tagen

nach und nach ohne Gepolter um vierhundert Schritt vorrückte, und darauf schnell zu einer ansehnlichen Höhe anschwoll. Dergleichen Veränderungen in der Höhe oder Tiefe eines Landes werden gewöhnlich durch Erdbeben und unterirrdisches Feuer verursacht, und müssen auf die Beschaffenheit seines Klima einen unläugbaren Eindruck äussern.

Ein andrer nicht minder wichtiger Umstand, der bei Bestimmung des physikalischen Klima an einem Orte in Rechnung gebracht werden muß, ist wie wir oben gezeigt haben, seine Lage gegen das Meer. Dieselbe ist ebenfalls merklichen Veränderungen unterworfen, und nicht allein Flüsse sondern auch das Meer selbst ändert sein Ufer: wo einst Wasser war, sind jetzt Städte erbauet, und Städte die einst an der Seeküste lagen, befinden sich jetzt mitten im Lande. Anker, Ringe und Schiffswerke hat man auf Bergen und in Sümpfen weit vom Meere gefunden, selbst in einer Grube auf den Alpen, wovon das Meer jetzt weit entfernt ist. Damiake war um 1240 ein Seehafen, aber jetzt liegt es weit von der See. Diese und unzählige ähnliche Beispiele beweisen augenscheinlich, daß das Meer sich von vielen Orten entfernt hat, die es vordem bespülte, und es giebt eben so viel andre, woraus man sieht,

daß ganze Gegenden davon verschlungen und andre also an die Küste gekommen sind, die vordem weit davon entfernt lagen. Der Hafen Vineta in Pommern ist vom Wasser zerstört, und eben so auch die alte Stadt Calicut mit einer Festung von gehauenen Steinen, so daß man über die Ruinen fortrudern kann. Ceylon hat an der nordwestlichen Seite zehn bis funfzehn Meilen verloren und so liegt also öfter ein Ort, der vordem mitten im Lande lag, jetzt an der Küste. In beiden Fällen nun muß das Klima einer Gegend eine unausbleibliche Veränderung erlitten haben, das Meer mag sich weiter davon entfernt haben oder ihr näher gekommen seyn: man darf sich also auch aus diesem Grunde gar nicht darüber wundern, wenn seine Wirkungen nicht mehr dieselben sind, und wenn wir jetzt die Charaktere ihrer Bewohner ganz anders finden, als sie uns in der Vorzeit beschrieben sind.

Der Mensch selbst endlich ist im Stande, durch seine Thätigkeit das Klima umzuschaffen, oder wenigstens in hohem Grade abzuändern. Große Waldungen, ungeheure Sümpfe, stehende Gewässer bringen eine Menge phlogistischer und memphitischer Dünste in die Atmosphäre; aber der Mensch hat es in seiner Gewalt, allen den Unbequemlichkeiten auszuweichen, die er durch sie empfindet,

wenn er die Waldungen urbar macht, und durch Canäle den Ablauf des Wassers befördert.

Da also so mannigfaltige Veränderungen durch den Lauf der Natur und durch den Fleiß oder durch die Trägheit des Menschen in dem Klima eines Landes vorgehn können; so muß man erst beweisen, daß das Klima unverändert geblieben sei, wenn man aus der Veränderung des Menschen in einer Erdgegend etwas gegen seine Wirksamkeit beweisen will.

Sechste Einschränkung.

Das Klima wirkt auf den menschlichen Charakter nur mittelbar durch die Veränderungen, die es in der Organisation hervorbringt.

Wenn man diesen Satz immer gehörig vor Augen behalten hätten; so würde man vielleicht nicht so oft eine so große Verschiedenheit zwischen dem jetzigen und ehemaligen Menschencharakter in manchen Gegenden zu finden geglaubt haben; sondern es würden hingegen manche jetzt unbemerkte Aehnlichkeiten zwischen ihnen mehr herausgehoben seyn, woraus man sähe, daß noch der klimatische Geist ihrer Väter auf ihnen ruhe. Die Beschaffenheit

der Luft erzeugt an und für sich keine besondern Vorstellungen in unsrer Denkkraft, sie kann nicht anders als mittelbar auf dieselbe Einfluß haben, indem sie in den Werkzeugen, wodurch unser Geist die Eindrücke erhält und wodurch er nach aussen wirkt, Veränderungen hervorbringt. Sie kann unsre Empfindungswerkzeuge reizbarer oder stumpfer, stärker oder schwächer, unsre Muskeln biegsamer oder steifer, fester oder schlaffer machen; allein sie kann unsre Vorstellungskraft nicht so genau bestimmen, daß sie schlechterdings nur für gewisse Arten von Empfindungen empfänglich, und nur zu einigen Arten von Verbindungen zwischen ihnen fähig wäre. Ein höherer oder niedriger Grad von körperlicher oder geistiger Kraft, ein gewisses Verhältniß der körperlichen Kraft gegen die geistigen, des Empfindungsvermögens gegen die Denkkraft können Erzeugnisse des Klima seyn; aber die Art wie sich diese Kräfte äußern sollen, wird dadurch noch nicht bestimmt und kann unter verschiedenen Umständen so verschieden ausfallen, daß man nicht leicht eine gemeinschaftliche Ursache davon vermuthen kann. Vielleicht ist der erstaunliche esprit de corps und das uns so sonderbar dünkende point d'honneur der italienischen Banditen eine Frucht von eben dem Stamme, der einst in den schönen Zeiten Rom's jene

Wunder von Patriotismus und wahrer Seelengröße erzeugte.

Die heutigen Einwohner Athen's sollen heiter und sinnreich seyn und dies ist vielleicht in ihrer Lage die einzige mögliche Art, wie sich jene Lebhaftigkeit und jene Regsamkeit des Geistes äußern kann, die einst in den Zeiten der Freiheit jede Kunst und jede W[illegible]senschaft hier vervollkommete, und jede interessante Angelegenheit des Menschen mit einem glücklichen Enthusiasmus behandelte. Wir dürfen also gar nicht an der Wirksamkeit des Klima sogleich verzweifeln, wenn wir diesen oder jenen Zug an mancher Nation nicht mehr erkennen können, der einst ihre Vorfahren auszeichnete; denn nur die Grundzüge sind es die sich zu allen Zeiten gleich bleiben, ihr Colorit aber kann durch andere Umstände so verschieden geworden seyn, daß man sie nur mit Mühe wieder herausfindet.

Siebente Einschränkung.

Nicht an jedem Einzelnen sind die Wirkungen des Klima bemerkbar.

Wenn in einem ganzen Volk, wie wir oben schon erinnert haben, durch Veränderung der Nahrungsmittel, der Regierungsform, der Religion oder

ähnlicher Umstände die Wirkungen des Klima gehindert und oft unterdrückt werden können; wie viel leichter können nicht bei einem Einzelnen, der außer jenen Einflüssen, die er mit seiner Nation gemein hat, noch tausenderlei andre Eindrücke für sich allein von außen bekömmt, Umstände zusammentreffen, die ihm eine ganz andre als die gewöhnliche Nationalbildung gaben? Besonders ist dies der Fall bei den gebildeten Ständen, deren Denkkraft vorzüglich geübt und dadurch gestärkt wird, sich außer der Heerstraße auf einem eigenthümlichen Wege zu versuchen: was wir vorher von verschiedenen Nationen anmerkten, daß bei den rohesten der Einfluß am unverkennbarsten, bei den mehr gesitteten am unmerklichsten sei, das gilt daher auch unter einer und eben derselben Nation von den verschiedenen Ständen. Wir verstehen hier aber unter Bildung nicht gerade das, was der vornehmern Jugend eingeschwatzt und der gemeinen eingebläuet wird; sondern vielmehr alles, was das Nachdenken weckt, die Denkkraft übt und sie stärkt, um das Joch nationeller, provincieller, auch wohl städtischer Vorurtheile mit edlem Selbstgefühl abzuschütteln: wo es sich dann freilich wohl zuweilen finden möchte, daß mancher Handwerker in diesem Sinne mehr

Bildung hat, als der Mann, der ihm vordem die Anfangsgründe der gelehrten Sprachen beibrachte. Reisen befördern diese wahre Bildung ganz vorzüglich: der Reisende kommt von Zeit zu Zeit in ganz andre Verbindungen: er sieht hier getrennt, was er sich bis dahin immer als verbunden dachte, und dort erblickt er vereinigt was ihn sonst mit einander im Widerspruch schien: er muß schlechterdings anfangen, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu bemerken, die sich ihm von selbst darbieten und gewöhnt sich dadurch sie auch da nicht vorbeizulassen, wo sie weniger offenbar sind: er nimmt aus jedem Lande etwas in seine Denkart und in seine Handlungsweise auf: er reinigt sich allmählig von dem Roste mancher Vourtheile, die er aus seiner Heimath mitnahm, und kehrt immer um etwas aufgeklärter dahin zurück. Es darf uns also nicht wundern, daß der Scythe Anacharsis von einigen unter die sieben Weisen Griechenland's gezählt wurde, wenn gleich seine Landsleute nach wie vor Barbaren blieben, und daß sich Peter der Große, obgleich nicht ganz frei von manchen Flecken seiner Nation, doch von den Russen seiner Zeit unendlich unterschied. Nichts ist daher

lächerlicher als die Verachtung, die man gegen einen großen Mann affectirt, weil er nicht unser Mitbürger ist, sondern unter einer weniger feinern Nation sein Daseyn empfing. Bårtia war im Alterthum wegen seiner dicken Luft und wegen seiner Dummköpfe berüchtigt, und doch war es das Vaterland des Hesiodus und Pindar's, des Cebes und Plutarch's.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit.

Vier und dreißigstes Stück.

Den 22ten August 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Einleitung.

Unsre Leser haben jezt an unsrer Hand Einen Bezirk von dem weitläuftigen Gefilde der Menschenkunde durchwandert, womit wir sie nach und nach in diesen Blättern ganz bekannt zu machen uns vorgesezt haben. Lieb soll es uns seyn, wenn sie bei diesem Spatziergange niemals unwillig geworden und niemals von Langerweile geplagt gewesen sind; denn alsdann können wir ihnen mit Zuversicht im-

mer mehr Zufriedenheit und Vergnügen auf diesem Wege versprechen, je länger sie an unsrer Hand fortwandeln und je vertrauter sie mit unserm Gegenstande werden. Wir haben jezt dem Menschen unter allen Himmelsstrichen einen Besuch gemacht, wir haben sie an Farbe, an Größe, an Muskelkraft, an Empfindlichkeit für äußere Gegenstände, verschieden gefunden, je nachdem der Himmel unter dem sie lebten wärmer oder kälter war: und wenn wir einst das Vergnügen haben mit unsern Lesern die Folgen dieser Verschiedenheiten in der menschlichen Organisation weiter zu entwickeln; so hoffen wir, sie dann noch weit stärker von der Wichtigkeit und dem Werth der bisherigen Untersuchungen zu überzeugen. So sehr wir uns aber nach einer so interessanten und unterhaltenden Materie sehnen mögen; so finden wir es doch für unsre Leser und für uns selbst vortheilhafter sie so lange zu verschieben, bis wir uns erst mir allen übrigen Ursachen, die auf den äußern Menschen, und durch ihn auf den innern wirken, mit allen physischen Triebwerken der Menschennatur, bekannter gemacht haben. Durch die vorige Abhandlung haben wir die Einwirkungen des Himmelsstrichs auf den Menschen bewiesen, und wir schmeicheln uns, daß unsre Leser ihn nicht ganz unrichtig gefunden haben: wenn

aber dadurch unsre Verbindung mit dem Himmel beurkundet ist; so können wir doch nicht vergessen, daß wir mit der Erde unendlich näher verwandt sind: und wenn der Einfluß des Himmels von einer verschiedenen Wichtigkeit für uns ist; so können wir noch wichtigere Aufschlüsse über die Menschennatur bei der Untersuchung über den Einfluß des Bodens erwarten. Es ist wahr, die Luft umgiebt uns allenthalben, ihre Masse drückt auf jeden Theil unsers Körpers, und mit jedem Athemzuge machen wir einen Theil davon zu einem Theil unsres eignen Wesens; also Bande genug, die uns an sie fesseln und ihren Einfluß auf uns begreiflich machen: allein nicht minder sichtbar ist die Verbindung zwischen uns und zwischen den Boden, den wir betreten, den wir bearbeiten, dessen Ausdünstungen die Luft um uns her verändern, die uns alle unsre Nahrungsmittel liefert und sich dadurch nicht weniger innig als die Atmosphäre mit unserm Selbst vereinigt, der uns jede unsrer kleinsten Bemühungen mit reichlicher Milde vergilt oder sich karg jeder unsrer Anstrengungen widersetzt, der uns die Produkte liefert oder versagt, an denen wir unsern Kunstfleiß üben können und der also die Richtung unsrer Thätigkeit fast gänzlich in seiner Gewalt hat, der durch unüberwindliche Schwierigkeiten, die er

unsern Absichten zuweilen entgegensezt, unsre Kräfte weckt und durch seine Begünstigung unsern Arbeiten ihrer Entwickelung zu Hülfe kommt, der vermittelst der thierischen Schöpfung um uns her unsern Neid, unsern Nahrungstrieb und unsre Vernunft in Bewegung sezt und es durch unsern Vortheil dazu lockt, das Recht geltend zu machen, das wir an der ganzen unvernünstigen Schöpfung haben, der uns die Verbindung mit den übrigen Theilen der Menschenwelt erleichtert, erschwert oder unmöglich macht, und uns in diesem Falle zwingt, aller Hülfe von außen beraubt, im ewigen Stande der Wildheit oder Barbarei auszuharren, oder auch in uns selbst Hülfsquellen aufzusuchen, wodurch wir uns darüber erheben und auf der Leiter der Cultur Stufe vor Stufe durch eigne Kraft ersteigen können, der uns — doch wozu sollen wir uns selbst in unsern Untersuchungen vorgreifen? Wie kann man glauben, daß der Mensch, der aus der Erde stammt und in ihren Schooß wieder zurückkehrt in dem spannenlangen Zeitraume seines Daseyns außer aller Verbindung mit seiner Mutter bleiben werde? Selbst diejenigen Philosophen, die über den Einfluß des Klima spotten, wagen es nicht die Einwirkungen des Bodens abzuläugnen, und diese Bande, die bald kürzer bald länger geknüpft sind, aber nir-

gends ganz aufgelöst oder zerschnitten werden können, allenthalben, so weit unser schwaches Auge es erlaubt, zu verfolgen, das ist der Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung. Um unsern Lesern die Uebersicht davon zu erleichtern und ihnen von Zeit zu Zeit einige Ruhepunkte für ihre Aufmerksamkeit zu geben, wollen wir ihnen diese Betrachtungen in mehreren einzelnen Abschnitten vorlegen, wozu uns auch die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus man die Verschiedenheiten des Bodens und der Lage eines Landes ansehn kann, Gelegenheit geben werden. Zuvörderst wollen wir sie demnach mit den

Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen

bekannt zu machen suchen.

Die Verschiedenheit, worauf wir sie hier aufmerksam machen, fällt sogleich in die Augen. Sie ist für eine Zahl von Menschen die sich irgendwo niederlassen das erste, was ihren Blick auf sich zieht, und hat auch auf den fernern Gang ihrer Schicksale und ihrer Bildung einen sehr bemerkbaren Einfluß.

Nichts scheint natürlicher als der Gedanke, daß ein fruchtbarer Boden einem unfruchtbaren in jeder

Rücksicht vorzuziehn sei, und daß im ganzen seine Bewohner unter übrigens gleichen Umständen allemahl glücklicher, gesitteter und aufgeklärter seyn müssen, als diejenigen, die nur unter unsäglicher Mühe und Anstrengung ihren Unterhalt gewinnen können; aber der **Herr von Montesquieu**, dieser große Geist, der in dem Ganzen seiner Untersuchungen über einen bis dahin fast gänzlich übersehenen Gegenstand so oft die gewöhnliche Meinung falsch befunden hatte, daß sie ihm zuletzt immer verdächtig war, glaubte auch hier davon abweichen zu müssen. Daß die körperliche Glückseeligkeit des Menschen in einem Lande größer seyn müsse, wo die Quellen des physischen Genusses mannigfaltiger und ergiebiger hervorströmen, das war zu augenscheinlich, als daß er es hätte läugnen können: allein dafür glaubte er in diesen gesegneten Gegenden den Geist des Menschen zu einer ewigen Unthätigkeit verdammt, woraus ihn in kargen Erdstrichen nur die laute Stimme der dringendsten Bedürfnisse hevorziehn könnte. Wenn dies Wahrheit wäre; so dürften wir die Bewohner glücklicher Gegenden warlich nicht darum beneiden, daß unter dem Ueberflusse sinnlicher Ergözlichkeiten der edlere Theil ihres Selbst in traurigen Schlummer ruht, und daß sie über jene niedrigern Wollüste, die wir mit

den Thieren gemein haben und die sich dennoch der cultivirte Mensch troz alles Widerstandes der Natur allenthalben in reichlichem Maaß zu verschaffen weiß, jener erhabenern Freuden gänzlich entbehren sollte, die eigentlich die Bestimmung des Menschen seyn müssen, waren ihnen anders nicht durch die Vernunftfähigkeit von dem Urheber ihres Daseyns ein unnützes oder sogar ein gefährliches Geschenk gegeben ward. Sollte sich das aber in der That so verhalten? sollte die Natur so heimtückisch seyn, um den Menschen da am meisten herabzuwürdigen, wo sie ihm am reichlichsten gesegnet zu haben scheint? — Wenigstens verdient diese Frage näher beleuchtet zu werden, und unsre herzlichste Achtung gegen das Genie und gegen die Verdienste des grossen Verfassers vom Geist der Gesetze soll uns nicht abhalten, seine Meinungen mit der Freimüthigkeit zu untersuchen, die jedem Wahrheitsforscher erlaubt seyn muß. Um die Aufgabe, ob die Fruchtbarkeit des Bodens und der leichtere Erwerb der Nahrungsmittel der geistigen Vervollkommnung des Menschen hinderlich oder beförderlich sei, aufzulösen, haben wir zweierlei Wege vor uns. Wir können untersuchen, welches von beiden mit der Natur des Menschen und welches mit der Erfahrung am meisten übereinstimme, und wenn

wir auf beiden Wegen einerlei Resultate erhalten, dann erst können wir überzeugt seyn, daß wir der Wahrheit näher gekommen sind, deren Erforschung unser einziges Bestreben ist. Der Philosoph der Gesetzgebung hat sich, um seine Behauptung darzuthun, bloß auf die Erfahrung eingeschränkt, und wenn er die Thatsachen richtig dargestellt und richtig daraus geschlossen hätte; so wäre auch das schon genug um sie gegen jedes entgegengesetzte Räsonnement zu schützen; das also ist es, was wir bei der Prüfung seines Satzes zu untersuchen haben. Daß es in Amerika noch so viel wilde Völker giebt, sagt er in seinem „unsterblichen Werk *), kommt daher, „weil die Erde allda von selbst viele Früchte zur „menschlichen Nahrung hervorbringt. Wenn die „Weiber in Amerika ein klein Stück Feld um ihre „Hütte herum bearbeiten; so wächst der Mays gar „bald daselbst. Die Jagd und der Fischfang ernäh„ren ebenfalls eine Menge von Menschen. Ueber„dem kommt das Weidevieh als die Ochsen und die „Büffeln besser daselbst fort als die wilden Raub„thiere.“

„Meines Erachtens würde man in Europa nicht „dergleichen Vortheile haben, wenn man das Land

*) Geist der Gesetze B. 18. K. 9.

„ungebauet lassen wollte. Es würden bloß Wal-
„dungen von Eichen und andern fruchtlosen Bäu-
„men daselbst wachsen."

Hier ist also eine Thatsache, die es beweisen soll, daß die Menschen wild bleiben werden, wenn ihnen der Erwerb des Unterhalts keine Anstrengung kostet; aber die natürlichste Frage dabei ist denn doch wohl, ob diese Thatsache wahr ist, und da wird es sich finden, daß die unrichtige Vorstellung von einer Thatsache einen großen Mann zu einem augenscheinlichen Trugschluß verleitet hat, und daß also ein Philosoph niemals mit zu großer Strenge die vorliegenden Facta prüfen könne, ehe er Schlüsse daraus zu ziehen wagt. „Die Weiber „von Amerika baueten den Mays und dieser nährte „sie ohne viel Mühe." Man weiß aber daß es in der neuen Welt gegen Eine Provinz, wo Mays angebauet ward, zwanzig andre gab, wo man ihn gar nicht kannte. Wie hätte auch der Anbau dieser Pflanze, der doch immer einige Mühe kosten muste, in einem Lande Statt finden können, „wo „die Erde von selbst ihre Früchte zur menschlichen „Nahrung überflüßig hervorbringt?" Wenn der Wilde ohne Fleiß und Arbeit seine Tafel von der wilden Natur allenthalben gedeckt fand, wozu hätte er sich mit dem Maysbau bemühn dürfen? Man

braucht nur einen geringen Begriff von Nord-amerika zu haben, um zu fühlen, wie wenig die Beschreibung des Herrn von Montesquieu nach der Natur gemacht ist. Nie hat man noch behaupten können, daß diese wüste, von ewigem Schnee bedeckte und von einigen sparsamen Wilden bewohnte Gegend ein Wohnsitz der Wollust, mit Früchten und Naturprodukten gesegnet gewesen sei: nirgends hat sich im Gegentheil die Hand der Natur karger bewiesen. Schon das allein: „daß eine Menge von „Menschen sich von der Jagd und vom Fischfange „nähren“ beweist die Unfruchtbarkeit der Gegend. Wenn die Früchte des Waldes hinlängliche Nahrung für die Menschen dargeboten hätten; so würden sie ruhig diese Früchte gegessen und an dem Fuße eines Baumes ihre sorglosen Tage verlebt haben: jezt aber ist ihr ganzer Lebenslauf ein ununterbrochener Kampf gegen den Mangel, ihre Jagden werden warlich nicht zur Lust angestellt, und sind gewiß nicht im Stande ihnen Vergnügen zu gewähren. Sie müssen jährlich große Reisen unternehmen, um nicht zu verhungern: sie schweifen, 120 bis 180 Meilen von ihren Hütten entfernt, allenthalben umher, um ein Elendthier zu verfolgen, das ihnen noch oft entwischt. Zum Behuf dieser großen jährlichen Reisen haben sie ein nährendes

Pulver oder einen harten Nahrungsteig erfunden, worin in einem kleinen Raume viel nahrhafte Theile zusammengedrängt sind, womit sich der Jäger auf seiner weiten Wanderschaft das Leben fristet, wenn er auf seiner Jagd nicht glücklich ist. Verfolgt ihm aber sein Mißgeschick lange; so muß er, wenn dieser Vorrath ihm ausgeht, von allen menschlichen Wohnungen unermeßlich weit entfernt, mit einer Art von Moos, das dort am Felsen wächst oder mit wildem Haber, wovon einige Arten in Canada wild hervorsprießen, dem schrecklichsten Hungertode zu entgehn suchen. — „Die Ochsen und Büffel„ochsen, die in Amerika so gut fortkommen," können durch die großen Vortheile, die sie den amerikanischen Wilden gewährten, die Fortschritte derselben in der Cultur so gar sehr doch auch wohl nicht zurückgehalten haben; denn Ochsen und Büffelochsen wurden eben so wie die Pferde von den Europäern bald nach der Entdeckung erst hinübergeführt, und konnten vorher also wohl nichts zur Wildheit der Amerikaner beitragen. Andre Thiere von Amerika sind zwar den Hausthieren andrer Welttheile ähnlich, die Caribus und die Originale von Canada gleichen z. B. den Rennthieren und Elendthieren der Lappen; allein die Eingebornen von Amerika besaßen nicht Verstand genug, um sich

diese Thiere zu unterwerfen, oder sie auch nur so weit zu zähmen, daß sie sich Heerdenweise weiden ließen; also konnten sie auch nicht die Vortheile davon ziehn, welche der Lappländer von seinem Rennthier hat, und die Buckelochsen (Bison's) woraus sich die Tatarn ein Hausthier gemacht haben, waren in Amerika ebenfalls wild geblieben, standen also in keiner ansehnlichen Menge den Wilden zu Gebot, und konnten sich auch nicht so gar sehr vervielfältigen. Vielleicht, könnte man sagen, waren sie doch in ziemlicher Anzahl vorhanden, weil sie weniger Gefahren ausgesezt waren, da „die wilden Raubthiere in Amerika niemals so gut fortkommen als das Federvieh.“ Wieder eine neue Unrichtigkeit! Die Raubthiere sind in Canada erstaunlich häufig, und die ungeheuere Menge von Pelzwerk, die man von dort herbringt, sind dafür ein redender Beweis. Bären, Lüchse, schwarze Wölfe, Vielfraße, Jaguars und Füchse waren daselbst sehr zahlreich, und ob sie gleich weniger Stärke und Muth als die Raubthiere der alten Welt besaßen; so waren sie doch stark genug um die grasfressenden Thiere zu bekriegen.

Die Bemerkung über Europa endlich, als wenn dieser Welttheil nur daher vor allen andern cultivirt und gesittet wäre, weil er unter allen der unfruchtbarste ist, „weil er nur ohne die Arbeit seiner Bewohner

nicht viel etwas andres als Eichen und ungeheuere Waldungen ohne nahrhafte Früchte hervorbringen würde," hätte nur in dem Fall eine beweisende Kraft für den Satz des Herrn von Montesquieu, wenn Europa zu allen Zeiten, oder wenn es wenigstens unter allen Welttheilen am ersten cultivirt gewesen wäre; davon lehrt uns aber die Geschichte das Gegentheil. Schon lange Jahrhunderte, vielleicht manche Jahrtausende hindurch hatte die Cultur in den gesegnetern Gegenden von Afrika und Asien und in den fruchtbaren Gefilden von Griechenland und Rom Wurzel gefaßt und mannigfaltige Blüthen getragen, als der größte und gewiß nicht der fruchtbarste Theil von Europa noch von Wilden bewohnt ward. Konnte man denn damals, als die Schweden, Russen, Polen, Niederländer, Britten, Deutsche, Gallier und Spanier im rohen Zustande der Barbarei lebten, wohl behaupten, es gäbe um darum so viele wilde Völkerschaften in Europa, weil der Boden von selbst eine Menge von Früchten hervorbringe, wovon die Einwohner ohne Mühe sich nähren könnten?

Diese ganze Stelle im Geist der Gesetze beruht also auf unrichtigen Thatsachen, die den großen Verfasser desselben zu unrichtigen Folgerungen verführt haben. Selbst aber, wenn man die Thatsache

als wahr voraussezt; so ist sie doch noch nicht ein hinlänglicher Beweis für die Meinung, deren Wahrheit sie gründen soll; denn sie ist einzig und steht mit der allgemeinen Erfahrung aller Nationen und aller Jahrhunderte im Widerspruch. Es ist aber nicht genug, wenn jemand beweist, daß irgend einmal auf einen fruchtbaren Boden eine wilde Nation lebe, um daraus sogleich ein ursachliches Verhältniß zwischen der Fruchtbarkeit des Landes und zwischen der Wildheit seiner Bewohner anzunehmen; denn diese Wildheit könnte sehr leicht noch aus einer oder mehrern andern von dem tausendmal tausend Ursachen herrühren, die auf den Menschen wirken. Nur dann erst, wenn allemahl Fruchtbarkeit und Wildheit Hand in Hand gingen, nur dann erst, wenn wir sie auf den ganzen Erdboden als unzertrennliche Gefährten beisammen fänden, dann erst hätten wir zu dieser Voraussetzung einigen Grund. Dies aber ist hier gar nicht der Fall. Wenn man dem Gange der Cultur aus diesem Gesichtspunkte nachspürt; so entdeckt man ein andres Gesetz desselben, das gerade zu der Behauptung des Herrn von Montesquieu entgegengesetzt ist. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens scheint irgendwo den Menschen ans wilde Leben gefesselt zu haben; sondern im Gegentheil der Mangel an Nahrungsmitteln hat ihn nur

immer gehindert, sich davon los zu machen. In gemäßigten und fruchtbaren Ländern hat der zarte Saame der Cultur unendlich früher Wurzel gefaßt, als in strengen Himmelsstrichen und unfruchtbaren Gegenden. Man sieht diese herrliche Pflanze gleichsam wandern von Egypten nach Asien, von Asien nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von Italien nach Gallien, von Gallien nach Deutschland, und gerade so folgen diese Länder stufenweise nach ihrer physischen Fruchtbarkeit auf einander. Wenn sie alle gleich unangebauet wären; so wäre Deutschland ohne Zweifel das ärmste und unfruchtbarste von ihnen allen: wenn es alle fremden Pflanzen herausgäbe, die nicht ursprünglich in seinem Boden und in seinem Klima einheimisch sind; so würde ihm fast nichts übrig bleiben: es würde von nährenden Pflanzen nichts weiter als seinen Rettig, seinen Pastinak und seinen wilden Haber behalten. Amerika selbst leitet uns auf eben dieses Gesetz. Die einzigen Gegenden desselben, wo man Cultur bürgerliche Gesellschaft daselbst antraf, waren Mexiko und Peru, zwei Provinzen, worin die Natur mit milder Hand ihre Schätze ausgetheilt hatte, und die keiner Gegend dieses Welttheils an Fruchtbarkeit nachstehn dürfen; die unfruchtbarsten Gegenden, die Wüsteneien von

Nordamerika, wo man die cultivirtesten Nationen nach Montesquieu's Meinung vermuthen sollte, waren hingegen mit wilden Völkerstämmen bedeckt. Allenthalben scheint also vielmehr Ueberfluß als Mangel den Fortschritten der Cultur günstig zu seyn. An den glücklichen Ufern des Indus und Ganges, wo Feigenbäume, Palmen und Cocosnüsse von selbst aus dem unerschöpflich reichen Schooße der Erde hervorkommen, konnten sich die Menschen weit früher vereinigen, als in den ungeheuern Waldungen von Deutschland oder in den Sandwüsten des innern Afrika.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Fünf und dreißigstes Stück.

Den 29ten August 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

(Fortsetzung.)

Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen.

Ein andrer großer Menschenkenner ist durch Betrachtungen über die Geschichte auf eben dieses Resultat geleitet worden. „Die Natur," sagt Forster in seinen vortreflichen philosophischen Bemerkungen, „scheint für glücklich organisirte Menschen in einem „sanften Erdstrich alles mit Macht dahin zu leiten, „daß ihre Glückseligkeit befördert und entwickelt „werde. Daher die frühe Aufklärung, die Größe

„und der Glanz der assyrischen uud egyptischen Rei-
„che, die in gemäßigten Erdstrichen gelegen sind,
„und deren Einwohner zu allen Zeiten, ja noch
„jezt in ihrem gesunkenen ausgearteten Zustande,
„ein lebhaftes Temperament, gutes Herz und leicht
„auffassende Vorstellungskraft besitzen. Eben diese
„Eigenschaften waren der Grund jener starken Be-
„völkerung, jenes Reichthums, jener Glückselig-
„keit, wovon die alte Geschichte beider Reiche so
„laut und vielfältig spricht, und wovon so manches
„ungeheure Denkmal noch zeugen kann.“

„Die Bewohner einer Gegend, deren sanftes
„Klima jenem fast ähnlich ist und zur Schönheit
„ihrer Bildung beigetragen hat, — wo aber der
„Boden weniger ergiebig ist — konnten nur mit
„Hülfe der Kunst sich zur bürgerlichen Glückselig-
„keit hinaufschwingen. Kekrops, Triptolem, The-
„seus, Solon, Pisistrat, Miltiades und Aristi-
„des, — das waren die Männer, die in Attika
„durch Kunst der Natur zu Hülfe kamen; und
„gleichwohl wurden unter Anführung und beständi-
„ger Mitwirkung der weisesten Menschen, 1130
„Jahre dazu erfordert, ehe die Athenienser unter
„Perikles den Gipfel erstiegen, wo sie einmal von
„der damaligen gesitteten Welt als das glücklichste
„unter allen Völkern verehrt wurden.“

„Aber welchen schöpferischen Geist und welche „unbeschränkte Macht ihm Nachdruck zu geben, er„heischt nicht jener unfreundlichere Erdstrich, da„mit die zarte Blüthe der Volksglückseligkeit sich „öffnen könne, damit die harte Fiber biegsam und „die Seele im erstarrten Körper rege werde! Die „gewöhnliche Kunst vermag hier nichts; nur mit „unwiderstehlicher Kraft und Geistesgröße zwingt „ein Peter der Große sein rauhes träges Volk in „einem halben Jahrhundert, aus skythischen Fin„sternissen hervorzugehn und sich im Angesichte von „Europa mit jenem Glanze zu kleiden, der sich unter „dem weisen Scepter seiner großen Enkelinn noch „täglich erhöht."

Eben dieser scharfsinnige Gelehrte, dessen philosophischer Geist aus den Erzählungen der Geschichte die Richtigkeit dieser Meinung einsah und dessen Beredsamkeit sie in ein so glänzendes Licht stellt, sezt uns auch in den Stand zu den Erfahrungsbeweisen, die wir in vier Welttheilen dafür gesammlet haben, neue unwidersprechliche Beläge aus dem fünften Welttheile beizubringen.

„Die Insulaner im Südmeer," sagt er in seinen eben angeführten philosophischen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, „erscheinen auf verschie„denen Stufen der Vervollkommnung, je nachdem

„sie sich mehr oder weniger der Wohlthaten der
„Natur zu erfreuen haben. Unter dem milderen
„Himmelsstrich ist ihre Speise mannigfaltiger, häu-
„figer, ihre Wohnung geräumig, reinlich, bequem;
„ihre Kleidung zierlich und künstlich; die Bevölke-
„rung stärker; das gemeine Wesen und die öffentli-
„che Sicherheit stehn auf festerm Fuße; sittliche
„Grundsätze werden tiefer empfunden, besser be-
„folgt; die Gemüther sind lenksam und lehrbegierig;
„Begriffe von einem höchsten Wesen, von der
„Schöpfung, von dem zukünftigen Leben, heben
„sie allmählig auf eine höhere Stufe der individuel-
„len sowohl als der bürgerlichen Glückseligkeit. An
„des Eisgürtels Grenze hingegen, wie elend, wie
„bedauernswerth die wenigen zerstreuten Einwoh-
„ner! wie hinabgesunken bis auf die bloße äußere
„Gestalt von allem, was menschlich ist! Ihr Un-
„terhalt dürftig und ungewiß; ihre Speise ekelhaft;
„ihr Obdach die erbärmlichste Hütte, die ihrem
„Zwecke nicht entspricht; ihre Bedeckung unsauber
„und der unfreundlichen Kälte ihres Himmels kei-
„nesweges angemessen; ihre Anzahl geringe; ihre
„Gesellschaft ohne einiges gegenseitiges Band, ohne
„wechselseitige Zuneigung, jedem Angriff bloßge-
„stellt; um ihm zu entrinnen auf die ödesten Felsen
„verschencht, ohne Empfindung für Großes und

„Schönes in thierischer Betäubung gleichsam er-„starrt; ohne andre Regel als das Gesetz des Stär-„kern, feindselig wo der Zufall es erlaubt, ja von „aller Menschlichkeit und mittheilenden Liebe ent-„wöhnt!“ —

„Ausser denjenigen Völkern, welche durch eine „besondere Verkettung von glücklichen Umständen „und Schicksalen die höchsten Stufen der Gesittung „erstiegen haben; — ausser diesen und ohne Verkehr „mit ihnen scheint also der Mensch nur nach Ver-„hältniß des mildern Erdstrichs, den er bewohnt, „von der Natur zum Genuß des geselligen Lebens „angeführt zu werden. In den meisten Polarge-„genden befindet er sich in einem widernatürlichen „Zustande und sinkt dort gleichsam unter sich selbst „zum Wilden hinab.“

Wie richtig diese Bemerkung des großen Menschenforschers sei, davon können sich unsre Leser leicht überzeugen, wenn wir ihnen nur einige von den Thatsachen vorlegen, aus denen sie gefolgert ist. Die äußerste, kältste unfruchtbarste Südspitze von Amerika, das Feuerland ist von allen Seefahrern sehr wenig bevölkert gefunden. Die Feuerländer selbst sind allem Anschein nach das elendeste aller Völker. Sie naheten sich in einigen Kähnen den Schiffen der Weltumsegler und hatten keine andre

Kleidung als ein Stück Robbenfell, das ihnen kaum bis an die Hälfte der Lenden hinabreichte und oben kaum die Schultern bedeckte. Solchergestalt blieben ihre Hände und Füße und der ganze Leib einer Kälte bloßgestellt, die den Europäern, ob sie gleich gut dagegen versorgt waren, sehr beschwerlich fiel. Beide Geschlechter verhüllten die Geburtstheile nicht; ein unerträglicher Gestank von dem verdorbenen Thranöl, womit sie sich oft beschmieren, und von dem faulen Robbenfleisch, welches ihre leckerste Nahrung ist, verbreitete sich so weit um sie her, als ob sie davon gänzlich durchdrungen wären. Sie wohnen unter etlichen zusammengebundenen dürren Zweigen, die das Gerippe einer niedrigen, runden, offenen Hütte ausmachen; über diese werden einige Sträuche, etliche Bündchen trocknes Gras gelegt und die Lücken hie und da höchstens mit einer Robbenhaut bedeckt. Ein Fünftheil oder Sechstheil des ganzen Umfangs bleibt offen und dient zum Eingange und zur Feuerstätte zugleich. Alle ihre Geräthschaft bestand in einem geflochtnen Körbchen, einer Art Taschen oder Säcke von Mattenwerk, einem Haken von Knochen an einen langen Stab von leichtem Holz befestigt, womit sie die Schnecken von den Felsen ablösen, einem schlecht geschnizten Bogen und etlichen Pfeilen. Ihre Kähne sind von Baum-

rinde, über ein biegsames Holz gewunden und mit gebogenen anderthalb Zoll dicken Stäben, anstatt der Ribben, inwendig ausgespreitzt, wodurch es verhindert wird, daß der Boden so leicht nicht ausgetreten werden kann. An einem Ende dieses Kahns schütten sie etwas Erde auf und darauf unterhalten sie, auch im Sommer, ein beständiges Feuer. Ausser den Robben sind noch gebratene Schaalthiere ihre Nahrung. Die Kälte schien ihnen sehr empfindlich zu seyn; denn sie zitterten am ganzen Leibe. Das Schiff und seine verschiedene Theile begafften sie mit einer so dummen Gleichgültigkeit, als die Europäer noch bei keinem andern Volke in den Südländern wahrgenommen hatten; ihr leeres Starren drückte gar selten einiges Verlangen nach den Sachen aus, die man ihnen anbot. Ihr Zustand ist gewiß weit von der Behaglichkeit entfernt; daher bemerkte man nie einen Ausdruck der Freude oder der Zufriedenheit in ihren Mienen, vielmehr waren ihnen die sittlichen, geselligen Gefühle fremd, und ganz in dem Gefühl ihrer Bedürfnisse verschlungen.

Wenn ein höherer Grad von Bedürfniß die Vernunft weckt und den Menschen durch seine Gewalt zur Cultur zwingt; so müßte man warlich bei den Feuerländern den höchsten Grad davon vermu-

then. Wo ist ein Land in dem Europa, das doch nur wegen seiner Unfruchtbarkeit nach den Herrn von Montesquieu sich durch Cultur so hervorthut, welches so stiefmütterlich strenge von der Natur behandelt wäre als dies Feuerland? Wo wäre es nöthiger, daß die Menschen sich bemühten die Baukunst zum Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, damit sie gegen die Strenge der Witterung geschützt wären? Wo sollte man eher die vollkommenste, die wärmste Kleidung erwarten, wenn die Erfindung derselben vom Bedürfniß abhängig ist, als unter diesen erstarrenden Himmelsstrich? Welches Volk bedürfte es mehr, als diese armseligen Feuerländer, daß sein Handel nach allen Welttheilen ausgebreitet wäre, um aus der Ferne her die Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln und Bequemlichkeiten sich zu verschaffen, welche die geizige Natur seinen Vaterlande versagt hat? Bei welchem Volke sollte man mehr Kunstfleiß erwarten dürfen, als bei diesen, das ohne die Hülfe der Kunst zu dem armseligsten kaum nach menschenähnlichen Zustande herabgesunken ist? — „Vielleicht fühlen sie aber „alle diese Bedürfnisse nicht, und ihr dummes, in „ewiger Gleichgültigkeit hingeträumtes Leben ge„währt ihnen vielleicht eine eigne Art von Glückse„ligkeit?“ Ihr Zittern vor Frost und ihr freuden-

leerer Blick beweisen das Gegentheil. Wenn aber das auch nicht wäre; so würden sie, da ihr Zustand unstreitig der unglücklichste unter allen ist, worin sich nur irgend eine Nation der Erde befinden kann, gerade das darthun, was wir behauptet haben, daß auch die dringendsten Bedürfnisse den Wilden nicht aus seinem gedankenlosen Schlaf erwecken, wenn nicht die Befriedigung derselben ihm so nahe liegt, daß sein ungeübter Blick den Zusammenhang zwischen dem Zweck und den Mittel gewahr werden kann. Diese Feuerländer empfanden den Frost, und hatten Robbenfelle; aber so tief waren alle ihre Gedanken in dem einzigen Gefühl ihrer Bedürfnisse verschlungen, daß sie nicht einmal aus diesen Robbenfellen eine Kleidung zu verfertigen wusten, wodurch sie sich gegen die schreckliche Kälte ihrer Gegend in der That geschützt hätten. Die äußerste Noth ist also wohl nicht das Mittel, wodurch der Mensch zur Gesittung geführt wird. Dies wird uns noch augenscheinlicher einleuchten, wenn wir die übrigen Nationen der Südsee mit den Feuerländern vergleichen.

In dem südlichsten Hafen von Neuseeland, wo sich die Natur noch am meisten dem Fleiß des Menschen widersetzt, fand man nur drei kleine Familien, von einander unabhängig, in armseligen

Hütten, auf Binsen und Laub gelagert, in armseliger Kleidung. Weiter nordwärts, wo der Himmelsstrich schon milder und der Boden fruchtbarer wird, fand man schon vier bis fünfhundert Menschen am Ufer, von gewissen Anführern regiert, in bessern, reinlichern, inwendig mit Rohr gefütterten Wohnungen. Die Einwohner der nördlichen Insel von Neuseeland hatten bessere Kähne und feinere Kleider, besitzen ansehnliche regelmäßige Pflanzungen, die mit Rohr sehr niedlich und dauerhaft umzäunt sind, erkennen in einem Distrikte von einigen neunzig Familien die Oberherrschaft eines einzigen Herrn an und werden von dessen Untergeordneten gerichtet: sie wohnen überhaupt hier weit ruhiger und bequemer als sonst irgendwo auf den beiden Inseln, die zusammen Neuseeland ausmachen.

Hier sehn wir also den deutlichen Fortschritt des Menschen in der Cultur je weniger seine Bedürfnisse dringend sind, je mannigfaltiger und je leichter die Mittel sind, welche die Natur zur Befriedigung derselben ihm darbeut. Gehn wir weiter hinauf zu den freundschaftlichen, sodann zu den Societäts-Inseln und zu ihrer Krone dem gepriesenen Taheiti; so finden wir allenthalben dies Gesetz befolgt. Hier ist die Bevölkerung schon sehr be-

trächtlich; alles zeugt hier von einem Zustande, der weit über denjenigen erhaben ist, dessen sich die vorhingenannten Völker rühmen können; alles deutet zugleich auf die Milde des Klima und auf die Fruchtbarkeit des Bodens als auf die erste und ergiebigste Quelle, woraus der Fortschritt der Einwohner zu einer so hohen Stufe auf der Leiter der Menschheit entspringt.

So viel einstimmige Erfahrungen, aus allen Welttheilen gesammlet, berechtigen uns nun doch wohl zu dem Schlusse, daß ein fruchtbarer Boden, weit entfernt den Menschen in den Fortschritten der Cultur zu hindern, im Gegentheil sehr wichtig ist, um diese Fortschritte zu begünstigen, und wir dürften auch nur, ohne zuvor die Erfahrung um Rath zu fragen, unbefangen über diesen Gegenstand nachdenken, um auf eben dies Resultat zu stoßen. Wo die immer wiederkehrenden Bedürfnisse des menschlichen Lebens alle übrigen Vorstellungen verschlingen, da hat der Mensch nicht Zeit, auf seine Bildung zu denken. Er wird sich bestreben diese Bedürfnisse zu befriedigen: allein so bald er nur Einen Weg dazu kennt; so wird er nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen, neue Wege dazu aufzufinden, wenn ihn die Natur um ihn her nicht mit lauter Stimme dazu ruft, und ihn ohne sein Zuthun darauf leitet.

Die Armuth der Natur um ihn her veranlaßt in vielen auf einander folgenden Geschlechtern immer einerlei Gang der Vorstellungen ohne viele Abwechselung, und so wird auch seine Lebensart von Jahrhundert zu Jahrhundert immer dieselbe bleiben. Er wird auf die Jagd gehn, und wird fischen wenn er hungrig ist, er wird sich ein Thierf ll umhängen oder von dürren Zweigen eine armselige Hütte zimmern, wenn er friert, weil seine Voraltern auf eben diese Art diesen Bedürfnissen abhalfen. Wo aber die Natur unter immer abwechselnden Gestalten erscheint, mit jedem Tage neue Pracht zeigt, neue Schönheiten entwickelt, wo die Eindrücke von aussen mannigfaltig in die Seele des Wilden strömen, da muß sein Vorrath von Vorstellungen reichhaltiger werden, und es bedarf nur noch eines Stoßes von aussen, etwa eines stärkern Dranges der Bedürfnisse oder sonst eines Zufalls; so wird aus diesem ohne sein Zuthun gesammelten Reichthum eine neue Reihe von Vorstellungen entspringen, und es wird eine Erfindung nach der andern entstehn. So lange der Mensch seines Unterhalts wegen von einer Stelle zur andern umherschweifen muß, so lange er nur von dem Ertrage der Jagd oder auch selbst von der Milch und dem Fleisch seiner Heerde lebt, wird er sich nie nach dem Eintritt in große und geordnete

bürgerliche Gesellschaften sehnen, ohne welche doch keine Cultur entstehn oder sich vervollkommnen kann. Im Gegentheil wird er bald gewahr, daß seine Jagd weniger ergiebig ausfallen muß, wenn sich die Jäger in einem Revier vermehren, und daß seine Heerden die schönsten Weideplätze in einer öden, menschenleeren Gegend finden, wohin noch kein andrer Nomade die seinigen getrieben hat. Er wird also in diesem Zustande jeden Menschen außer seiner Familie für einen Feind ansehn, anstatt sich mit ihm zu verbinden, und so lange er bei diesen Lebensart bleibt, hat er zu dieser Meinung ein unstreitiges Recht. Nur dann, wenn er eine Gegend antrift, die ihn und seine Familie anfangs ohne Mühe und hernach gegen einen geringen Grad von Arbeit im Ueberfluß nährt, wenn sich bei ihm, da er von der Sorge für den Lebensunterhalt nicht weiter gequält wird, die geselligen Gefühle entwickeln, wenn er sich nun ungern von einer Familie trennen möchte, die seinen Herzen theuer geworden ist, wenn er durch seine ersten Versuche belehrt ist, daß die Erde ihm desto reichlicher ihre Erndten liefert, je mehr Hände sie bebauen — dann erst können Gesellschaften, Cultur und bürgerliche Ordnung allmählig entstehn. Der Artikel vom Lebensunterhalt muß erst aufs reine gebracht seyn, ehe man an ein Gesetzbuch

denkt. Die Gesetze sind bloß nützlich, der Unterhalt ist unentbehrlich.

Räsonnement und Erfahrung geben also beide das Resultat: die Cultur schlägt um desto leichter Wurzel und gedeiht um desto besser, je fruchtbarer der Boden ist, auf den sie verpflanzt wird.

Wenn die Fruchtbarkeit des Bodens für die Cultur, für die Gesittung und für die Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft einer Nation zuträglich ist: so ist sie es auch eben so sehr für die Entstehung und für die Vervollkommnung der Wissenschaften insbesondre. Unstreitig haben diese nur daher ihre Weitläuftigkeit, ihre Ordnung, ihre Bestimmtheit und ihre Abtheilung in verschiedene Fächer erhalten können, daß sich Einzelne, die sich zum Nachdenken besonders aufgelegt fühlten, und deren Geist vom Himmel zur Erfindung neuer Wahrheiten besonders ausgerüstet war, von dem arbeitenden Theil der Nation absondern und zum Dank für die Nahrung ihres Körpers, die ihnen durch den Fleiß fremder Hände verschaft ward, den Geist dieses arbeitenden Theils aufklären und sie mit einer neuen Art von Vergnügen bekannt machen konnten, die sich durch ihre Erhabenheit, durch ihre Dauerhaftigkeit, durch das angenehme Gefühl einer bis jezt in ihnen

verkannten Kraft vor den sinnlichen sehr vortheilhaft auszeichneten. Man kann also den Ursprung der Wissenschaften eigentlich nur von dem Zeitpunkte annehmen, da die Weisen, oder — wie man nachher, da auch bei ihnen das meiste auf Tradition ankam, sie nannte — da die Gelehrten anfingen einen eignen Stand auszumachen. Vor dieser Epoche konnte es zwar schon weise Menschen geben, die sich durch eine größere Geisteskraft von ihren Zeitgenossen unterschieden, und sich durch die Entdeckung neuer Wahrheiten vor ihnen hervorthaten, die man bei zweifelhaften Fällen um Rath frug, und denen man jede Frage ohne Unterschied zur Beantwortung vorlegte; allein diese Weisen nahmen auch den ganzen Schatz ihrer gesammelten Kenntniß mit ins Grab und ihre übrigen Beschäftigungen, die ihnen zu ihrem Unterhalt unentbehrlich waren, hielten sie davon ab, ihre zerstreueten Entdeckungen in einen Zusammenhang zu bringen, dadurch die Lücken zwischen ihren Einsichten gewahr zu werden und so den wesentlichsten Schritt zu ihrer Vervollkommnung zu thun. Wenn sich nach und nach mehrere Ackerleute unter einem Volk auf diese Weise über die übrigen erhoben, wenn die andern schon oft die heilsamen Folgen ihrer weisen Rathschlüsse erfahren hatten; so war der Wunsch sehr natürlich, zu allen

Zeiten einen Mann von dieser höhern Art zu ihrem Beistande in zweifelhaften Fällen um sich zu haben, und sie wünschten also die Vererbung seiner Kenntnisse auf seine Kinder wenigstens, und waren gern bereit, um dieses Vortheils willen ihn und seine Familie durch einen kleinen Beitrag zu ihren Unterhalt für den bei dieser Beschäftigung unausbleiblichen Zeitverlust zu entschädigen, wenn ihnen die Erde für einen geringen Fleiß einen reichlichen Ueberfluß von Nahrungsmitteln darbot. Die Nachfolger dieser weisen Männer, ohne alle Sorge für ihren Unterhalt, von ihren Vätern unterrichtet und ans Nachdenken gewöhnt, weihten sich ganz einem Geschäft, wobei ihnen ein glücklicher Fortgang die Folgsamkeit und die tiefste Verehrung ihres ganzen Stammes versprach, und so machten die Gelehrten allmählig einen eignen Stand aus und die Wissenschaften wurden von den im gemeinen Leben nöthigen Kenntnissen in der Folge der Zeiten nach und nach abgesondert, immer weiter unter verschiedene Abtheilungen gebracht und einzeln weiter vervollkommnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sechs und dreißigstes Stück.
Den 2ten September 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen.

(Fortsetzung.)

Nur in fruchtbaren Erdgegenden war es also möglich, daß Menschen von einem erhabenern Geist sich der Bearbeitung der Erde gänzlich entziehn und bloß durch ihre geistigen Vorzüge ihren Zeitgenossen nützlich werden konnten. Nur in ergiebigen Erdstrichen konnte der Gelehrtenstand entstehn. Die Geschichte beweist auch hier wieder die Richtigkeit des Räsonnements: sie zeigt uns an den über-

schwemmten Ufern des Nils den einst so ehrwürdigen Orden egyptischer Priester, in den fruchtbaren Ebenen von Chaldäa an den gesegneten Gestaden des Euphrat und Tygris jene zahlreiche Gesellschaft von Astronomen und an den Ufern des Indus und Ganges den Stamm jener weisen Brachmanen, die uns noch jetzt verehrungswürdig scheinen. Wir wollen damit nicht behaupten, daß diese Gesellschaften zu allen Zeiten eine gleiche Hochachtung verdient haben, wir wollen es hier sogar unentschieden lassen, ob selbst ihr in das heilige Dunkel der Urwelt verhüllter Ursprung ihnen ganz rühmlich seyn möchte: wo wäre eine menschliche Anstalt, die nicht durch Schwachheiten und Leidenschaften der Sterblichen gemißbraucht, die nicht, zuweilen wenigstens, der menschlichen Glückseligkeit nachtheilig geworden wäre? Wem kann es schwerer werden, sich diesen Mißbrauch nicht zu Schulden kommen zu lassen, als dem, dem er am meisten erleichtert ist, und für den es die meisten Veranlassungen dazu giebt? Und wer befindet sich mehr in diesem Fall als der — Priester und der Regent? Wenn also beide seit dem Anbeginn aller bürgerlichen Gesellschaft nur gar zu oft ihr Uebergewicht über den großen Haufen gemißbraucht, wenn sie oft den Seegen derselben in Fluch verkehrt haben; so laßt uns die menschliche

Schwachheit bedauern, die nur zu leicht schon auf kleinen Höhen zu schwindeln pflegt; aber laßt uns zugleich aus den Betrachtungen über die Geschichte und die Natur des Menschen und über den Gang der Vorsehung mit unserm Geschlecht, das herzerhebende Resultat herleiten, daß das Chaos die Mutter des Lichts und der Ordnung sei, daß auch das Böse seine Gränzen habe, an denen der Uebergang zum Bessern befindlich ist, daß alle Dunkelheiten, die uns in der Geschichte der Menschheit aufstoßen, nur von der Schwäche unsrer Augen herrühren, die nicht im Stande sind, das Ganze zu überschauen und daß alle anscheinenden Mißtöne sich einst in die entzückendste Harmonie auflösen werden. Mögen also Priester und Despoten noch so oft die Welt verwüstet, noch so tief den menschlichen Geist herabgewürdigt, mögen sie immerhin den Seelenadel ganzer Welttheile zertrümmert haben, um sich aus seinen Ruinen ein ewiges Monument ihrer Schande zu erbauen! Dafür gäbe es ohne sie vielleicht keine Cultur und keine bürgerliche Ordnung, keine Religion und keine Wissenschaft. Mögen die egyptischen Priester in Grillenfänger, die weisen Chaldäer in Sterndeuter und Wahrsager, und die Brachmanen in Schwärmer ausgeartet seyn! Der Rost der Zeit verzehrt ja alles auf Erden, oder we-

nigstens beschmuzt er, was er nicht verzehren kann! Genug ohne diese Priester, Chaldäer und Brachmanen wüsten wir vielleicht jetzt noch nicht, was Wissenschaft wäre, und jene seegenvollen Ufer müssen uns ewig heilig bleiben, wo sich der menschliche Geist zuerst von der Erde losriß und wo er zuerst denken lernte. So viel ist gewiß, jedes Land der Erde muste entweder von Natur oder durch die Kunst ergiebig genug seyn, um nicht mehr die Arbeit aller zu fordern, die darin leben wollten, ehe dies anging, und ehe sich einige entschließen konnten, die Speculation der Handarbeit vorzuziehn. Auch in Griechenland war der Boden nicht so karg, um nicht nach der Erfindung einiger Ackergeräthschaften eine Menge von Bewohnern im Ueberflusse zu nähren. Der mäßige Philosoph, von wenigen Bedürfnissen gequält, und stolz darauf sich immer unabhängiger von allem außer dem Nothwendigsten zu machen, konnte seine Liebe zur Speculation ohne ängstliche Sorge für seinen Unterhalt befriedigen: er bedurfte keiner Besoldung vom Staat und keiner Belohnung von seinen Schülern um sich vor dem Hungertode zu sichern: wenn er sich auf eine Tonne, einen Mantel und ein Gerücht Wolfsbohnen einschränken wollte, so blieb es ihm unverwehrt; aber die Nothwendigkeit forderte diese Einschränkung eben

nicht. Von Griechenland aus sind die Wissenschaften mit der Cultur des Landes stets Hand in Hand gewandert: sie setzten zuerst nach dem fruchtbaren Italien über, und sind von da immer weiter in härtere Gegenden gereist, um allenthalben die Erde und die Menschen milder zu machen. Jetzt giebt es schon in dem wilden alten Scythenlande Gelehrte und Akademien aller Art, und Europa ist hinlänglich angebaut um viele Tausende nähren zu können, die zum Erwerbe der Nahrungsmittel keine Hand weiter, als auf dem Papiere bewegen, und auf den Jahrmärkten des gelehrten Handels ihre Gedanken gegen klingende Münze verkaufen, weil die Maschinen unsrer bürgerlichen Gesellschaften viel zu zusammengesetzt sind, als daß sie ihre Entdeckungen im Gebiet der Wahrheit noch geradezu gegen Lebensmittel vertauschen könnten. Unstreitig müsten unsre Gelehrten zum Pfluge zurückkehren, wenn die Arbeit der übrigen Stände nicht mehr hinreichen wollte, eine so große Anzahl von Menschen zu erhalten, deren Arme die Erde bei der Hervorbringung ihrer Schätze gar nicht unterstützen. Natürliche oder künstliche Fruchtbarkeit des Bodens ist also ein unumgängliches Erforderniß eines Landes, wo es Wissenschaft und gelehrte Zünfte geben soll.

Auch die Handarbeiten, die Künste und vorzüglich die schönen Künste werden nur in dem Maaß in einem Lande gedeihen, in welchem der Boden von Natur fruchtbar oder vorzüglich angebaut ist, und dies aus eben dem Grunde. Nur da können Handwerke und Künste zu einiger Vollkommenheit gelangen, wo der Fleiß und das Genie mancher Einzelner auf diese Gegenstände zusammengedrängt werden kann, und nur da wird das Genie seinem innern Beruf ohne Zerstreuung folgen, mit unverwandtem Blick seinen idealischen Ziele nachjagen können, wo es nicht durch die Fesseln des Bedürfnisses an den Boden geschmiedet ist. Alles was zu den dringenden Bedürfnissen des Lebens gehört, kann also nur in ergiebigen Erdstrichen zur Vollkommenheit gebracht, und alles, was zur Bequemlichkeit, zur Verschönerung des menschlichen Lebens gehört, alles was jene geistigen Vergnügen verschaft, die uns erst dann zum Bedürfniß werden können, wenn wir uns mit der Nothwendigkeit schon abgefunden haben, alles das kann in einem unfruchtbaren Lande niemahls erfunden werden. Nur da, wo Bedürfnisse wenig oder gar nicht gefühlt werden, wo ihre Befriedigung eine geringe oder gar keine Anstrengung fordert, nur da kann die Einbildungskraft erwachen, nur da erhebt sie

sich aus der wirklichen Welt, die der Seele nicht Thätigkeit genug abfordert, zu einer idealischen, die in ihren Freuden und in ihren Quaalen unbegränzt ist, nur da wagt sie von jedem einzelnen Wesen, von jeder Form, von jeder Begebenheit in der Wirklichkeit den großen Schritt in eine bessere, schönere, ganz vollendete Welt, die, von allen Unvollkommenheiten befreit, den Geist entzückt, der kühn genug ist sie aus sich selbst hervor zu bringen: nur da wagt sie es, aus dieser selbstgeschaffenen idealischen Welt einzelne Theile zur Wirklichkeit hervorzurufen und mit der Natur zu wetteifern.

Nur da, wo wenige Hände hinreichend sind, eine große Menge von Menschen zu ernähren, nur da allein können sich auch schon früh diese übrigen von jenen absondern, um vereinigte große Werke zu unternehmen, die man in einem andern Erdstrich, wo man sich von diesem Ueberfluß müssig gelassener Menschenhände keinen Begriff machen kann, und in einem anders gearteten Zeitalter, wo der menschliche Geist, schon mit mehrern Bedürfnissen und mit mehrern Künsten vertraut, sich mehr zerstreuet, als Wunder der Welt anstaunen muß. Wo anders, als an den seegenreichen Ufern des befruchtenden Nils hätte man so oft zweihunderttausend Arme zwanzig Jahre hindurch dem Feldbau entziehn und

jene Reihen von Pyramiden schaffen können, die man ewig unter die Wunder der Welt rechnen wird, und vor denen allemahl der Stolz später sich groß-dünkender Jahrhunderte gedemüthigt, seinen Blick sinken läßt? Könnten diese erstaunlichen Felsmassen, von denen wir jetzt, mit allen unsern Fortschritten in der Baukunst und Mechanik, doch nicht begreifen können, wie sie entstanden sind, könnten sie wohl von Menschen aufgehäuft seyn, die in der Gefahr waren zu verhungern? Nein warlich nicht! Nur der Ueberfluß kann solche Denkmale der menschlichen Größe erzeugen, die jedem Sturme der Ewigkeit trotzen.

Das also ist unser allgemeines Resultat: ein fruchtbarer Boden, wo bei zunehmender Bevölkerung viele Hände müssig seyn dürfen, ohne Hungersnoth zu besorgen, ist eine Pflegemutter für Cultur, Wissenschaften, Künste, Handwerke, und für jedes große Unternehmen, wozu die vereinigten Kräfte von Hunderttausenden erforderlich sind.

Aber, gute Mutter Natur, die du sonst, welser als die meisten Mütter, Liebe mit Gerechtigkeit paarst, und mit unpartheiischer Hand jedem Einzelnen und jedem Ganzen sein Schicksal zuwägst, solltest du denn hier von deiner strengen Unpartheilich-

keit dich entfernt, die Bewohner fruchtbarer Erdstriche ohne Einschränkung mit jeder Art von Seegen überhäuft und die Einwohner eines undankbaren Bodens zu einer ewigen Barbarei verdammt haben? Wenn du jenen alle Quellen physischer und geistiger Vergnügen zuvorkommend geöfnet hast, willst du denn diesen nicht irgend einen kleinen Ersatz, nicht wenigstens einige Schadloshaltung gewähren? Hast du es ganz vergessen, daß sie nicht weniger als jene die rechtmäßigen Kinder deiner Liebe sind?

So könnte man in einigen unfreundlichen Gegenden die Natur anklagen und wir wollen versuchen, ob wir im Stande sind, diese Beschuldigungen zu entkräften, und die Gerechtigkeit der Natur zu vertheidigen.

Zuerst giebt es wenige Gegenden, wo der Boden durchaus undankbar wäre, und wo er nicht, wenn man ihn mit gehörigem Fleisse bebauet, seine Bewohner im Ueberfluß nährt. Einst war unser Vaterland einer der unfreundlichsten Erdstriche, einige wilde kaum eßbare Wurzeln, eine Art von wildem Haber und ungenießbare Eicheln, dies war die ganze Ausstattung der Natur für Deutschland: allein jetzt! Wir haben alle Arten von Getreide aus mildern Gegenden zu uns herübergeholt, wir haben

eine Menge von Obstarten in einem Lande einheimisch gemacht, wo man vor zweitausend Jahren keinen Obstbaum hatte; wir haben den zarten Weinstock sogar in unserm kalten Himmelsstrich zu erhalten gewußt und er zollt uns dafür seinen gefährlichen Saft in solcher Güte, daß wir unsre mehr geseegnete Nachbarn wenig zu beneiden haben. So wie es bei uns gegangen ist, kann es allenthalben gehn, wo die Erde ihre Gaben nicht eben offen zur Schau ausstellt, oder ihre Schätze freiwillig einem jeden in die Hände liefert; wo sie aber auch nicht ganz unerbittlich strenge alle Bewerbungen verschmäht, sondern auf ihre Wohlthaten nur einen mäßigen Preis setzt: in diesen Ländern sind Cultur, Wissenschaften und Künste zwar nicht einheimisch, aber doch ist ihnen der Boden auch nicht so sehr zuwider, daß sie sich gar nicht dahin verpflanzen ließen. Freilich ist es anders in jenen kalten Gegenden dicht an den Polen, wo der Feldbau und die Cultur wohl niemals sichre Wurzel schlagen möchten; indessen auch hier hat die Natur für ihre Kinder alles gethan, was sie thun konnte: wenn sie ihnen sehr wichtige Geschenke verweigern muste; so schwächte sie erst ihr Gefühl, daß sie den Werth jener Gaben, die sie entbehren müssen, nicht zu schätzen vermögen, und gab ihnen ihre eigne Art

von Glückseeligkeit, die wir auf keine Weise nach der unsern messen können.

Wenn aber die Bewohner karger Erdgegenden Jahrtausende lang unter dem Joch der Barbarei seufzen musten, ehe sich die heilsame Cultur bis zu ihnen verbreitete, deren Seegen man in ergiebigen Erdstrichen schon seit Jahrtausenden genoß, gute Mutter, was wird ihnen dafür? Solltest du ihnen nicht auch das ersetzen wollen?

Undankbare! könnte die Natur hier ausrufen, ihr rechtet mit mir, weil ich euch eine einzige von meinen Gaben etwas später zukommen lasse, und ihr seid blind genug, um den reichlichen Ersatz zu übersehn, womit ich euch diesen kleinen Aufschub vergütete! Alles konnt' ich nicht allen im Anbeginn der Dinge geben, die Momente menschlicher Glückseeligkeit sind mit weiser Hand über die ganze Erde von mir vertheilt: jede Erdgegend hat ihren Antheil erhalten, und das ist eben das große Ziel der menschlichen Laufbahn, daß sich einst alle meine Wohlthaten nach allen Seiten hin ausbreiten, daß jede Gegend allen mittheile und von allen empfange, daß jeder Mensch zum allgemeinen Wohl der Menschheit wirke und in der Glückseeligkeit aller seine eigne finde. Noch ist die Menschheit weit von diesem hohen Ziel entfernt; indessen ihr dürft's nicht

nicht bezweifeln, die Anstalten der Natur sind eben so unfehlbar als sie heilsam und groß sind. Dies ist mein Plan mit euch allen, und muste ich nicht, um euch an dies Ziel zu leiten allen etwas versagen, indem ich allen etwas gab? Glaubt ja nicht, daß ihr leer ausgegangen seid. Die Pflanze der Cultur, und des Wissens muste ich in einem mildern Boden entstehn lassen, aber in euren unfreundlichen Ländereien ist eine nicht weniger kostbare Pflanze gereift, die köstliche Pflanze der Freiheit: Fruchtbare Länder waren Jahrtausende lang cultivirt, als ihr noch Barbaren war't, aber dagegen waren die Bewohner jener Länder Jahrtausende hindurch Sclaven des Despotismus, als ihr, niemals so tief wie sie unter die Würde des Menschen herabgesunken, aus euren Wäldern hervorbracht, den Despotismus vom Throne stürztet, und der entehrten Menschheit ihre Rechte zurück gabt. Noch nicht genug! die Unfruchtbarkeit eures Landes hat euch aufmerksam auf alle Bande gemacht, wodurch ihr euch mit andern vereinigen und jene große Gemeinschaft unter allen Völkern der Erde hervorbringen könnt, die vor der allgemeinen Glückseeligkeit der Menschheit nothwendig vorangehn muß. Wenn jedes Land ein Egypten oder ein Indien wäre; so würde kein Volk von seinen Nachbaren etwas wis-

sen, die Völker würden nicht wechselseitig ihren Bedürfnissen abhelfen und ihre Glückseeligkeit befördern können: es gäbe dann weder Völkerwanderungen, noch Schiffahrt, noch Handel. Dies ist der Ersatz, womit ich euch wegen eurer spätern Cultur schadlos halte, dies sind die Schätze, die ihr zum allgemeinen Besten der ganzen Menschheit empfingt, und die ihr unter euch nicht gewahr wurdet, weil ihr sie bis jetzt noch zu oft gemißbraucht oder verkannt habt. Lernt ihren wahren Werth in seinem ganzen Umfange kennen, und gewiß ihr werdet mich nicht länger für eure Stiefmutter halten!

So könnte die Natur auf die Beschwerden antworten, die vielleicht die Bewohner unfreundlicher Länder über sie führen möchten; eine aufgeklärte Philosophie der Menschheit und die Stimme der Geschichte würden dann zu ihr hinübertreten und ausrufen müssen: die Natur hat Recht.

Man denke sich in einem unfruchtbaren Lande ein Volk, das in Gefahr steht, seine Freiheit einzubüßen. Ist es noch im Zustande der Barbarei; so wird es sich vertheidigen, oder es wird weiter gehn, weil es bei keinem Tausch des Landes etwas einzubüßen befürchten darf: ist es aber cultivirt, kennt es eine Menge von Bedürfnissen, die sein eigner Boden nicht befriedigt, eine Menge von Bequem-

lichkeiten die es nur durch Anstrengung und Arbeit sich verschaffen kann; so wird es alle seine Kräfte aufbieten, um jede Einschränkung seiner Thätigkeit fortzuschaffen, und jeden Widerstand, der sie zu hemmen droht, aus dem Wege zu räumen. Solch ein Volk hat wenig und bedarf viel, es kann sich also schlechterdings kein Mittel entziehn lassen, wodurch es die Kargheit seines Bodens zu ersetzen im Stande ist: und darum wird es niemals seinen Nacken unter das Joch der Sclaverei beugen, es hat nichts zu verlieren, als seine Freiheit; denn sein Leben wird ihm eine Last, wenn es nicht mehr alle seine Bemühungen darauf verwenden kann, um sich dasselbe angenehm zu machen. Gesetzt aber auch, es müsse zuletzt einer größern Macht weichen; so wird es entweder auswandern, oder es wird in die Barbarei zurücksinken, wenn seine Wirksamkeit so eingeschränkt ist, daß si nicht mehr zur Befriedigung seiner vorigen Bedürfnisse hinreicht. So bald es hier tief genug gefallen ist, tritt der ursprüngliche Stand seiner Freiheit wieder von selbst ein, der Despotismus ist gestürzt und die Freiheit hat ihre Rechte wieder, die sie in einem unfruchtbaren Lande niemals auf immer verlieren kann.

Ganz anders verhält es sich mit der Vertheidigung der Freiheit in einem fruchtbaren Erdstrich.

Hier bedarf der Mensch weniger, als was die Natur ihm schon ohne Mühe anbietet: nirgends erstreckt sich überhaupt die Arbeit des Menschen weiter, als seine Bedürfnisse, in milden Gegenden wird er also wenig oder gar nicht arbeiten: wenn er nicht arbeitet, weil weder die Gegenwart noch die Zukunft ihn zur Anstrengung nöthigt; so wird es ihm auch sehr gleichgültig seyn, ob seine Thätigkeit eingeschränkt werde oder nicht, und die Gränzen, die man ihr setzen möchte, werden ihm niemals zu eng scheinen, da er in Ansehung seiner Bedürfnisse immer ruhig seyn kann. Fordert man ja von ihm eine größere Anstrengung, als ihm gewöhnlich ist; so wird er doch lieber diese kleine Ungemächlichkeit ertragen, als sein Leben in Gefahr setzen, das ohngeachtet derselben noch immer sehr kummerlos und voll freudigen Genusses bleibt. Sein höchster Wunsch geht nicht weiter, als daß sein Herr gelinder seyn möge, daß er aufhören sollte über ihn zu herrschen, fällt ihm gar nicht einmal ein. In fruchtbaren Ländern findet also der Despotismus die Gemüther vorbereitet, alle Lasten, die er nur auflegen kann, willig zu tragen; auch ist er hier allemahl zu seiner gräßlichsten Höhe gestiegen, und alle Revolutionen in den sonst so geseegneten Ländern in Egypten,

Persien, Indien und China haben nie etwas weiter bewirkt als die Veränderung des Despoten, ohne den Despotismus zu schwächen. Alle diese Länder sind so seegenreich, ihre Bewohner sind so wenig Freunde der Anstrengung und werden von der Natur auch so wenig dazu gezwungen, daß sie sich selbst in den Fesseln der Sclaverei nicht unglücklich fühlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Sieben und dreißigstes Stück.
Den 12ten September 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

W.ckungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen.

(Fortsetzung.)

Außerdem aber, daß die Einwohner fruchtbarer Länder die Sclaverei leichter ertragen, weil ihre von der Milde der Natur veranlaßte geringe Thätigkeit sich ohne ein unangenehmes Gefühl für sie in enge Gränzen einschließen läßt; so haben sie auch bei der Vertheidigung ihrer Freiheit mehr zu befürchten als die Bewohner einer unfreundlichen Gegend. In einem Lande voll Ueberfluß fürchtet man

sich allemahl mehr als in einem armen vor den Verwüstungen eines Kriegsheers. Was hat der Mensch in einer Gegend, der er nur mit Mühe seinen dürftigen Unterhalt abzwingt, weiter zu verlieren, als seine Freiheit und sein Leben? Warum soll er also nicht das eine aufs Spiel setzen, um die andre zu retten? Aber in reichen Ländern wagt man mehr, wenn man einen Krieg anfängt. Die Kriegsheere zerstören nicht nur die Saaten für das Jahr eines Feldzugs, sie plündern auch den reichen Bewohner und rauben ihm oft den ganzen Lohn von dem mühsamen Fleiß aller seiner Voraltern: der Besitz aller seiner Reichthümer wird ihm im Kriege unsicher, und es bedarf nur eines Zufalls um den Reichen arm zu machen, anstatt daß der Arme von dem Zufall keine Veränderung seines Geschicks erwarten darf, die nicht für ihn eine Verbesserung wäre. Gern wird also der wohlhabende Landmann und der reiche Kaufmann seine Freiheit dem Angriffe des Feindes aufopfern, wenn er durch dies Opfer nur Ruhe erhält, um seines Reichthums zu genießen oder ihn zu vermehren; der Mann, der keinen Vorrath besitzt wird hingegen seine Freiheit mit dem letzten Tropfen seines Bluts vertheidigen; denn in ihr verliert er nicht weniger als — alles. Es ist einerlei ob der Feind der Freiheit ein auswärtiger

Eroberer oder ob es ein mächtiger Bürger des Staats, oder ob es Verbundene mächtigere Bürger sind: in jedem Fall wird sich der Arme länger sträuben als der Wohlhabende. „Welche Leute stehen „für die Sache der Republik? schrieb Cicero wäh„rend der bürgerlichen Unruhen in Rom an den „Atticus, etwa die Kaufleute und das Landvolk? „ja wenn wir uns einbilden könnten, sie würden „sich der Regierung eines Einzigen widersetzen, da „ihnen doch jede Regierungsform gleichgültig ist, so „lange sie nur ruhig geführt wird.“

Die Unfruchtbarkeit des athenienſischen Erdstrichs war die Ursache, warum das Volk daselbst die Regierung in Händen hatte; denn in unfruchtbaren Ländern vergiebt keiner gern einen Theil seiner Freiheit: in Lacedämon hingegen, das einen ergiebigen Boden hatte, war die Regierung in den Händen einiger weniger Bürger, und sie würde vielleicht in den Händen eines Einzigen gewesen seyn, wenn nicht die Griechen dieses Zeitalters einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Herrschaft eines Einzigen, oder wie sie es nannten, gegen die Tyrannei gehabt hätten.

Auch in neuern Zeiten bestätigt sich der Satz, daß reiche Länder, sie mögen durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, durch Kunstfleiß oder durch Handel

reich geworden seyn, allemahl am sorgfältigsten den Krieg zu vermeiden suchen, und daß sie öfters mehr aufopfern als Freiheitsliebe, Patriotismus und Ehrgefühl erlauben, um sich nur ihre einmahl erworbenen Besitzungen zu sichern.

Selbst aber wenn diese Ursachen den Bewohner einer seegenvollen Gegend nicht hindern könnten, seine Freiheit gegen einheimische und auswärtige Angriffe vertheidigen zu wollen; so könnt' es ihm bei seiner Vertheidigung leicht an Kraft und Muth gebrechen. Wenn die Menschen in einem armen Lande einmahl gesittet genug sind, um die Bedürfnisse der Cultur zu fühlen; so werden sie auch keine Mühe scheuen, um sich ihre Befriedigung zu verschaffen. Von je her durch die Natur strenge zur Arbeit erzogen, werden sie unverdrossen jede Beschwerlichkeit übernehmen, um die Vergnügen zu erjagen, die ihr Boden ihnen versagt hat: sie werden also mäßig, stark, abgehärtet und kriegerisch seyn. Der Bewohner milder Erdstriche ist ganz in dem entgegengesetzten Falle. Gewohnt, seine Bedürfnisse ohne sein Zuthun von der Natur zuvorkommend befriedigt zu sehn, ist ihm der Gedanke an Arbeit gar nicht gewöhnlich, Anstrengung ist ihm verhaßt, und wenn er sich auch zwingen will eine Mühseeligkeit zu ertragen; so wird sie gar bald

für seine ungeübten Kräfte zu schwer. Seine Hände sinken, er erliegt unter den ersten Strapazen des Kriegs und er duldet lieber alles, ehe er sich länger gegen sein Schicksal sträubt.

So wenig begünstigt ein einträglicher Boden die bürgerliche Freiheit. Wenn aber die Geschichte aller Zeiten die Meinung bestätigt, daß in geseegneten Gegenden alle Angriffe auf dieselbe einen geringen Widerstand gefunden haben; so lehrt sie uns auch, daß es niemals den Bewohnern derselben an Gelegenheit gefehlt hat, diesen Vorwurf von sich abzuwälzen. Zu allen Zeiten sind die fruchtbaren Länder den häufigsten Anfällen ausgesetzt gewesen; aber zu allen Zeiten sind sie auch von den Bewohnern ärmerer Erdstriche erobert, zerstört und entvölkert worden. Fast alle große Veränderungen in der Menschengeschichte, wovon wir Nachricht haben, wurden durch arme Auswanderer bewirkt, die sich reichere Länder suchten. Das römische Volk ist in ältern Zeiten das einzige, das nur eroberte um zu erobern, und doch lernten die Römer nur zu früh die eroberten Länder plündern, und fanden in den Schätzen derselben ihr Vergnügen und ihren Untergang: in neuern Zeiten kriegt man aus Furcht vor größern Kriegen, aus Staatskunst, oder aus Laune eines Königs oder zuweilen auch

nur seiner Mätresse. Außer diesen beiden Fällen aber folgt der Gang der Kriege immer jenem Naturgesetz aus dem ärmern ins reichere Land. Die Bewohner der ärmsten Gegenden, die Tartarn, Mogoln, Scythen und Scandinavier sind auf unsern Planeten die Stifter der größten Revolutionen gewesen. Dies geht so weit, daß diejenigen Länder, die von der Natur am reichsten geseegnet waren, jetzt gar nicht mehr die volkreichsten und die glücklichsten heißen können, daß die fruchtbarsten Theile der Erde zu Wüsteneien geworden, nur da, wo der Boden alles zu versagen scheint, große Völker anzutreffen sind.

Als die Völker Scandinaviens über die Donau gingen; so war dieser Uebergang nach den Berichten damaliger Geschichtschreiber gar keine Eroberung durch Waffen, sondern vielmehr eine Wanderung in verlassne Länder: folglich müssen diese glückseeligen Länder schon zuvor durch andere Wanderungen und Kriege öde geworden seyn, und uns sind nicht einmal alle traurigen Begebenheiten bekannt, die sich dort ereignet haben.

Aristoteles erzählt uns etwas ähnliches von Sardinien. Es war nach ehemaligen Nachrichten sehr reich gewesen und hatte einen sehr einträglichen Ackerbau getrieben. Durch die Eroberung der

Carthaginienser war es aber so zerstört, daß es noch zu Aristoteles Zeiten in tiefem Verfall war, und in der That hat es sich noch bis auf diese Stunde nicht ganz wieder erholt.

Ein gleiches unglückliches Schicksal hat die schönsten Theile von Persien, von der Türkei, und Pohlen getroffen. Noch jetzt sind die Spuren von den Verwüstungen der kleinen und großen Tartarn in diesen treflichen Gegenden nur leider! zu deutlich zu sehn, und es werden noch Jahrhunderte darüber vergehn ehe sie ganz verlöschen. Und wer von meinen Lesern kennt nicht wenigstens zum Theil die verheerenden Kriege, wodurch der fruchtbarste Theil unsrer Erde, der herrliche Garten Indiens so oft zerstört ist!

Unfruchtbare Gegenden entgehn, eben ihrer Unfruchtbarkeit wegen diesen schrecklichen Schicksal. Indem die seegenreichsten Erdstriche verwüstet und entvölkert sind, hat der rauhe, unfreundliche Norden immer seiner Bewohner gefunden, und sie haben ihre Freiheit nie gegen äußere Angriffe zu vertheidigen gehabt. Diese Länder sind immer am stärksten bewohnt gewesen und das gerade deswegen, weil sie fast unbewohnbar sind.

So wie also Cultur, Wissenschaften und Künste nur im fruchtbaren Boden gedeihen; so gedeiht die Pflanze der Freiheit hingegen in unfruchtbaren Ländern am besten. Nur da muß der Mensch sie vertheidigen, weil er da ohne uneingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte seine Bedürfnisse unmöglich befriedigen kann: nur da will er sie aufs ernstlichste vertheidigen, weil sie da sein hauptsächlichstes, wenn nicht sein einziges, Gut ist: nur da kann er sie nachdrücklich vertheidigen, weil da seine Kräfte am meisten geübt sind: und gerade da endlich hat er die wenigsten Anfälle darauf zu besorgen, weil jeder Eroberer lieber eine reiche als eine arme Nation unterjocht.

Warlich kein geringer Ersatz, wenn die Einwohner unfruchtbarer Länder gegen die Verspätung ihrer Cultur und gegen den Abgang einiger physischen Vergnügen einer ewigen Freiheit genießen; und doch ist die freigebige Natur dabei noch nicht stillgestanden. Positiver Schmerz und Bedürfniß sind die einzigen Triebfedern, wodurch

sie die große Maschine der ganzen Menschheit in Bewegung setzt und im Gange hält: beide sind heftiger und dringender in einer armen Erdgegend, beide müssen hier am stärksten wirken; und hier wird also die menschliche Vernunft, wenn sie einmal in Bewegung ist, am meisten zeigen können wie viel sie vermag. Dies bestätigt wieder jedes Blatt der Geschichte. Nirgends hat es so viel Thätigkeit, so viel Betriebsamkeit gegeben, als in Ländern, wo die Natur alles versagt hat. Die menschliche Vernunft schien ihr zu trotzen und wider ihren Willen alle Künste hervorzuzaubern, um ein Leben angenehm zu machen, das kaum schien erhalten werden zu können und die Natur, die nie, auch nicht, wenn sie am strengsten scheint, ihre Kinder verläßt, sondern sie bei allen Ausbildungen ihrer Kräfte wenigstens von weitem unterstützt, hat auch allenthalben, so dürftig ein Boden auch an Nahrungsmitteln seyn mag, Veranlassungen zur Erfindung aller Hülfsmittel ausgetheilt, wodurch seine Unfruchtbarkeit ein Segen wird. Die Phönicier z. B. lebten anfangs in den Wüsten am rothen Meer, und der Hunger zwang sie in dieser öden Gegend die Furcht vor dem Meer zu überwin-

den, die sie vielleicht aus Egypten mitgebracht hatten und in diesem Element durch Fischfang ihre Nahrung zu suchen. Sie zogen sich hernach an die mittelländischen Ufer; aber auch hier war ihnen das Land noch sehr ungünstig; denn Völker von einem andern Stamme, die sich für einzige Herren dieses Erdstrichs von Asien ansahn, haßten und verfolgten sie, und machten es ihnen unmöglich, auf dem Lande ihre Nahrung zu finden. Was blieb ihnen nun weiter übrig, wenn sie nicht an dem dürren Ufer verhungern wollten, als sich einen Elemente gänzlich zu überlassen, das seit lang?? Zeiten schon ihre Hülfsquelle und jetzt ihre einzige Zuflucht war! Das gute und reichliche Holz zum Schiffbau, das sie an diesen Küsten fanden, erleichterte ihnen das große Wagstück, und so entstand durch Noth und Gelegenheit, den beiden großen Quellen, woraus alles auf unsern Planeten hervorfließt, bei den Phöniciern die Schiffahrt. Die Natur sorgt immer mit mütterlicher Liebe dafür, dem Menschen den Anfang jeder Kunst zu erleichtern. Wäre die Schiffahrt an einem großen oder klippenvollen Meer erfunden, so würden die ersten Versuche, mit häufigen Unglücksfällen begleitet, von aller Vervollkommnung

der Kunst abgeschreckt haben: jetzt aber entstand sie an einem Meer voller Inseln und Meerbusen, wo der kühne Schiffer ohne Gefahr zu verirren sich immer um einen Schritt weiter von Ufer zu Ufer, von Land zu Land wagen konnte, bis er die Säulen des Herkules bei der Meerenge von Gibraltar erreichte und von da eine ansehnlichere Strecke des Meers gegen Süden hinab an der afrikanischen Küste, oder auch, nach der Erfahrung von allen Beschwerlichkeiten dieser Reise, nach Norden hinauf an der Küste von Europa bis nach Britannien phönizische Künste und Colonien verpflanzte und mit den Schätzen aller dieser Länder seine Heimath bereicherte. Noth war also die Mutter der Seefahrt und des Handels, dieser Quellen des Ueberflusses: kein fruchtbares Land konnte den ersten Schiffer hervorbringen; denn wer würde sich dort aus den Armen des Vergnügens gerissen haben, um sein Leben den Wellen, den Klippen und Stürmen des Oceans Preis zu geben? Nimmermehr wären Schiffahrt und Handel in Egypten oder in Indien entstanden. Die Egypter durch die Natur von allen Völkern der Erde abgesondert, durch die Ueberschwemmungen des Nils von der

Furchtbarkeit des Wassers überzeugt, verabscheuten dies Element und hatten auch keine dringende Veranlassung dazu, sich damit vertrauter zu machen. Sie hatten ein fruchtbares Erdreich, einen erstaunlichen Ueberfluß an Lebensmitteln und bedurften also gar keines auswärtigen Handels, so wie sie überall mit Ausländern keine Gemeinschaft haben wollten, so lange ihr Reich noch in seinem alten Zustande war. Die Egypter waren auf den Handel so wenig eifersüchtig, daß sie allen kleinen Völkern, die am rothen Meere Hafen hatten, den Handel auf demselben überließen. Sie ließen ohne Widerstand die Idumäer, die Syrer und eine kurze Zeit hindurch auch die Juden auf diesem Meere Handel treiben, ohne auf den einträglichen Gewinn desselben, im geringsten eifersüchtig zu seyn.

Eben so wenig haben die Indianer jemals Neigung zum Handel gezeigt. Sie haben von den Zeiten der Römer her schon mit den Europäern gehandelt; aber während dieses Zeitraums haben sie niemals ihre Waaren gegen die unsern eingetauscht, sondern nur ihren Ueberfluß gegen europäisches Geld verkauft. Die Römer kauften

daselbst jährlich etwa für funfzigtausend Sestertien Waaren ein, um den Occident damit zu versorgen und alle Völker, die nach Indien Handel trieben, haben allemal Geld dahin gebracht und von dort Waaren dafür zurückgenommen. Indien hat also seit seiner Verbindung mit Europa einen immerwährenden Vortheil in der Handelsbilanz vor unserm Welttheil gehabt; in ältern Zeiten hat es die Römer genöthigt durch Steigerung des Werths in ihren Münzen oder durch die Einführung geringhaltiger Geldsorten dem Geldmangel abzuhelfen, der durch die immerwährende Ausfuhr des Silbers und Goldes nach Indien nothwendig entstehn muste. In neuern Zeiten würde Europa durch seinen indianischen Handel schon längst verarmt und bankerott geworden seyn, wenn ihm nicht die Goldgruben und die reichhaltigen Bergwerke in Amerika einen immerwährenden Zuschuß verschaften, wodurch dieser Abgang ersetzt wird. Dies Verhältniß des Handels zwischen Indien und Europa bleibt unveränderlich; denn es hat seinen Grund in der Natur. Die Indianer haben ihre Künste, und ihr natürlicher geringer Grad von Fleiß schaft immer schon mehr, als sie zur Befriedigung ih-

rer Bedürfnisse nöthig haben. Sie haben keine Liebe zur Pracht, sondern schränken sich auf die Forderungen der Natur ein. Ihr Himmelsstrich fordert nicht so viel als der unsre zu einem anmuthigen Leben, er erlaubt sogar manche Anstalt nicht, die wir mit vielen Kosten zu unsrer Bequemlichkeit treffen. Die Hitze ihres Klima fordert wenige Kleidung, die ihnen ihr Land in Ueberfluß verschaft, die Nahrungsmittel, die ihnen das Pflanzenreich liefert, sind die vortreflichsten und wohlschmeckendsten der Erde, und thierische Nahrung verbietet ihnen ihre Religion. Was sollten sie also anders durch den Handel gewinnen können, als unser Metall, dessen Werth sie doch nur durch unsre Meinung davon kennen gelernt haben? Wie hätten sie aber ohne diese Veranlassung von unsrer Seite jemals an den Handel denken können, da ihnen in ihrem Ueberfluß schlechterdings nichts mangelt? Selbst jetzt setzen sie auf den Handel einen geringern Werth, und sie scheinen ihn mehr aus Gefälligkeit gegen uns als aus Liebe zu ihrem Vortheil zu treiben.

Nur die Noth also hatte die Phönizier zu Seefahrern und zu Handelsleuten gebildet, und

diese strenge Lehrmeisterinn scheint allenthalben beim Handel geschäftig gewesen zu seyn. Marseille, diese nöthige Zuflucht mitten auf einem wüsten Meer, zwang durch die Unfruchtbarkeit seines Bodens seine Einwohner, auf die Handlung bedacht zu seyn, und dadurch ward es mächtig genug um mit Carthago zu wetteifern. Und was hat denn in neuern Zeiten die seefahrenden Nationen gebildet? Noth, verbunden mit einer glücklichen Lage und mit dem Zufall. Vom Despotismus geängstigt und vertrieben, in morastige Gegenden, auf Inseln, auf niedrige Seeküsten, selbst auf Klippen hingedrängt, baueten Flüchtlinge Venedig und die Städte von Holland, wie Flüchtlinge einst Tyrus und Carthago gebauet hatten. So wie jene nach einander den ältern Handel allein führten; so erhielt ihm Venedig in den mittlern Jahrhunderten und erhandelte sich in den Kreuzzügen Reichthum, Ruhm, Freiheit, und — das eiserne Joch einer schauderhaften Aristokratie. Holland riß den ganzen Handel von Europa an sich, indem es alle Kräfte aufbot sich von der drückenden Herrschaft Spaniens zu befreien; aber seitdem alle Nationen den ganzen Werth des Handels ein-

sahn, scheint er etwas allgemeiner geworden zu seyn. Was aber auch immer für Revolutionen ihm bevorstehn mögen; so bleibt es doch ausgemacht, daß Seefahrt und Handel nur in einem unfruchtbaren Boden entstehn konnten und daß sie dort immer am besten gediehen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Acht und dreißigstes Stück.
Den 19ten September 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen.

(Fortsetzung.)

Man halte diese Betrachtungen nicht für unnütze Spekulationen eines müssigen Grüblers! Manche Nationen würden Jahrhunderte von Elend sich erspart haben, wenn die Regierungen auf Gegenstände dieser Art immer die gehörige Aufmerksamkeit verwandt hätten; denn dadurch allein hätten sie sich von gefährlichen Irrgängen in der Regierungskunst hüten können. Landbau ist einer Nation, die tragbares Erdreich besitzt, unentbehrlich, Kunstfleiß und Handel sind jeder Nation vortheil-

haft. Die Regierung hat es in ihrer Gewalt, den Landmann oder den Künstler mehr zu begünstigen und dadurch das Verhältniß zwischen diesen beiden Ständen nach ihren Gefallen zu bestimmen, und eine weise Regierung wird dieses Geschäft nie vernachläßigen. Welches unter allen möglichen Verhältnissen ist aber überhaupt, oder für ein gewisses Land insbesondere am heilsamsten? Diese Frage muß sich die Regierung aufwerfen, und muß sie vollständig beantworten können, ehe sie Maaßregeln ergreift, die, wenn sie auf gut Glück im Finstern umher tappt, die Nation, auf deren Wohl sie abzielen, ins tiefste Elend stürzen können. Wo anders aber kann die Regierung zur Beantwortung dieser Frage Grundsätze aufsuchen, als in der Beschaffenheit des Landes, das sie besitzt? Vergeblich und unglücklich würden ihre Anstalten ausfallen, wenn sie gegen die Natur desselben streiten. In einem ungemein fruchtbaren Lande sind immer von selbst Wissenschaften Künste und Manufacturen entstanden; dieß also scheint nach dem allgemeinen Zeugniß der Geschichte der glücklichste Boden für Gelehrsamkeit und Kunstfleiß: Hier bedarf es nur einiger weniger Hände, um die freigebige Erde anzubauen, fast alle Einwohner dürfen sich andern Beschäftigungen widmen ohne Gefahr, für das Wohl der gan-

zen Gesellschaft und hier können also die Gesetze Künste und Manufakturen uneingeschränkt beschützen, weil dennoch die Klasse der Handarbeiter nie stolz genug werden wird, um den Ackerbau jene wenigen Hände zu entziehn, deren er nur bedarf. Ist das Land weniger fruchtbar; so darf die Regierung schon nicht so unbegränzt Manufakturen und Künste begünstigen, sie muß zwischen der landbauenden Klasse und zwischen den Künstlern ein beßres Verhältniß herauszufinden suchen, und wenn sie dies berechnet hat; so muß sie durch Gesetze der zu großen Vermehrung der Manufacturen Einhalt zu thun wissen. Vernachlässigt sie diese Vorsicht; so werden den Ackerbau so viele Hände entzogen, die Erde, die ihm sonst Bewohner in Ueberfluß nährte, wird dann mit ihren Schätzen zurückhaltender und der wahre Reichthum des Staats geräth in Abnahme. Natürlich müssen uns durch das Mißverhältniß zwischen beiden Classen die Lebensmittel theurer werden, und so verliert der Staat auch den Vortheil von seinen Manufacturen, den er sonst von einem starken auswärtigen Absatz seiner Waaren erwarten könnte. Mit der Theurung der Lebensmittel muß auch der Lohn der Handwerker und Manufakturisten erhöht werden, diesen erhöhten Lohn muß der Kaufmann natürlich auf den Waarenpreis schlagen und die Produk-

te des Kunstfleißes können also bei solch einer Verfassung nicht für eben den niedrigen Preis geliefert werden, als in einem andern Lande, wo nur die dem Landbau entbehrlichen Hände in den Manufacturen arbeiten und wo also die Lebensmittel wohlfeiler sind. Eine Nation von dieser Art wird also in Concurrenz mit jener einen stärkern Absatz haben, und ihre wenigen Manufacturen werden in der That vortheilhaft für sie seyn, indessen jene durch die Menge ihrer Manufacturen zu Grunde gerichtet wird. Die Geschichte von Frankreich unter der Administration des berühmten Ministers Colbert, giebt uns einen Beleg zu dieser Wahrheit. Sein uneingeschränkter Eifer für die Beförderung der Manufacturen und seine ausserordentliche Begünstigung aller Arten von Künsten vereinigte auf eine kurze Zeit alle Kräfte dieses Reichs, so daß es durch die größte Anstrengung vor allen Staaten Europens glänzte: allein diese Kräfte rieben sich durch ihre übermäßige Anstrengung auf, der Glanz war sehr vergänglich, weil es bald an Materialien zu seiner Unterhaltung gebrach, und Frankreich that durch den Fehlgriff dieses Ministers, einen Schritt zu seinen Ruin, gerade da es durch seinen Flor vielleicht den Neid aller europäischen Staaten erregte.

Wie viel weiser verfuhr dagegen der Herzog von Sülly, dieses fast unerreichbare wenigstens unübertreffliche Muster aller Minister, durch dessen Talente Frankreich aus dem tiefsten Elende bis zur höchsten Glückseeligkeit erhoben ward *), dessen Geist

*) Frankreich schon durch seine Kriege mit dem östreichischen Hause geschwächt, war beim Regierungsantritt Heinrichs IV durch fünf aufeinander folgende Bürgerkriege, worin die Religion zum Deckmantel des Ehrgeitzes und des abscheulichsten Frevels gemißbraucht ward, vollends zu Grunde gerichtet, die Krone war mit ungeheuren Schulden belastet; das Land öde und entvölkert, das Volk arm und elend. Sülly brachte in unbegreiflich kurzer Zeit das Chaos der französischen Finanzen in Ordnung: innerhalb fünf Jahren waren durch seine weissen Maaßregeln alle Schulden der Krone bezahlt, die Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöht, über eine Million war schon im Schatze vorräthig, und dennoch waren die Auflagen beträchtlich heruntergesetzt. In den folgenden fünf Jahren bis zum Tode Heinrichs IV hatte Sülly durch seine weise Finanzverwaltung es so weit gebracht; daß schon vierzig Millionen Livers (etwa 13 Millionen Thaler) im

so scharfsichtig und so vielumfassend als je der Geist eines seiner berühmten Nachfolger und dennoch groß genug war, um in keine Bedrängniß zu der Cabalensucht Richelieu's, oder zu der Verschlagenheit Mazarin's, oder zu der versteckten Feinheit Fleury's seine Zuflucht zu nehmen, der zu gleicher Zeit tapfer in Felde und scharfsichtig in Cabinet, der persönliche Freund und Günstling seines großen und guten Königs und der unerschütterliche Freund seines Volks war, und der uns ein neues Beispiel davon giebt, daß große Könige auch große Minister zu wählen und zu bilden wissen! Nie hat es vielleicht einen Minister gegeben, der als Minister so groß und als Mensch so gut war: seine Staatsklugheit, aus der Geschichte der Menschheit und aus den unwandelbaren Gesetzen der praktischen Vernunft geschöpft, erhob sich weit über sein Zeitalter, und nach den Verlauf von zwei

Schatz waren, und daß er seinen Könige, der einen Krieg anzufangen in Begriff stand, die Versicherung geben könnte: „wenn Sie ihre Armee „nicht über vierzigtausend Mann erhöhn, so will „ich sie mit hinreichendem Gelde zu Führung des „Krieges versehn, ohne ihrem Volk eine einzige „neue Abgabe aufzulegen.“

Jahrhunderten bedauert es der Freund der Menschheit noch, daß der Werth seiner vortrefflichen Grundsätze noch jetzt nicht genug anerkannt wird, und daß es leider! noch lange währen wird, ehe man sie allgemein befolgt: Sein großer Geist hatte in der Philosophie der Menschengeschichte schon den trostvollen Satz entdeckt: „daß in den menschlichen „Angelegenheiten das Uebermaas des Uebels immer „die Quelle des Guten ist" — ein Satz der sich auch jetzt wieder durch die neuesten Begebenheiten in Frankreich bestätigt; er hatte die reinsten und höchsten Grundsätze der Gesetzgebung und Staatskunst eingesehen, da er diese Wissenschaften auf die vorigen Grundpfeiler der Moral bauete; „wenn ich einen höchsten Grundsatz festsetzen sollte, sagt er in „seinen Denkwürdigkeiten, so wäre es der: daß gu„te Sitten und gute Gesetze durch einander gebildet „werden." Ein Mann von dieser erhabnen Den„kungsart, der sich durch keine anscheinende Vortheile von der geraden Bahn der Rechtschaffenheit in die krummen Pfade der gewöhnlichen Staatskunst lenken ließ, mußte auch die wahre Glückseeligkeit einer Nation von einem täuschenden Blendwerk zu unterscheiden wissen, und ein vorübergehender Glanz Frankreichs muste ein zu niedriges Ziel für seine wahre Ehrbegierde seyn. Er wünsch-

te sein Vaterland lieber auf einer geringen Höhe des Ruhms dauerhaft glücklich, als es allen den Gefahren ausgesetzt zu sehn, die ein Volk selten vermeidet, wenn es auf den Gipfel seiner Macht steht; er wußte daß auch Staatsgebäude in einer mittlern Region eher festen und sichern Grund finden, als wenn sie allen Stürmen Preis gegeben auf der höchsten Spitze eines Berges nur einen einzigen Punkt zur Unterlage haben. Deßhalb ließ er den Ackerbau, als der Hauptquelle der Nationalglückseeligkeit und der dauerhaftesten Stütze des Wohlstandes alle mögliche Aufmunterung angedeihen und die Strenge seiner moralischen und politischen Grundsätze machten ihm zum Feinde aller Manufakturen. Gleich als sein Scharfsinn alle üblen Folgen ahnte, welche die Ueberladung von Manufacturen in Frankreich nachmals hervorgebracht hat, ließ er es nur sehr ungern zu, daß der König den Anbau und die Verarbeitung der Seide in seinem Lande einführte, daß er durch hohen Lohn und große eingeräumte Vortheile aus den spanischen und aus den vereinigten Niederlanden Arbeiter zu sich lockte, die in Frankreich Leinen- und Tapetenmanufacturen anlegten, und daß er durch neuerbaute Brücken und neugegrabene Canäle den Handel zu erleichtern suchte.

Je ansehnlicher die Ausdehnung eines Landes und je weiter der Landbau daselbst noch von der Vollkommenheit entfernt ist, um desto schädlicher muß es seyn, Künste, Manufacturen, Schiffarth und Handel auf Kosten des Ackerbaus zu begünstigen. Erst muß man ein Volk aus dem Elende reißen, ehe man es brauchen will; erst muß man es gegen den Hunger schützen, ehe man es aufmuntern darf, nach den Bequemlichkeiten des Luxus zu streben. Dies war der große Fehltritt Peters des ersten in Rußland, eines Monarchen, der wegen seines erstaunlichen Genies, wegen seiner rastlosen Thätigkeit, wegen seines gränzenlosen Eifers für die Aufklärung und Beglückung seiner bis dahin nur zu barbarischen Nation und wegen des unerschütterlichen Muths, womit er auswärtige und innere Hindernisse seiner großen Pläne zu besiegen wuste, gewiß unter die ersten Fürsten der Welt gezählt zu werden verdient, der aber unendlich nützlicher für sein Volk geworden wäre, wenn ihn sein rasches Feuer nicht in zu viele Unternehmungen verwickelt, und wenn er nicht den zu kühnen Vorsatz gefaßt hätte, sein Vaterland wie durch einen Sprung aus der dunkelsten Nacht in das hellste Licht, aus dem tiefsten Abgrunde bis auf den höchsten Gipfel der Gesittung zu führen. Dieses übereilte Unternehmen mußte na-

türlich ihm mislingen; denn Nationen treten, wie einzelne Menschen, nie plötzlich aus den Zeitpunkt der jugendlichen Ausgelassenheit ins reife männliche Alter, die mittlere Periode kann in beiden Fällen durch Temperament, Leitung und günstige Umstände ziemlich abgekürzt, aber nie ganz übersprungen werden; der Versuch solch eines Sprunges fällt allemal nachtheilig aus, und wer die erwünschte Reife einer Frucht auch beschleunigen will, muß sehr behutsam verfahren, wenn sie nicht ganz darüber vertrocknen soll. Aber die kalte Bedachtsamkeit, die Gedult die dazu gehört, große Pläne für entfernte Jahrhunderte anzulegen, die man kaum noch keimen sehn, von denen man aber bei seinen Lebzeiten schlechterdings keine Blüthen und noch weniger die geringste Frucht erwarten kann, diese war nicht in Peters Charakter. Er sah England und Holland durch Schiffarth und Handel glücklich und reich und es schien ihn gar keiner Frage werth, ob nicht ein plötzlicher Handel den Russen eben so vortheilhaft seyn müste. Mit einer edeln Selbstverläugnung erlernte er also alle Geschäfte des Seemanns von der niedrigsten Stufe an, um hernach der Lehrer seines Volks werden zu können; aber nie muß er dabei die Betrachtung angestellt haben, daß der Handel nur für ein vollkommen angebauetes, frucht-

bares, mit Einwohnern reichlich versehenes Land, oder auch für ein kleines dürftiges Ländchen, dessen Einwohner ohne ihn fast verhungern müssen, ein ansehnlicher Vortheil sei, und daß es einem ungeheuren Lande, wo man im Durchschnitt nur sechs Menschen auf jede Quadraratmeile rechnen konnte, ganz nöthigere Geschäfte gäbe. Eine einzige Vergleichung zwischen den Boden Rußlands mit dem englischen und holländischen würde ihn vor allen den Mißgriffen bewahrt haben, deren nachtheilige Folgen jetzt seine größere Nachfolgerin zu verbessern weiß, indem sie ein richtigeres Verhältniß zwischen der hervorbringenden und der verarbeitenden Classe festzusetzen sucht, und mit einem tiefern Blick in die Geheimnisse der Regierungskunst die hauptsächlichsten Hindernisse der Cultur und Gesittung bei der Wurzel angreift, nach deren Ausrottung auch Peters des Ersten Entwürfe, die unter seinen zu eilfertigen Händen scheitern musten, sich gleichsam von selbst ausführen werden. Ohne diese Vorsicht hob Peter durch all sein Genie und durch alle seine Arbeit nur einige kleinere Uebel, um viele große an ihre Stelle zu setzen: Rußland erhielt durch ihn Mahler, Bildhauer, Schiffer und Handwerker; aber die Zahl der Unglücklichen in diesem Reich ward nicht verringert, sondern erhöht. Seine Ge-

setze, sein Eifer und seine Reisen waren nur für die einzige Stadt Petersburg nützlich, diese erhielt durch ihn einen ansehnlichen Glanz, und war es werth die Residenz eines Kaisers zu seyn, aber alle Cultur war auch in ihr zusammengedrängt, und das Reich war zu menschenleer, um von hier aus eine schnelle Verbreitung hoffen zu können. Petersburg war der goldne Kopf auf einer Colosse von Thon, und noch lange verleihe der Himmel diesem Lande Regenten, die wie die weise Catharina diesen Thon nach und nach auch in ächtes Gold zu verwandeln wissen!

Landbau, Manufacturen und Handel müssen also in jedem Reiche in einem bestimmten besten Verhältniß stehn, das sich unter andern sehr nach der Fruchtbarkeit des Bodens richten muß. Nur zu sehr scheinen die meisten neuern Nationen ihre Kräfte auf den Handel zu vereinigen, fast alle Kriege zwischen den größten europäischen Staaten haben seit einem Jahrhundert den Handel zum Gegenstande: Handel scheint ihnen das sicherste Mittel Geld zu erwerben, und unglücklicher Weise stehn sie in den Wahn, durch Geld mächtig und glücklich zu werden. Nach dieser täuschenden Vorstellung opfern sie die Ruhe, den Wohlstand und das höchste Interesse des Staats der Leidenschaft nach Reichthum auf, ohne zu bedenken; daß

eine reiche Nation zuletzt in ihrem eigenen Fett erstickt, und armen Nationen zur Beute wird, die kein Geld besitzen, aber das Eisen zu führen verstehn. Nie muß eine handelnde Nation vergessen, daß die Bebauer ihres Landes ihre eigentlichen und ursprünglichen Bürger sind! nie muß sie deren Wohl gierigen Handelsleuten aufopfern, die kein Vaterland anerkennen, außer ihren Geldkasten. Eine weise Regierung wird immer ihr erstes Augenmerk auf die Landeigenthümer richten: das Land ist die erste Grundlage des Staats, man ermuntere also den Feldbau, wo es der Boden erlaubt! diese Beschäftigung ist für den Menschen die nützlichste, für seine ersten Bedürfnisse am nothwendigsten, und zur Erhaltung reiner Sitten am vortheilhaftesten. Eine weise Regierung dürfte vielleicht gar nicht an den Handel denken, so lange noch eine Hufe Land in ihrem Staat unangebaut liegt. Doch wir verlassen jetzt diese Materie, die wir hier nur berühren konnten, die wir aber einst weiter auseinander zu setzen denken.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Wir haben in diesem Blatte Heinrichs IV. und seines Ministers des Herzogs von Sülly erwähnt. Es ist herzerhebend für den Freund der Menschheit, in der Geschichte, die uns zuweilen Jahrhunderte hindurch nur mit dem Gemählde groser Verwirrung, Schwachheiten, verderbliche Leidenschaften und gräuliche Schandthaten unterhält, auch einmal auf einen König zu stoßen, der ein Herz hat, das für das Wohl seiner Unterthanen fühlt, und der dabei nicht schwach genug ist, um die ganze Nahrung für sein Herz in ausschweifenden Gunstbezeugungen an Günstlinge und Hofschranzen suchen zu wollen, der groß genug ist, um die Liebe für sein Volk auf sein ganzes Volk auszudehnen, und die erste Tugend des Monarchen, Gerechtigkeit zu üben. Angenehm ist für den Philosophen der Menschheit die Bemerkung, daß große und gute Geister sich eben so gut einander zu begegnen und zu verbinden wissen, als Dummköpfe und Bösewichter, daß ein Heinrich IV. seinen Sülly finden muste. Folgender Zug mag unsern Lesern beweisen, wie sehr Heinrich IV. solch einen Minister, und wie sehr Sülly solch einen König verdiente. Heinrichs Hauptschwachheit — denn auch große Männer

haben Schwachheiten — war ein für die Empfindungen der Zärtlichkeit und für die Reize des schönen Geschlechts nur zu sehr empfindliches Herz. Kaum hätte ihn der Tod eine seiner Favoritinnen, mit der er sich gegen die Meinung seiner weisesten Räthe vermählen wollte aus einer großen Verlegenheit gerissen, so versprach er schon wieder der Henriette d'Entrague die Ehe, ob er gleich noch nicht von seiner ersten Gemahlinn Margarethe von Valois geschieden war, deren unerlaubte Liebeshändel, obgleich nicht strafbarer als seine eignen, ihn gegen sie aufbrachten. Heinrich zeigte die Eheverschreibung, als er eben Willens war, sie aus den Händen zu geben dem Herzoge von Sülly, und dieser treue Diener gerieth darüber in solchen Eifer für die Ehre seines Herrn, daß er das Papier in Stücken zerriß. „Ich glaube, Ihr seyd ein Narr „geworden!“ sagte Heinrich; „daß weiß ich“ antwortete Sülly, „und ich wünschte, daß ich der einzige Narr in Frankreich wäre.“ Sülly glaubte, daß er auf immer in Ungnade seyn würde, als ihn der König dadurch überraschte, daß er zu seinen sonstigen Aemtern noch die Würde eines Feldzeugmeisters hinzufügte.

Heil dem Minister, der auch bittre Wahrheiten zu sagen weiß, wenn das Wohl des Landes es erfodert! Dreimahl Heil dem Monarchen, der eine ihm unangenehme Wahrheit glänzender belohnt als eine Schmeichelei!!

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Neun und dreißigstes Stück.
Den 26ten September 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens auf den Menschen.

(Beschluß.)

Man kann sich nicht vollständiger davon überzeugen, wie wichtig der Einfluß ist, den Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Landes auf seine Bewohner äußert, als wenn man die Veränderungen erwägt, die bei einem Volke nothwendig vorgehn müssen, wenn es, von der Macht eines überlegenen Feindes, von Revolutionen der Natur, oder von irgend einem Zufall genöthigt wird, aus einem

fruchtbaren, mildern Erdstrich in eine unfreundliche armselige Gegend hinüber zu wandern. Diese bloße Veränderung des Aufenthalts wandelt das Wesen des Nationalcharakters um, erstickt Künste, Wissenschaften, Cultur, Luxus und stürzt ein Volk bis zu den Gränzen der Barbarei und der Wildheit zurück. Der große Anthropologe, den wir schon so oft unsern Lesern angeführt haben, hat in seinen philosophischen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, ein Gemählde von dieser allmähligen Umformung eines Menschenhaufens gegeben, woran man in jedem Pinselstrich seine Meisterhand erkennt, und das gewiß sehr viel dazu beitragen wird, unsre Leser von der Wichtigkeit dieser Untersuchungen zu überführen. „Man nehme an, sagt dieser „tiefe Kenner der Menschen und der Natur, eine „Anzahl Menschen sähe sich durch innere Unruhe „gezwungen, ihr Vaterland, ihr angeerbtes Klima, „zu verlassen, um der Gewalt und dem Uebermuth „ihrer Feinde zu entgehn, sie durchwanderten eine „Strecke noch unbewohnter Länder und ließen sich „endlich unter einem kalten — weniger fruchtbaren — „Himmelsstrich, als ihr voriger war, nieder. Hier „finden sie jene Früchte ihrer wärmern Heimath „nicht mehr, welche dort ohne Menschenhülfe reif„ten; die nahrhaften Wurzeln, welche ihnen vor-

„hin mit leichter Mühe eine überflüßige Nahrung
„lieferten, erfordern hier die langwierigste und be-
„schwerlichste Cultur. — — Durch die Länge der
„Zeit wird aus jenen Emigranten ein Volk; es
„entstehn neue Spaltungen und der schwächere
„Theil weicht zum zweitenmahl in eine noch un-
„freundlichere Gegend, wo die Früchte gänzlich
„aufhören und auch die Wurzeln wegen des rauhen
„Winters nicht gedeihen wollen. Von ihrer ehe-
„maligen Nahrung bleibt ihnen also nichts mehr;
„keine Spur von einer Erndte zur gesetzten Zeit,
„wodurch ihre schwere Arbeit sonst belohnt ward.
„Das neue Land und dessen einheimischen Produkte
„sind ihnen ganz noch unbekannt, sie irren folglich
„überall nach einem ungewissen Unterhalte herum;
„Stärke und List werden wechselsweise aufgeboten,
„um zur Nahrung Thiere, Vögel und Fische der
„neuen Gegend habhaft zu werden. Ihre ganze
„Lebensart verändert sich; ihre angeerbten Ge-
„wohnheiten, ihre Sprache, ja ihre ganze Be-
„schaffenheit selbst wird umgeschmolzen. Eine an-
„dere Ideenfolge tritt ein; jene Vortheile die sie
„in ihrer ehemaligen Lage schon kannten, werden hier
„wieder vergessen; der Baum, von dessen Rinde
„sie sich ehedem etwa zu kleiden pflegten, wächst
„um ihre neuen Wohnsitze nicht; vielleicht war

„ihre Flucht so eilig, daß sie weder junge Pflanzen
„noch Hausthiere mitnehmen konnten. Indessen
„fühlen sie lebhaft das Bedürfniß in einem kältern
„Klima gekleidet und bedeckt zu seyn. Eine Gras=
„art, einige Pflanzenfasern anderer Art, oder auch
„Rabbenfelle und Vögelhäute müssen jetzt zu diesem
„Behufe dienen. So oft an einem Ort das Wild
„abnimmt und selten wird, oder der Fischfang nicht
„mehr ergiebig ist, müssen sie ihren Wohnort ver=
„ändern. Bald verlohnt es ihnen nun der Mühe
„nicht mehr, große, bequeme, räumliche Häuser
„zu bauen; wo sie hinkommen errichten sie bloß
„eine Hütte zum einstweiligen Schutz gegen Wind
„und Wetter. Die Namen und Begriffe von Din=
„gen, die sie ehemals anderwärts besaßen und ge=
„nossen, bleiben allenfalls noch bei der ersten Ge=
„neration; ihre Kinder haben jene Begriffe bereits
„verlohren und ihre Enkel wissen von den Benen=
„nungen nichts mehr. Hingegen kennen und benu=
„tzen sie jetzt neue Gegenstände, sehen sich genöthigt,
„ihnen neue Namen zu ertheilen, auch die Anwen=
„dung derselben mit neuen Worten auszudrücken.
„So verschwindet die vorige und erscheint eine neue
„Sprache. Als Jäger und Fischer müssen sie nun=
„mehr zerstreut in kleinen Familien leben; sie kön=
„nen nicht mehr ihren Unterhalt nebeneinander

„finden, ihre Ruhestunden verfließen nicht mehr
„im geselligen Kreise; ihre Kräfte werden nicht
„mehr zu größern Unternehmungen vereint, ihre
„Erfindungen, ihre Erfahrungen und Kenntnisse
„bleiben isoliert. Reißende Thiere oder wilde Men-
„schen, so reißend als jene, sind ihnen überall ge-
„fährliche Feinde; nichts großes, wozu die Arme
„einer Menge nöthig sind, wird ausgeführt; nichts
„wichtiges von ihrem ungeübten Verstande erfun-
„den; was wir Genie nennen, vermißt man unter
„ihnen; wenigstens ist in einer geringen Anzahl
„von Menschen lange nicht so viel Wahrscheinlich-
„keit es anzutreffen, als in zahlreichen Gesellschaften.
„Die Nahrungssorge beschäftigt sie ganz und gar;
„mithin verschwinden nach und nach alle Begriffe,
„die keinen Bezug auf Fischen und Jagd haben.
„Die unfehlbare Folge von diesem allen ist: sie
„versinken allmählig in die äußerste Unwissenheit
„und arten völlig aus; jene Begriffe von Ver-
„vollkommung, jene verfeinerten Empfindungen
„von Glückseligkeit, — das Werk von vielen Jahr-
„hunderten und das Resultat der aufgesammelten
„und vereinten Verstandeskräfte vieler tausend Men-
„schen — sind vergessen; Gewohnheit und nicht
„moralisches Gefühl knüpft ihre gesellschaftlichen
„Bande; es bleibt ihnen nur noch das thierische

„Leben mit seinen Bedürfnissen und Trieben: vom „Bewustseyn edler Thaten aber, vom ruhmvollen „Kampf für Tugend und Vaterland, von erhabe„ner und ausgebreiteter Weisheit, kurz von der „ganzen Zierde des Menschen, regt sich kein Funke „mehr in ihrer Brust."

Aus diesen erstaunlichen Veränderungen mancher Völker, die sie durch eine erzwungene Wanderung erleiden müssen, erklärt Forster den geringen Grad von Cultur bei den Feuerländern und Neuseeländern, die aller Wahrscheinlichkeit nach von cultivirten Stämmen entspringen, aber von ihrem Stammvolke vertrieben sind. Hieraus kann man es sich auch begreiflich machen, woher die von den Hunnen abstammenden Lappen nur so wenig Aehnlichkeit mit ihren Vorfahren an sich haben, und ihrem kalten unfreundlichen Himmelsstrich so ganz in Sitten, Gebräuchen, Lebensart, Künsten und selbst in ihrem Körperbau angeartet sind. Diejenigen unsrer Leser denen es vielleicht auffallend gewesen seyn mag, daß in dieser Abhandlung über die Wirkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, ein unfruchtbares und kaltes, und dagegen wieder ein fruchtbares und ein warmes Land öfters als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen sind, müssen wir an die Untersuchung über den Einfluß des Klima erinnern,

wo wir, bei der Betrachtung über die Einwirkungen des Klima auf das Pflanzen- und Thierreich, gezeigt haben, daß eine starke Kälte dem Fortkommen jedes organischen Wesens hinderlich sei, daß aber die Wärme allenthalben Leben und Reichthum hervorbringen. In so fern Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit vom Klima abhängig sind, könnte man also die Untersuchung über ihre Wirkungen auf den Menschen zu der Lehre vom Einfluß des Klima rechnen: da aber auch andere Umstände außer der Kälte und Wärme bei der Fruchtbarkeit eines Landes in Erwägung gezogen werden müssen, z. B. die Mischung der thonartigen, kalkartigen und sandigten Bestandtheile im Boden, und da auch das Klima hier immer nur mittelbar wirksam seyn kann; so glaubten wir besser daran zu thun, wenn wir diese Abhandlung hieher setzten, wo sie an ihrem eigentlichen Orte steht.

Jetzt haben wir den Boden nach seinem eigenthümlichen innern Werth betrachtet; allein obgleich dieser ohne Zweifel in Anschlag kommen muß, wenn man über die Lebensweise und über die Schicksale eines Völkchens philosophiren will; so ist er doch minder wichtig als die Lage, die jedes Land gegen seine Nachbarländer hat. Ganz anders wird ein Volk geartet seyn, wenn es auf einem Berg-

gipfel oder in einem Thal, wenn es in bergichten Gegenden oder in Ebnen, wenn es an der See, an großen Flüßen oder mitten im festen Lande wohnt, wenn es, durch Wasser und Gebirge von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, isolirt da steht, auf immer sich selbst überlassen; oder wenn es in freier Communication mit andern Völkern steht, oder gar an einer Strömung gelegen ist, wo Nationen hinter Nationen einbrechen, wie die folgende Welle immer auf ihre Vorgängerin einstürzt, und wenn es in diesem Zusammendrängen der Völker bald diese bald jene Modification erleiden muß. Alle diese Umstände müssen wir näher ins Auge fassen und die Folgen zu entwickeln suchen, die sie in ihrer Mannichfaltigkeit auf die Völker der Erde zu äußern pflegen.

Wir beginnen diese Untersuchungen mit einer Betrachtung:

Ueber den Wohnort in hohen oder niedern, bergichten oder ebenen Gegenden.

Der Hauptunterschied den wir zwischen den Bewohnern höherer und niederer Gegenden wahrnehmen, muß von der verschiedenen Luft herrühren, der sie ausgesetzt sind. Der Boden an und für sich genommen, kann in hohen und niedrigen Gegenden

gleich seyn; allein die Luft, die doch so viel auf den Menschen wirkt, ist theils nach ihrer Beschaffenheit theils nach ihrer Richtung in erhabenen und tiefgelegenen Oertern sehr verschieden.

Unsre Leser werden sich erinnern, daß wir sie in der Lehre vom Klima schon auf die mehr oder weniger erhabene Lage eines Landes über der Meeresfläche aufmerksam gemacht haben. Wir zeigten damals, daß unter einerlei Graden der Breite ein höheres Land allemal kälter als ein niedriger gelegenes sei, und daraus folgt also, daß die Bewohner der Berge in ihrer Organisation eine starke Aehnlichkeit mit den Einwohnern der kalten Erdstriche haben müssen. Sie werden also eine weißere Farbe, eine geringere Empfindlichkeit der Nerven, eine größere Stärke der Muskeln haben, als ihre Nachbarn in niedrigern Gegenden.

Die Bergluft ist aber nicht allein kälter als die Luft der Ebenen; sondern sie ist auch dünner und reiner. Die Luft, als ein elastischer Körper, wird an jedem Ort der Erde von allen über ihr befindlichen Luftschichten zusammengedrückt: sie wird also um desto dichter seyn, je stärker die über ihr befindliche Luft auf sie drücken kann, und da jede Luftsäule über einen gegebenen Raum auf der Erdfläche um desto kleiner seyn muß, je höher dieser Raum über

der Meeresfläche liegt, und eine kleinere Luftsäule unter übrigens gleichen Umständen nicht so stark auf die unter ihr befindliche Luft drücken kann als eine größere; so muß die Luft um desto dünner werden, je weiter man sich über die Meeresfläche erhebt. Wir haben diesen Satz schon weitläuftiger im ersten Bande ausgeführt, da wir von dem Einfluß sprachen, den die Berge auf die Beschaffenheit des Klima äußern, und dahin verweisen wir diejenigen unsrer Leser, die darüber noch nähere Aufklärung wünschen. Ist aber die Luft, wie wir dort sattsam bewiesen haben, in höhern Gegenden kälter, dünner und leichter; so muß sie auch nothwendig reiner von Dünsten seyn, als in andern Regionen. Schon nach der ehemaligen Theorie von den Dünsten, da man glaubte, daß sie, obgleich schwerer als die Luft, dennoch durch die Bewegung derselben vor dem Hinabsinken gesichert würden, und eben so wie die sogenannten Sonnenstäubchen, kleine Federn, Haare, Sandkörnerchen oder andere dergleichen Körper darin umherschwämmen, muste man doch zugeben, daß sich in einer dünnern leichtern Luft weniger solche Körperchen aufhalten könnten, als in einer dichtern und schwerern Luftmasse: schon nach jener Theorie muste also die dünnere Bergluft auch reiner von Dünsten seyn, als die Atmosphäre niedriger

Gegenden. Nimmt man aber auch mit den neuern Chemikern in der Physik an, daß die Luft wie ein Auflösungsmittel auf das Wasser wirke; so kommt eben dies günstige Resultat für die Reinigkeit der Bergluft heraus. Eine geringere Menge von Luft wird weniger Wasser auflösen und in Dunstgestalt mit sich fortnehmen können als eine größere; also wird die Bergluft schon deswegen, weil sie verdünnt ist, weniger Dünste enthalten. Ueberdem aber wirkt jedes Auflösungsmittel um desto schwächer, je weniger es erwärmt ist, z. B. eine Dosis kaltes Wasser kann mit irgend einem Salze vollkommen gesättigt seyn, so bald es aber warm gemacht ist, wird es noch mehr davon auflösen und eben so mit allen übrigen Auflösungsmitteln: die Bergluft wird also auch wegen ihrer Kälte nicht im Stande seyn, eben so viel Dünste als die wärmere niedrigere Atmosphäre in sich aufzunehmen.

Wenn also die Luft einer Gegend unter übrigens gleichen Umständen um desto kälter, dünner und reiner ist, je höher sie über der Meeresfläche liegt, was folgt daraus für die Bergbewohner? Sie werden den festen kraftvollen Bau der Nordländer haben, ohne die Unbequemlichkeiten dulden zu dürfen, die bei jenen durch eine zu dicke Luft verursacht werden. Alle ihre Gefäße werden nicht durch den

Druck einer schweren und dichten Atmosphäre zusammengepreßt werden, sie werden also auch der Circulation der Säfte keinen gar zu starken Widerstand thun: ihre Blutmasse, nicht durch das Einsaugen schädlicher Dünste verdorben, wird rein seyn, und einen leichten, sanften und schnellen Umlauf haben. Der heitere Himmel, unter dessen näherem Einfluß sie sind, wird seine Heiterkeit auch ihrer Seele einflößen, und durch ihre Gebirge von dem zu plötzlichen Eindringen des Luxus und aller seiner übeln physischen und moralischen Folgen geschützt, werden hundertjährige Greise und Matronen unter ihnen keine Seltenheit seyn. Wem muß hiebei nicht das Land einfallen, das, zwischen zwei durch den Luxus fast ganz zerrütteten Nationen gelegen, dennoch Menschen zeugt, die für Freiheit, Natur und edle Einfalt noch Sinn behalten haben? In der That wuste man im Anfange dieses Jahrhunderts in den Gebirgen der Schweiz fast noch nichts von Coffee, Chokolade und wie die wohlschmeckenden schleichenden Gifte der übrigen Europäer sonst noch heißen mögen; aber es gab dort Natursinn und Kraft, mehr wie unter irgend einer Nation unsers gesitteten Welttheils.

Ueberhaupt scheint eine bergichte Gegend für die Ausbildung menschlicher Kräfte am geschicktesten zu

seyn. Die Abwechselungen in der Atmosphäre, woran man sich gewöhnen muß, wenn man hinauf oder herabsteigt, machen den Körper biegsam, unempfindlich gegen die Veränderung der Luft und das unebne Erdreich, worauf man seine Leibesübungen anstellen muß, machen ihn geschmeidig und erhöhen die Vortheile, deren man auf Bergen in so vieler Rücksicht genießt.

Rechnet man noch dazu, daß eine hochgelegene Gegend jedem Luftstrom ausgesetzt, daß die Atmosphäre daselbst in einer ununterbrochenen Bewegung ist; so hat man einen neuen nicht unwichtigen Grund, bei den Bergbewohnern den höchsten Grad von Regsamkeit zu vermuthen. Eine niedriggelegene Gegend steht gewöhnlich nur einer oder zweien Richtungen des Windes offen, und wenn die Bewegung der Luft von einer andern Seite herkommt; so geht die eingeschlossene Luftmasse in Verdorbenheit über, und wird warm, unrein, erstickend und höchst ungesund. Zuweilen trift es sich wohl sogar, daß der einzige Wind, der zu einer durch Berge und Hügel oder auch durch vorstehende Gebäude verschlossenen Gegend freyen Zugang hat, aus einer ungesunden Nachbarschaft etwa über Moräste und stillstehendes Wasser weht. Natürlich ist er alsdann Menschen und Thieren an ihrer Gesundheit nach-

theiliger, als wenn er von einer blumenbedeckten Ebene herkommt, wo er mit Wohlgerüchen geschwängert, balsamische Theile unserm Blut mittheilt und uns in eine heilsame Bewegung setzt, die Körper und Geist erquickt und uns Freuden und Gesundheit zugleich schenkt.

Nach den Alten haben überdem die verschiedenen Winde noch verschiedene besondere Eigenschaften, die sie demjenigen mittheilen, die ihr Strom frei berühren kann. Hippokrates glaubt z. B. daß der Nordwind gefräßig macht, und er kann in so fern Recht haben, als er durch seine Kälte die Fibern stärkt und die Verdauung befördert. Der Südwind hingegen macht die Luft heißer, schwerer und dicker, wenn er nicht über ein dürres und kaltes Land weht, in welchem Fall er nach dem Vater der Arzeneikunst heilsam wird. Diese Bemerkung des Hippokrates wird unsern Lesern deutlicher werden, wenn sie das, was wir in der Abhandlung über das Klima über die Wirkungen des Windes beygebracht haben, damit vergleichen. Der Ostwind soll nach eben diesem Arzte der Reinheit der Sitten und dem Genie vortheilhaft seyn, und in Lobeserhebungen des Westwindes wetteifern die Aerzte mit den Dichtern. Diese Rücksichten auf die Richtung des Windes aus einer

der vier Himmelsgegenden sind indessen gar nicht hinreichend, seinen Einfluß zu bestimmen, denn diese muß sehr verschieden seyn, je nachdem die Gegend, wovon er kommt, anders beschaffen ist. Beim Anbau von Dörfern und Städten wäre es vielleicht von Wichtigkeit, vor der Anlage über den Wind etwas zu philosophiren, dem man sie aussetzt, wenigstens muß man sich da hüten, den Luftgang zu sehr einzuschränken.

Was aber auch immer für Nachtheil aus der Einsperrung der Luft entstehen mag; so haben die Bergbewohner davon nie etwas zu befürchten. Bei ihnen ist jeder Wind frei, ihre Atmosphäre ist in ewiger Bewegung und niemals kann ein Luftstrom bei ihnen in Stockung gerathen. Diese Bewegung der Atmosphäre theilt ihrem Körper einen höhern Grad von Lebhaftigkeit mit und ist eine von den Ursachen, die man nicht vernachläßigen darf, wenn man die gewöhnlichen Phänomene an den Bergbewohnern zu erklären sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Im Jahr 1518 wurde die Insel Hispaniola von Ameisen fast ganz verwüstet. Die Spanier versuchten allerlei Mittel sie auszurotten, aber alle gleich fruchtlos. Endlich entschlossen sie sich einen Heiligen um seinen Schutz anzuflehen, nur wußten sie nicht, von welchem sie die nachdrücklichste Hülfe erwarten könnten. Sie warfen in dieser Verlegenheit das Loos über sie und dies traf dem heiligen Saturninus. Sie feierten sein Fest mit großer Andacht und Feierlichkeit, und sogleich, setzt der gläubige Herrena hinzu, fing die Plage an nachzulassen.

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Vierzigstes Stück.
Den 3ten Oktober 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Wohnort in hohen oder niedern, bergichten oder ebenen Gegenden.

(Fortsetzung.)

Ein höherer Grad von Kälte, eine leichtere, dünnere, reinere Luft, welcher durch kein Hinderniß der Zugang versperrt wird, sind, wie wir gesehn haben, die hauptsächlichsten physischen Ursachen, durch deren Einwirkung der Bergbewohner anders geartet erscheint, als der Einwohner der Ebnen. Hiezu muß man noch rechnen, daß die bergichten Gegenden gewöhnlich weniger fruchtbar sind, als

das platte Land, daß also an den Bergbewohnern gewöhnlich die Eigenschaften angetroffen werden müssen, die wir oben aus der Unfruchtbarkeit des Bodens hergeleitet haben. Körperliche Kraft, blühende Gesundheit, Indüstrie und Freiheitssinn, dies sind also die Hauptzüge, die eine bergichte Gegend ihren Bewohnern einprägt, und die wir auch in ihrer Geschichte sich äußern sehn.

Die körperliche Kraft der Bergbewohner giebt ihnen allemahl ein Uebergewicht über die Einwohner der benachbarten Ebenen und setzt sie in den Stand sie zu unterjochen. Diese Beobachtung giebt uns den Schlüssel zu den vorzüglichsten Begebenheiten in der Geschichte der beiden wichtigsten Welttheile, in der Geschichte Europens und Asiens. Die verschiedene Lage und Anzahl der Berge in diesen beiden Haupttheilen der Erde macht den einen zum ruhigen Sitze der Freiheit der Wissenschaften und Künste, und den andern zum immerwährenden Schauplatz blutiger Revolutionen, zum Thron des Despotismus und ewiger Barbarei. So paradox dies anfänglich klingen mag; so wird uns doch eine genauere Betrachtung über beide Welttheile bei unsern Lesern wegen der Annahme dieses Satzes rechtfertigen.

Das nördliche Asien, dieser ungeheure Strich Landes, der sich etwa vom vierzigsten Grade der Breite bis an den Nordpol und von den russischen Gränzen bis ans östliche Weltmeer erstreckt; liegt durchaus unter einem kalten Himmelsstrich. Dieses große Stück Land ist von Westen gegen Osten durch eine Reihe Berge getheilt, an deren nördlicher Seite Sibirien und an deren südlicher Seite die große Tartarei liegt. In Sibirien ist es so kalt, daß das Land nur an wenigen Orten gebauet werden kann, und daß nur einige kleine Tannenarten und Gesträuche dort fortkommen. Die große Tartarei, die gegen Mittag von Sibirien liegt, hat ebenfalls einen sehr kalten Himmel. Das Land läßt sich nicht bearbeiten, giebt nur einige wenige Weide für das Vieh, trägt aber weder Fruchtbäume noch Getreide. Gegen Sina und gegen die Mongolei zu ist etwas Land, worauf zwar eine Art von Hirse wächst, wo aber doch weder Korn noch Reiß gedeihet. In der sinesischen Tartarei unter dem drei und vierzigsten bis zum fünf und vierzigsten Grade der Breite werden fast alle Gegenden durch einen Frost von acht Monaten gedrückt: es ist daselbst so kalt wie in Island, und es giebt dort nur vier oder fünf Städte, obgleich das Land mit dem südlichen Theile von Frankreich unter einerlei Grad der Breite liegt, und

also, seinem mathematischen Klima nach, auch eben so warm seyn sollte. Die Ursache dieser Kälte liegt theils in der Richtung der asiatischen Berge, theils in der Höhe des Landes. Die Berge werden nämlich dort von Süden nach Norden zu immer niedriger, und nehmen so sehr ab, daß sie dem kalten Nordwinde, der vom Eismeer her über diese Gegenden weht, keinen Widerstand thun, sondern ihn ungehindert über diese große Strecke Landes seine erstarrende Kälte verbreiten lassen. Die vorzüglichste Ursache dieser Kälte aber ist die Höhe dieser Gegenden. Nach genauen Vermessungen katholischer Geistlichen ist das Land in einer Entfernung von achtzig Meilen von der großen Mauer schon um dreitausend geometrische Schritte höher als das Meerufer bei Peking. Diese ganze ungeheure Landstrecke ist nur Ein ebener Bergrücken, und neigt sich so wenig gegen die Meeresfläche, daß es den Bewohnern dieses Theils von Asien, ungeachtet alle großen Flüsse dieses Welttheils darin entspringen, dennoch an Wasser gebricht, und daß das Land nur bei den Flüssen und Seen bewohnt werden kann.

Aus diesen Thatsachen folgt, daß in Asien immer große Bergrücken an großen Ebenen liegen, daß es eigentlich keinen gemäßigten Himmelsstrich dort

giebt, daß die sehr kalten asiatischen Länder unmittelbar an die heißen Gegenden dieses Welttheils, an die Türkei, Persien, u. s. w. gränzen. Ehe wir aber die wichtigen Folgen dieser Bemerkung entwickeln, wollen wir erst die Berglage und das Klima von Europa mit dem asiatischen vergleichen.

Der Nordwind, der in Nordasien keinen Widerstand findet, der durch seine tödtende Kälte Nova Semlja unbewohnbar, und den Anbau von Sibirien unmöglich macht, kann in dem nördlichen Europa nicht gleiche Gewalt üben, denn die norwegischen und lappländischen Gebirge sind trefliche Vormauern, um uns gegen seine Macht zu schützen. Daher sind die nördlichen Länder Europens weniger kalt als die asiatischen unter gleicher Breite: daher bringt das Erdreich um Stockholm noch unter dem neun und funfzigsten Grade der Breite Früchte, Korn, und eßbare Pflanzen hervor: daher giebt es auch um Aobo herum, unterm ein und sechzigsten, ja sogar unter dem vier und sechzigsten Grade nördlicher Breite angebauete Silberbergwerke und fruchtbares Erdreich. Ueberdem sind die europäischen Gebirge weder so hoch, noch auch von solchem Umfange als die asiatischen, deshalb wird in Europa das Klima immer allmählig kälter, so wie man von Süden gegen Norden zu fortschreitet. Die gemäßigte Zone

ist beträchtlich größer, ob sie gleich unter sehr verschiedenen Erdstrichen gelegen ist, und obgleich das Klima in Spanien und Italien von dem in Norwegen und Schweden sehr merklich abweicht. Jedes Land hat mit dem benachbarten fast einerlei Klima und es giebt hier die plötzlichen Uebergänge nicht, die man in Asien findet, wenn man von hohen kalten Bergstrecken in die heißen Ebenen hinabsteigt.

So plötzlich in Asien die Veränderungen des Bodens sind, so schnell man aus einem kalten Lande in ein warmes, von einem Berge in ein Thal gelangen kann, so abstechend verschieden müssen auch die Nachbaren in jenen so verschiedenen Ländern seyn. Die starken Bergbewohner gränzen immer unmittelbar an die weichlichen Bewohner einer heißen Ebene, und wenn kriegerische, tapfere und regsame Männer, die Nachbaren eines weibischen, faulen und furchtsamen Volks sind; so kann es nicht lange währen, bis sie sich nach dem Recht des Stärkern zu ihren Herrn machen werden. In Europa dagegen hat jedes starke Volk einen starken Nachbarn, die Völker, die an einander gränzen, besitzen fast einen gleichen Grad von Tapferkeit. Hier also neigt sich alles zum ruhigen Gleichgewicht, dort läßt uns alles große Revolutionen erwarten. Dies ist der

wahre Grund, warum Asien schwach und Europa stark ist, warum in Europa die Freiheit, in Asien der Despotismus einheimisch ist, warum dieser Despotismus ewig gleich schrecklich, gleich unüberwindlich ist, indessen in Europa die Wage der Freiheit nur etwas unmerkliches auf und nieder schwankt.

Dies Räsonnement wird durch die Geschichte wieder vollkommen bestätigt. Das obere Asien ist dreizehnmahl unterjocht worden, elf mahl von seinen nordlichen Bergvölkern, zweimahl von südlichen Nachbarn. In den entfernten Zeiten nahmen es erst die Scythen dreimahl ein, hernach ward es von den Medern, dann von den Persern unterjocht. Nach und nach eroberten es die Griechen, die Araber, der Großmogol, die Türken, Tartarn, Perser und Aguaner. In dem mittäglichen Theil von Asien hat es vollends nie an großen Revolutionen gefehlt. Europa dagegen ist verhältnißmäßig weit ruhiger geblieben. Hier sind seit der Niederlassung der griechischen und phönizischen Kolonien nur vier Veränderungen von Wichtigkeit vorgefallen. Die erste wurde durch die Eroberungen der Römer verursacht; die zweite durch die Völkerwanderung, da die Barbaren ganz Europa überschwemmten und die Römer verjagten; die dritte durch die Siege Karls des Großen und die vierte durch die Einfälle

der Normänner. Wenn man diese Veränderungen genauer ins Auge faßt, so findet man bei allen vieren eine erstaunliche ungeheure Kraft in Bewegung, und sieht eine Menge von Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren. Es ist bekannt, wie die Römer eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihre übermenschliche Tapferkeit, ihren unüberwindlichen Muth, ihre ganze Staatsklugheit, und selbst die schlauesten Ränke anwenden musten, ehe sie sich zu Herren von Europa machten, das sie doch niemals ganz unterjochen konnten; und wie leicht es ihnen wurde, in Asien einzudringen. Aehnlichen Aufwand von colossalischer Kraft bedurften die Nordischen Völker zur Zerstörung des römischen Reichs, Karl der Große zu seinen ewigen, blutigen Kriegen und die Normänner zu ihren großen Unternehmungen. Bei allen diesen Revolutionen wurden immer die Sieger selbst mit aufgerieben, und niemals wird sich hier der chimärische Traum eines Universalreichs realisiren lassen, von dem wohl ehemals die Köpfe ruhmsüchtiger Regenten schwindlicht wurden.

So wie die Berglage dieser beiden Welttheile in dem einem die Eroberungen erleichtert, und in dem andern erschwert, so kann man auch ihr die verschiedenen Folgen beimessen, die in diesen beiden

Theilen der Erde gewöhnlich aus großen Eroberungen entstanden sind. Die Nordasiaten erobern ohne Unterlaß in Südasien neue Reiche; die Besiegten, von je her an sclavische Unterwürfigkeit gewöhnt, weigern sich nicht das drückende Joch des Despotismus zu tragen, das der Anführer der Sieger auf ihren Nacken legt, und dieser, von der eingebildeten Glückseligkeit der Tyrannei berauscht, dehnt sie auch auf die Gefährten seiner Eroberungen aus, und macht sie nach und nach ebenfalls zu seinen Sclaven. Anfangs mögen sie sich freilich gegen diese Anmaßung gesträubt haben; allein das allgewaltige Recht des Stärkern triumphirt doch zuletzt allenthalben. Dies ist die Geschichte der sogenannten sinesischen Tartarei. Ihre Bewohner haben Sina erobert, aber jetzt herrscht der sinesische Kaiser dort eben so unumschränkt als in Sina selbst, und vergrößert sein dortiges Gebiet durch immer neue Eroberungen.

Diese Wirkung wird noch durch eine andre Ursache befördert. So wie der Mensch, wenn er aus einem Klima ins andre wandert, allmählig dem neuen Himmelsstrich anartet; so geht's ihm auch mit dem Boden. Kraftvoll, muthig und stolz tritt der Bewohner der Berge in die untere Ebene herab und unterjocht ihre Bewohner; aber keine Unge-

rechtigkeit bleibt in dem Laufe der menschlichen Angelegenheiten ungestraft. Allmählig wird der Eroberer schwach, verzagt und furchtsam eben so sehr als die Besiegten und ein neuer noch kraftvoller Stamm oder die wieder erhöhte Kraft des Unterdrückten vertreibt ihn aus seinen Besitzungen in seine Wüsten und Berge zurück. Trift dieses Schicksal den Eroberer, wie es denn in der Geschichte der Menschheit öfter verkömmt; so hat er mehr verloren, als er einst durch all sein Blutvergießen gewann. Er bringt die Sclaverei in seine Gebirge mit, die er einst seinen Nachbaren auflegte, und bei seinem Rückzuge mangelt ihm in seiner härtern Heimath das höchste Gut, das er vormals dort besaß, und für das er gern auf die Vergnügungen des Luxus Verzicht thun könnte — die Freiheit. Durch diese Art von Revolutionen, die in einem Welttheile, wo unmittelbar unfruchtbare, kalte Gebirge an fruchtbare, lachende Ebenen gränzen, nicht anders als häufig seyn können, ist die Gleichförmigkeit in der Gemüthsart entstanden, die man zwischen den herumschweifenden, tartarischen Bergvölkern und zwischen den cultivirten asiatischen Reichen bemerkt, und die bei beiden dem Despotismus so viel Vorschub thut. In den eingerichteten despotischen Staaten dieses Welttheils werden die Unterthanen

durch den Stock, und bei den Tartarn werden sie durch die lange Peitsche regiert. Die Europäer, deren unfruchtbarer Boden und deren kaltes Klima, wie wir schon gezeigt haben, der Freiheit so günstig ist, haben sich nie an solch eine Behandlungsart gewöhnen können und was der Einwohner Asiens Strafe nennt und was sich dort der Mandarin so wohl als der geringste Sclave gefallen läßt, hat bei den Europäern zu allen Zeiten ein Schimpf geheißen.

In Europa, wo der Unterschied in der Tapferkeit der verschiednen Nationen allemahl weniger beträchtlich war, wo man stets Ursache hatte, auch den bezwungnen Feind noch zu fürchten, in Europa hat man es nicht wagen dürfen, die Rechte der Menschheit, ob sie gleich zuweilen gar sehr verletzt wurden, jemals gänzlich unter die Füße zu treten. Als die aus Asien einbrechenden Türken sich das griechische Reich unterwarfen, führten sie in den eroberten Ländern Sclaverei und Despotismus ein; die europäischen Barbaren aber, die den römischen Staat zertrümmerten, stifteten lauter Monarchien, worin ein gewisser Grad von Freiheit blieb. Aus dem Norden von Europa sind die mächtigen Völker zum Vorschein gekommen, welche Tyrannen und Sclaven zusammen zertraten, welche die Menschen lehrten, daß sie von Natur einander sämtlich gleich

gemacht, und daß sie nur in so fern von der Vernunft zum Gehorsam verpflichtet wären, als ihre eigne Glückseeligkeit es erforderte.

Die ganze Verschiedenheit, die wir in der Geschichte Asiens und Europens bemerken, rührt also großentheils von der verschiedenen Beschaffenheit der Gebirge in beiden Welttheilen her. So wie aber die Bergvölker mehr zu Eroberern gemacht sind; so ist es ihnen auch leichter sich gegen Eroberer zu vertheidigen. Schon wegen der Unfruchtbarkeit ihrer Wohnsitze genießen sie in dieser Rücksicht viele Vortheile, wie sich unsre Leser aus dem vorigen Abschnitt erinnern werden; allein sie haben auch noch viel vor den Bewohnern unfruchtbarer Ebenen voraus. Sie können sich leicht schützen und sind schwer anzugreifen. Ihre Feinde müssen sich Kriegsvorrath und Nahrungsmittel mit vielen Kosten und großer Anstrengung herbeischaffen; denn das Land giebt nichts dazu her. Es ist also äußerst schwer, einen Krieg in bergichten Ländern zu führen und sehr gefährlich ihn zu unternehmen. Eine einzige gewonnene Schlacht entscheidet hier nur wenig über den Erfolg eines Feldzugs; in ebenen Ländern kann sie das ganze Schicksal eines Landes entscheiden.

Diese Betrachtung enträthselt es uns, warum die meiste Freiheit, so wol politische als bürgerliche

in bergichten Ländern anzutreffen ist, und warum die Ebenen weit leichter unterjocht und despotisch beherrscht werden. Die Eroberung von Britannien gelang den Römern ohne sonderliche Beschwerlichkeit; aber nie konnten sie ihren Adler siegreich in den schottischen Gebirgen prangen lassen. Die Berge der Scoten und Picten setzten ihren Siegen auf diesem Eilande Gränzen, wie die Wälder von Deutschland ihren Eroberungen auf dem festen Lande. Diese Völker beunruhigten ohne Unterlaß die schwächern Bewohner der Ebne, und niemals entging ihnen der Sieg, vorzüglich seitdem ihre Gegner unter dem Joch des römischen Despotismus vollends alle Spannkraft verloren hatten. Vergebens flehten die Britten bei den Römern kläglich um Hülfe, vergebens erbauten diese zu ihrem Schutz die berühmte Mauer zwischen England und Schottland; nichts konnte dem Muth dieser Bergvölker widerstehn. Und später in der Geschichte eben derselbe kriegerische Geist, eben derselbe unwandelbare Freiheitssinn, der ihre Vorfahren beseelte, unerschütterlich wie ihre Gebirge. Was hat es den Königen von England nicht gekostet, ehe sie Schottland mit ihrem Reich vereinigen konnten! Wie viele Unterhandlungen, wie viele Ränke, wie viel Blutvergießen! Auch nachher hat das Volk

immer seinen freien Bergsinn erhalten, immer den letzten Blutstropfen willig hingegeben, um seine wahren oder seine eingebildeten Rechte zu vertheidigen.

Ist nicht einer der berühmtesten Freistaaten, vielleicht der glücklichste aller Staaten und der einzige, dessen Einwohner zum Theil wahre Freiheit genießen, ist nicht die Schweitz ein bergichtes Land? Hätte es sich ohne seine Gebirge der überlegnen Macht des österreichischen Hauses entziehn, und so langwierige Kriege gegen einen mächtigern Feind ausdauern können? Bürgen ihm nicht vorzüglich seine Berge für die ewige Fortdauer seiner durch so viel tapferes Blut erkauften Freiheit?

Wünschen unsre Leser etwa aus fernen Welttheilen Beläge für den Freiheitssinn der Bergvölker? Daran fehlt es uns keinesweges. Wir wählen die Provinz Chili in Südamerika. Vor der Ankunft der Spanier hatten die Incas von Peru einige südliche, ebene Gegenden davon ihrer Herrschaft unterworfen; allein im größern gebirgigten Theile des Landes behaupteten seine herzhaften und muthigen Einwohner ihre Unabhängigkeit. Die Spanier, so bald sie Herren von Peru waren, wurden durch das Gerücht von den Reichthümern dieses Landes angelockt, und versuchten frühzeitig es unter dem

Diego Almagro zu erobern. Nach unsäglichen Schwierigkeiten, die ihnen die bergichte Gegend verursachte, gelangten sie dahin; aber sie fanden dort ein ganz anderes Volk als die sanftmüthigen Einwohner von Peru. Die Chileser waren unerschrocken, stark, kühn, frei und kriegerisch. So sehr sie sich auch über den ersten Anblick der Spanier wunderten, so sehr sie auch über die Thaten ihrer Reiterei und über die Wirkungen ihrer Feuergewehre erstaunten; so erholten sie sich doch bald wieder so weit von ihrer Bestürzung, daß sie sich nicht nur hartnäckig wehrten, sondern auch ihre neuen Feinde mit einem entschlossenerm Muth, anfielen, als diese jemals vorher in Amerika gefunden hatten. Zwar konnten sie den Spaniern nicht wehren, daß sie nicht tiefer ins Land drangen und ihren Goldburst durch eingesammelte und erpreßte Schätze befriedigten; viele aber wurden durch ihre Tapferkeit die Opfer ihrer Habsucht, und trotz aller Erfahrenheit und Tapferkeit ihrer Anführer durften sie es doch nicht wagen, sich unter so beherzten Feinden niederzulassen; sondern sie mußten von diesem Vorhaben abstehen. Nach Almagro's Tode wagten sich Peter de Valdivia von neuem an diese Unternehmung, fand aber eben so wie seine Vorgänger einen kühnen und entschlossenen Widerstand, ward auch endlich

nach vielen Proben seines Muths und seiner kriegerischen Fähigkeiten nebst einem ansehnlichen Corps unter seinem Befehl erschlagen. Francisco de Villagra, sein Lieutenant, hemmte durch sein kühnes und weises Verfahren die Fortschritte der Eingebornen und rettete den Ueberrest der Spanier vom Untergange. Nach und nach ward das ganze flache Land längst der Küste der spanischen Herrschaft unterworfen. Das gebirgichte Land hingegen ist noch heut zu Tage im Besitz der Puelches, Arauco's und anderer Stämme, seiner ursprünglichen Einwohner, an welchen die Spanier furchtbare Nachbaren haben, mit denen sie schon über zweihundert Jahr hindurch einen unaufhörlichen Krieg führen, der nur zuweilen durch einige wenige kurze Zwischenzeiten eines unsi[illegible] Friedens ist unterbrochen worden. Sie haben wenig Hofnung, diese Kriege so bald zu ihrem Vortheil zu endigen; denn die Chileser sind unter allen amerikanischen Nationen die einzige, die mit den europäischen Waffen zugleich die europäische Taktik und Mannszucht, kurz das ganze in Europa befolgte Kriegssystem angenommen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Ein und vierzigstes Stück.

Den 10ten Oktober 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Wohnort in hohen oder niedern, bergichten oder ebenen Gegenden.

(Beschluß.)

Wir könnten jetzt mit unsern Lesern eine Lustreise durch alle Gebirge der Erde anstellen, und in jedem Welttheil würden wir neue Beispiele von dem Freiheitssinn und von der Unbezwinglichkeit der Bergbewohner antreffen: statt aller übrigen wählen wir hier aber nur noch eins aus Europa und aus den neuern Zeiten — die Freiheitsliebe der Corsen. Wer kennt nicht die Hartnäckigkeit, womit dies kleine Bergvölkchen seine Freiheit gegen die kauf-

männischen Forderungen der Genueser vertheidigte! Wie oft hielten nicht einige wenige von ihnen gegen Hunderte ihrer Feinde muthig Stand, wie willig starben sie für Vaterland und Freiheit! Sind sie gleich durch die Uebermacht der Zahl und der Disciplin übermannt; so ist doch das unterdrückte Feuer für Freiheit noch nicht in ihren Busen erloschen: sie haben auch bei den jetzigen französischen Unruhen ohne Bedenken die Parthei der Freiheit ergriffen; und nach den neuesten Nachrichten gehn sie sogar damit um, jedes fremde Joch bei dieser Gelegenheit abzuschütteln und sich zu einem eignen unabhängigen Staate zu machen. Das Gefühl der Knechtschaft hat für sie etwas empörendes, und obgleich unter ihnen selbst die dienstbare Klasse weder durch Kleidung noch durch Lebensart von den Freien und Adelichen unterschieden ist; so geht doch ihre Verachtung gegen diese Klasse von Menschen über alle Gränzen der Vernunft heraus. Manchem unsrer Leser wird es nicht unangenehm seyn, zur Bestätigung dieses Satzes hier eine Anekdote zu finden, die den Haß eines unkultivirten Bergvolks gegen alles, was dienstbar heißt, in seiner ganzen Stärke charakterisirt, und die wir aus den rühmlichbekannten, Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde vom Herrn Prof. Sprengel entlehnen.

Eine junge corsische Wittwe fühlte die Unbequemlichkeiten des Wittwenstandes etwas schmerzlich; der Knecht, der ihre Heerden hütete, ward ihrem Kummer gewahr und suchte diese Entdeckung zu seinem Glücke zu benutzen. Mit den Gesinnungen seiner Landsleute über den Stand der Knechtschaft bekannt, konnte er sich nicht schmeicheln, von den Verwandten der Wittwe die Einwilligung zu einer Heirath mit ihm jemals gutwillig zu erhalten, und entwarf sich deswegen einen Plan, um diese Einwilligung zu erzwingen. Jugend, Sinnlichkeit, Liebe vielleicht, unterstützten sein Vorhaben bei der Wittwe so gut, daß sie von ihm schwanger ward, und er glaubte sich nun ganz unbezweifelt am Ziel seiner Wünsche. Allein was geschah? Die Verwandten, von dem Flecken ihrer Familie unterrichtet, drangen stürmisch in die junge Unglückliche, ihnen den Mörder ihrer Ehre zu nennen. Furcht, Schaam, Liebe für den Verbrecher flößten ihr den Muth ein, dieser Forderung zu widerstehn. Man dringt heftiger in sie; sie weigert sich immer: man setzt ihr den Dolch auf die Brust, und nun entdeckte sie den Urheber ihrer Schande. Jetzt ward der Zorn der Verwandten zur Wuth: sie sahn ihre Familie nicht bloß durch ein Verbrechen entehrt, sie sahn ihre Ehre durch einen Sclaven geschändet.

Unglückliche, schrien sie, du konntest deinem Knechte dich Preis geben! der Anblick deiner Schande würde uns alle tödten, sei du allein das Opfer deiner Niederträchtigkeit! — Man ließ der Gefallnen bloß die Freiheit, ihre Todesart zu wählen. Reue, Thränen, fußfälliges Bitten, alles war vergebens. Sie wählte Gift, und erhielt nur eine Frist von wenigen Tagen, um sich zum Tode zu bereiten, ward aber während dieser Zeit aufs strengste bewacht. Die Zeit des versprochnen Aufschubs verstrich, ihre Verwandten brachten ihr den erbetenen Giftbecher, sie trank ihn in ihrer Gegenwart, und starb nach wenigen Stunden mit der Frucht ihrer Vergehung unter ihrem Herzen. Ihr Knecht war so glücklich gewesen, der Rache der aufgebrachten Familie zu entziehn.

In diesem Zuge liegt Barbarei, ich gesteh' es. Hart ist es, eine schwache Stunde, worin die Leidenschaft die Ungleichheit des Standes vergessen macht, mit dem Tode büßen zu müssen, und in unsrer feinern Welt denkt man ganz toleranter über das Verhältniß der Herrschaften gegen Kammerdiener und Kammerjungfern. Glaubt man aber dennoch an ein menschliches Gefühl in den strafenden Verwandten — und was berechtigt uns daran zu zweifeln? — so gehört diese Handlung mit in

die Reihe jener großen Thaten, die zugleich Bewunderung und Abscheu erregen, und die uns so oft in der römischen Heldengeschichte begegnen. Wenn der ältere Brutus seine Kinder enthaupten läßt, weil sie die Wiedereinführung der monarchischen Regierungsform begünstigten: wenn Manlius seinen Sohn mit dem Tode bestraft, weil er gegen seinen Befehl die Ausforderung eines Feindes annimmt und ihn mit Römermuth zu Boden schlägt: wenn der jüngere Brutus

um ein Gespenst von Freiheit zu erlösen
aus Tugend lasterhaft, zum Vatermörder wird: —

so durchbebt uns Schauder bei dem Gedanken an solche Thaten, wir begreifen es nicht wie Menschenliebe, Vaterliebe, Kindesliebe durch die Leidenschaft für Ehre und Freiheit so ganz unterdrückt werden können. Indem wir aber diese Thaten verdammen, für die wir nach unsern Gefühlen, und — darf ich es sagen? — nach unsern Kräften vielleicht, gar keinen Maaßstab haben, können wir doch nicht läugnen, daß sie groß sind, daß ein erhabener Geist dazu gehört, um nur so einen Vorsatz zu fassen, und daß nur ein starker Geist solchen Vorsatz ausführen kann.

Doch wir kehren von dieser Digression wieder in unser Geleise zurück. Die Anekdote, die uns

dazu verleitete, zeigt mehr, als zu wünschen ist, von dem hohen Werth, den Bergvölker auf Freiheit legen, von ihrem Haß und Abscheu gegen die Sclaverei, und unsre Leser werden uns jetzt also gern alle weitere Ausführung dieser Materie erlassen können. Ohne unser Erinnern wird es ihnen einfallen, daß große Ebnen sich gerade in dem entgegengesetzten Fall befinden: hier ist der Bewohner weniger zum Kriege aufgelegt, weil das Land gewöhnlich fruchtbar ist, und weil er lieber einen Theil seiner Reichthümer dem Eroberer gutwillig abtritt, als sich der Gefahr aussetzen will, alle seine Besitzungen verwüstet und am Ende eines zerstörenden Kriegs sich dennoch geraubt zu sehn: hier hat der Bewohner, mehr an Ruhe und stillen Genuß gewöhnt, weder den Muth, sein Leben zu seiner Vertheidigung zu wagen, noch körperliche Kraft genug, um sich einen glücklichen Erfolg von seinem Widerstande versprechen zu können: hier findet er, einmahl geschlagen, nirgends weiter eine sichere Zuflucht gegen die Verfolgungen des siegenden Feindes: der Sieger wird hier durch nichts aufgehalten; ist er einmal seiner Uebermacht gewiß, so darf er nur das feindliche Land durchlaufen, und er hat es schon erobert: der gesammelte Vorrath, den er fast allenthalben vorfindet, erleichtert ihm die

Fortsetzung des Krieges und erspart ihm alle Sorgen für den Transport der Kriegsbedürfnisse und der Nahrungsmittel: fehlt ihm ja durch die Vorsicht des Feindes dieses große Hülfsmittel; so darf er wenigstens nicht lange Zeit hindurch dafür sorgen, denn ein einziges Jahr ist hinlänglich, um über das Schicksal der größten Ebnen zu entscheiden.

Alles was wir hier als Vortheile für den auswärtigen Angriff auf eine Ebene angeführt haben, gilt auch bei dem Angriff eines innern Feindes auf die bürgerliche Freiheit. Auch dieser wird in einer großen Ebene einen geringen Widerstand finden, und er wird, wenn anders seine Maaßregeln gut gewählt sind, ohne Mühe die Abscheulichkeiten des Despotismus weit umher verbreiten können, wenn nicht Berge, Wälder, oder Gewässer seiner Zügellosigkeit Gränzen setzen.

Heil dem Welttheile, wo die Natur durch eine glückliche Abwechselung zwischen Höhen und Thälern, zwischen Gebirgen und Ebenen, allen Staaten eine kleinere Ausdehnung angewiesen, wo sie dem Ehrgeiz der Eroberer und Despoten unüberwindliche Gränzen gesetzt hat; wo der menschliche Geist, von ihrer sanften Hand geleitet, mündig werden und der Mensch über seine allgemeinen

Rechte denken lernen konnte. Freilich seufzen auch hier noch zahllose Haufen unter dem Joche der Knechtschaft; denn unsre Voraltern haben einen Theil der Sclaverei mit der Cultur aus Asien angenommen; aber die Aussicht auf eine glückliche Zukunft tröstet den Menschenfreund, wenn die mittelmäßige Gegenwart ihm einen Seufzer abpreßt. Die menschliche Vernunft geht nicht rückwärts und in unserm Jahrhundert scheint eine Morgendämmerung hervorzubrechen, die uns sehr viel Licht für unsre Nachkommenschaft verspricht. Zwar werden jetzt noch die Begriffe von Freiheit und Zügellosigkeit in den meisten Köpfen mit einander verwechselt; indessen ist schon viel gewonnen, wenn nur diese Begriffe erst mehr verbreitet und allgemein wichtig werden. In dem ersten Anfall von Leidenschaft für einen bis dahin ganz unbekannten Gegenstand geht der Mensch gewöhnlich um einige Schritte weiter als die Vernunft es ihm erlauben würde, wenn er kalt genug wäre, sie um Rath zu fragen. Nicht lange aber überschreiet das Toben der Leidenschaft ihre ruhigere Stimme, die erste Hitze verdampft und sie folgt mit Dank der sichern Führerinn, wenn man sie nicht durch einen zu starken Widerstand reizt, alle Kräfte anzustrengen, aller Ueberlegung zu entsagen, sich wild hineinzustürzen

ins Getümmel der Schlacht, ohne Gedanken, ohne Absicht alles zu Boden stürzen, bis das ganze Feld leer vom Feinde ist oder bis sie im Kampf kraftlos erliegt. Der Genius der Menschheit wache in diesen Zeiten der Gefahr, die sich jetzt zu nahen scheinen, über die Schritte unsers Geschlechts! Wenn große Revolutionen zum Heil der Menschheit nothwendig sind; so leite er sie, daß nicht aufbrausende Leidenschaft, sondern Vernunft dabei den Vorsitz haben mögen! Der Freund der Menschheit vermag auch beim besten Willen nichts über die Zukunft, auch nicht durch seine Wünsche. Als unserm Welttheile seine Gebirgmassen von der Natur zugewogen wurden, da wog sie ihm auch die Summe seiner Freiheit auf alle künftigen Zeitalter zu, und als sie ihnen ihre Lage anwies, bezeichnete sie auf ihm den Gang der Freiheit für die Reihe aller Jahrhunderte.

Daß dieser Satz nichts als Wahrheit, ohne alle Paradoxensucht, enthält, davon werden sich unsre Leser noch vollkommner überzeugen können, wenn wir in dieser Abhandlung bei dem Unterschiede zwischen offenen und verschlossenen Ländern wieder zu den Bergen zurückkehren müssen. In unserm jetzigen Abschnitt bleibt uns nur noch die Ausführung des Satzes übrig, daß auf den Bergen ein höherer

Grad von Indüstrie gewöhnlich ist, als in Ebenen.

In so fern die Berge gewöhnlich unfruchtbar sind; so müssen sie dem Aufkeimen der Cultur weniger günstig seyn als die Ebnen, wie wir im vorigen Abschnitt erwiesen haben. Wie aber in jedem unfruchtbaren Boden, die Cultur, wenn sie einmahl einheimisch geworden ist, um desto besser gedeiht, je mehr die karge Natur den Menschen zur Arbeitsamkeit spornt, und je heller die gedeihliche Sonne der Freiheit seine Bemühungen erleuchtet; so muß dies auch auf den Bergen der Fall seyn, und noch um desto mehr, da ihre dünnere, leichtere und reinere Luft jeder Fieber einen höhern Grad von Spannkraft giebt. Wie treflich sind nicht die Schweizergebirge angebauet! Wie viel Mühe giebt man sich nicht in jeder urbaren Berggegend, durch Fleiß zu ersetzen, was die Natur versagt zu haben scheint! In den crainischen Gebirgen scheut man sich nicht, den Dünger in Körben auf die höchsten Gipfel mühsam hinaufzutragen und in dem jetzt durch den Despotismus verödeten Palästina entdecken die Reisenden noch heute zu Tage unverkennbare Spuren von der Indüstrie seiner ehemaligen glücklichen Bewohner: man sieht allenthalben Pfähle eingeschlagen, wodurch die mühsam hinauf-

geschafte Erde gegen den Angriff des Windes und Regens gesichert wird. Dringendere Nothwendigkeit und größere Kraft, die Hauptquellen aller menschlichen Thätigkeit, vereinigen sich bei den Bergbewohnern, um sie fleißiger und indüstriöser zu machen, als die Völker der Ebene.

Hier müssen wir eine Anmerkung machen, die sich über dieses ganze Werk erstreckt, deren vielleicht nur einige unserer Leser bedürfen, die wir aber doch allen hersetzen wollen, um uns gegen Misverständnisse und übertriebene Anforderungen in Sicherheit zu stellen. Alles nämlich, was wir hier von einer Ursache als Wirkung herleiten, gilt im Allgemeinen als Regel; aber nicht für jeden einzelnen Fall als unüberschreitbares Gesetz. Niemals vielleicht werden Weltweisheit und Geschichte so weit vervollkommnet werden, daß die Philosophie der Geschichte den Namen einer Wissenschaft fordern darf: alles was wir vermögen, ist, über die Geschichte zu philosophiren, ohne die hohe Hofnung, ein systematisches, vollständiges Lehrgebäude zu Stande zu bringen. Der Grund, warum wir diese Hofnung aufgeben müssen, liegt wie wir schon öfter erinnert haben; in der erstaunlichen Menge von Ursachen, die auf den Menschen Einfluß haben, und deren

Wirkungen sich auf mannigfaltige Weise stärken, schwächen, aufheben und verwandeln.

Bey dieser Verwickelung von Ursachen und Wirkungen können wir nun nichts weiter thun, als daß wir die gewöhnlichsten Fälle angeben und bei andern Gelegenheiten anzeigen, wie die Ausnahmen von der Regel zu entstehn pflegen. Wir haben z. B. so eben von der Indüstrie der Bergbewohner gesprochen; allein obgleich dieselbe ihnen natürlich ist; so giebt es doch auch Berggegenden, wo der Mensch wenig von Indüstrie weiß. In einigen derselben hat die Cultur noch nicht Wurzel fassen können, und dann darf man sich über den Mangel an Fleiß gar nicht wundern: in andern hat der Despotismus seinen Thron errichtet, und wo keine Freiheit ist, darf man auch keine Arbeitsamkeit vermuthen. Der Mensch arbeitet nur, um desto sicherer zu genießen, wo aber ein Despot die Rechte des Eigenthums unter die Füße tritt, wo der fleißige Arbeiter in Gefahr ist, den Lohn aller seiner Bemühungen unversehens der Laune eines Tyrannen aufopfern zu müssen, wo Reichthum ein unsicheres und sogar ein höchst gefährliches Gut ist, da wird sich ein jeder hüten, für mehr als für seine dringendsten Bedürfnisse zu sor-

gen. Dies ist jetzt der Fall mit Palästina: seine ehemaligen Bewohner genossen wenigstens einen Theil von den Früchten ihrer Anstrengung in unbesorgter Sicherheit, und darum sparten sie keine Mühe, um bequem und glücklich zu leben: jetzt da dies ehemals gelobte Land unter der Regierung türkischer Despoten steht, sind die Einwohner faul und träge, und seine fruchtbaren Gefilde, seine weintragenden Gebirge sind zu Wüsteneien und kahlen Felsen geworden. Diese Ausnahmen von der Regel würden wir nach unsern Plan erst unter den Betrachtungen über die Folgen verschiedener Regierungsformen und des Despotismus insonderheit unsern Lesern darlegen, weil uns die deutliche Entwickelung von dergleichen Fällen zuweilen auf Sätze führen muß, die einigen unserer Leser noch ganz unbekannt sind, und die wir für andere wenigstens erläutern oder beweisen müssen. So wie hier der Despotismus der Natur des Bodens entgegenwirkt, können es anderswo andere Ursachen, die oft sehr zufällig sind. Krieg oder Pest die ein Land entvölkern, unruhige Nachbarn die ein Volk von dem Pfluge zum Schwerdt rufen, Revolutionen der Natur von mancherlei Art können den Boden abändern oder den Einfluß schwächen, den er sonst auf seine Bewohner äußern würde. Wollte man

alle diese Fälle unter eine wissenschaftliche Form bringen; so müste man erst alle mögliche Verbindungen aller möglichen auf den Menschen wirkenden Ursachen sammeln, und die Folgen jeder einzelnen davon untersuchen. Man müste z. B. die Wirkungen einer Berggegend unter allen Arten von Klimaten, unter verschiedenen Regierungsformen, bei veränderten Gesetzen, bei einem hohen oder niedern Grade der Cultur, bei tiefer Barbarei oder beim Flor der Wissenschaften, in Verbindung mit den mancherlei Religionen, Vorurtheilen, Sitten, Gebräuchen u. s. w. auszumitteln suchen; aber wer sieht nicht die unendliche Weitläuftigkeit, die aus solch einem Verfahren entstehen müste! So sehr wir also auch die wissenschaftliche Form lieben mögen: so halten wir es doch für rathsamer, bei allen diesen Betrachtungen dem Nachdenken des Lesers noch ein geräumiges Feld zu lassen und ihm nur immer die Hauptpunkte anzuweisen, worauf er beim Philosophiren über die Geschichte der Menschheit seine vorzüglichste Aufmerksamkeit zu richten hat.

Anekdote.

Alexander VI, dieses so verächtliche und berüchtigte Ungeheuer auf dem päpstlichen Stuhle, regierte zur Zeit der Entdeckung von Amerika. Um die Regenten Spaniens, Ferdinand und Isabelle, zur Unterstützung seiner ausschweifenden romantischen Plane zu gewinnen, schenkte er ihnen den neuen Theil der Welt so bald er entdeckt war, ohne zu wissen, wo er läge. Man kann leicht denken, daß er Amerika, wenn es ihm gehört hätte, weder an den König von Spanien, noch sonst an irgend jemand würde verschenkt haben: er verschenkte es bloß, weil er es nicht hatte. „Wir schenken Euch, „sagt er in seiner Bulle vom Jahr 1493 zu Ferdinand und Isabellen, ganz aus eigner Bewegung und aus bloßer reiner Freigebigkeit, „alle Inseln und festen Länder, die schon gefunden „sind, oder noch gefunden werden möchten, die „schon entdeckt sind oder noch entdeckt werden „möchten gegen Mittag und Abend. Wir schenken Euch dieselben mit allen ihren Domänen, „Städten, Schlößern, Flecken, Burgen, Rechten „und Gerichtsbarkeiten nebst allem Zubehör, Euch „und Euren Nachfolgern und Erben, nach der „Macht des allmächtigen Gottes, die uns

„vom heiligen Petrus verliehen ist, und nach „der Statthalterschaft Jesu Christi, die wir „auf Erden bekleiden. Wer aber diese Eure „Rechte auf irgend eine oder andre Weise anzu„tasten sich erfrecht, der wisse daß ihn der Zorn „des allmächtigen Gottes und seiner heiligen „Apostel, Petri und Pauli, treffen wird.“ Wenn uns die Geschichte nicht an alles gewöhnte, so würden wir uns noch weit mehr als jetzt über die unerhörte Vermessenheit eines italienischen Priesters wundern, der mit Einem Federstrich die Reiche des Montezuma und Atabaliba und die Länder von dreihundert verschiedenen Nationen einem kleinen europäischen Fürsten schenkt, dessen Thron afrikanische Barbaren erschütterten.

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Zwei und vierzigstes Stück.
Den 17ten Oktober 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

(Fortsetzung.)

Von dem Unterschiede zwischen den Bewohnern der Inseln, Halbinseln, Meeresküsten und der Mittelländer.

Bis jezt haben wir den Boden eines Landes an und für sich betrachtet, theils nach dem Grade seiner eigenthümlichen Fruchtbarkeit, theils nach seiner verschiedenen Höhe gegen die Meeresfläche; und unsre Leser werden hoffentlich die Schlüsse, die wir aus seiner Beschaffenheit auf die Eigenschaften seiner Bewohner machten, ihrer Aufmerksamkeit nicht

ganz unwerth gefunden haben: jezt wollen wir ihn aus einem neuen Gesichtspunkt ansehn, in so fern er nämlich nah oder ferne vom Meere liegt, oder gänzlich davon umflossen ist, und wir schmeicheln uns, daß diese Untersuchung nicht minder interessant seyn wird, als die vorigen.

Schon oben, als wir über das Klima und dessen Einfluß unsre Leser unterhielten, haben wir etwas von den Wirkungen erwähnt, die die Nachbarschaft des Meeres bei einem Lande hervorbringt. Wir zeigten daselbst, daß dadurch das Klima eines Landes, wie es auch beschaffen seyn möge, dem gemäßigten näher gebracht werde, weil der kalte Wind in seinem Laufe über das offne Meer erwärmt wird, und der wärmere einen Theil seiner Hitze über dem Wasser verliert. Hieraus folgt, daß man die Bewohner der Inseln in dem Genuß aller Vortheile vermuthen kann, die mit der gemäßigten Temperatur verbunden zu seyn pflegen; weil sie in der kalten Zone wärmer, in der warmen hingegen kühler wohnen, als ihre Nachbarn, oder alle unter gleichem Breitengrade liegenden Völker des Mittellandes. Hier darf man also niemals den Grad von Erstarrung oder Erschlaffung in der menschlichen Fiber zu finden erwarten, der dem Bewohner von Grönland oder von Senegambien beschwerlich

fällt: hier sucht man vergebens nach jener fühllosen Stumpfheit oder nach jener fieberhaften convulsivischen Reizbarkeit der Nerven, die man unter den Polen und unter der Linie antrift: hier kann das Verhältniß zwischen den Werkzeugen des Empfindens und den Denkorganen niemals so weit über die Gränzlinie hinaus, welche eigentlich die höchste menschliche Vollkommenheit bezeichnet, nach einem der beiden Extreme hinüberschwanken: kurz, hier ist die menschliche Organisation dem Zweck der Menschheit — einer vernünftigen Thätigkeit mehr angemessen, als in den Mittelländern. Wenn wir hier eine etwas kühne Vermuthung wagen dürfen, die wir vielleicht anderswo noch weitläuftiger ausführen; so tragen auch vielleicht die Salztheilchen, die in allen Ländern, welche in der Nachbarschaft, oder in der Mitte des Meeres liegen, wegen der starken Ausdünstung desselben, weit häufiger als sonst in der Atmosphäre befindlich seyn müßen, und die sich beim Athmen nothwendig durch das menschliche Blut verbreiten, etwas nicht ganz unbeträchtliches dazu bei, die Bewohner der Inseln gesunder, thätiger und betriebsamer zu machen, als die Mittelländer.

Wenn diese physischen Eigenheiten der Inseln und Meerländer schon etwas dazu helfen kön-

nen, die an ihren Bewohnern wahrgenommene Phänomene zu erklären; so sind sie doch, ob sie gleich von dem Philosophen der Menschheit nicht ganz übergangen werden müßen, noch bei weitem nicht das vorzüglichste, was bei diesen Betrachtungen seine Aufmerksamkeit reizt. Es giebt hier ungleich wichtigere Umstände, worauf er Acht zu geben hat, und die vorzüglich durch des großen Herders Scharfsinn sehr schön entwickelt sind.

„Betrachten wir die Geschichte der Inseln und „Sundländer, wie und wo sie auch in der Welt „liegen mögen; so finden wir, daß, je glücklicher „ihre Bepflanzung, je leichter und vielfacher der „Kreislauf von Thätigkeit war, der auf ihnen in „Gang gesetzt werden konnte, endlich in je eine „vortheilhaftere Zeit oder Weltlage die Rolle ihrer „Wirksamkeit fiel: destomehr haben sich solche In- „seln- und Küstenbewohner von den Geschöpfen des „ebenen Landes ausgezeichnet. Troß aller ange- „bohrnen Gaben und erworbenen Geschicklichkeiten „blieb auf diesem der Hirt ein Hirt, der Jäger ein „Jäger: selbst der Ackersmann und Künstler wa- „ren wie Pflanzen an einem engen Boden beve- „stigt. Vergleiche man England mit Deutsch- „land; die Engländer sind Deutsche, bis auf „die spätsten Zeiten haben Engländer den Deutschen

„in den größesten Dingen vorgearbeitet. Ohne
„Kepler, Huygen und Leibnitz wäre selbst
„Newton wohl schwerlich der unsterbliche
„Newton geworden. Weil aber jenes Land als
„eine Insel von frühern Zeiten in manche größere
„Thätigkeit eines Allgemeingeistes kam — vor-
„züglich durch die Kriege mit seinen nordlichen
„Bergvölkern, mit den Römern, Sachsen, Dänen
„und Normännern, wie auch durch häufige inner-
„liche Unruhen, — so konnte dieser Geist auf ihm
„sich besser ausarbeiten, und ungestörter zu einer
„Consistenz gelangen, die dem bedrängten Mittel-
„lande versagt war. Bei den Inseln der Dänen,
„bei den Küsten Italiens, Spaniens, Frank-
„reichs, nicht minder der Niederlande und
„Norddeutschlands werden wir ein gleiches Ver-
„hältniß gewahr, wenn wir sie mit den innern Ge-
„genden des europäischen Slaven- und Scythen-
„landes, mit Rußland, Polen, Ungarn ver-
„gleichen. In allen Meeren haben die Reisenden
„gefunden, daß sich auf Inseln, Halbinseln, oder
„Küsten von glücklicher Lage eine Bestrebsamkeit
„und feinere Cultur erzeugt hatte, die sich unter
„dem Druck einförmiger, alter Gesetze des festen
„Landes nie erzeugen konnte. Man vergleiche nur
„die Einwohner der asiatischen Inseln mit dem fe-

„sten Lande; selbst Japan halte man gegen Sina,
„die Bewohner der Kurilen- und Fuchsinseln
„gegen die Mongolen! Man lese die Beschrei-
„bungen der Societäts- und Freundschafts-
„inseln! Troz ihrer Entfernung von der bewohn-
„ten Welt haben sie sich, bis auf Puz und Ueppig-
„keit, zu einer Art von Griechenland gebildet.
„Selbst in manchen einzelnen Inseln des ofnen
„Meeres trafen die ersten Reisenden eine Milde
„und Gefälligkeit an, die man bei den Nationen
„des innern Landes vergeblich sucht. Allenthalben
„sehn wir also das große Gesez der Natur, daß,
„wo sich Thätigkeit und Ruhe, Geselligkeit und
„Entfernung, freiwillige Betriebsamkeit und Ge-
„nuß derselben auf eine schöne Weise gatten, auch
„ein Kreislauf befördert werde, der dem Geschlecht
„selbst sowohl, als allen ihm nahenden Geschlech-
„tern hold ist. Nichts ist der menschlichen Gesund-
„heit schädlicher, als Stockung ihrer Säfte; in
„den despotischen Staaten von alter Einrichtung ist
„diese Stockung unvermeidlich, daher sie meistens
„auch, wenn sie nicht schnell aufgerieben werden,
„bei lebendem Leibe ihres langsamen Todes sterben.
„Wo hingegen durch die Natur des Landes die
„Staaten sich klein und die Einwohner in der ge-
„sunden Regsamkeit erhalten, die ihnen z. B. das

„getheilte See- und Landleben vorzüglich giebt, da
„dürfen nur günstige Umstände hinzukommen, und
„sie werden ein gebildetes, berühmtes Volk werden.
„So war, anderer Gegenden zu geschweigen, un-
„ter den Griechen selbst, die Insel Kreta das erste
„Land, das eine Gesetzgebung zum Muster aller
„Republiken des festen Landes hervorgebracht hat;
„ja die meisten und berühmtesten von diesen waren
„Küstenländer. Nicht ohne Ursache haben daher
„die Alten ihre glücklichen Wohnungen und die
„Neuern ihre Ideale der Menschheit, — von der
„Insel Felsenburg an bis auf die Insel des Gra-
„fen von Stollberg — auf Inseln gesetzt, son-
„dern deshalb, weil sie auf Inseln die meisten freien,
„glücklichen Völker fanden."

Ein anderer große Anthropologe stimmt diesem Lobe der Inseln vollkommen bei. „Auf Inseln," sagt Forster in seinen oft angeführten philosophi-
schen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt,
„ist der Fortgang der Gesittung leichter als auf dem
„festen Lande; denn wo die Menschen überflüßigen
„Raum haben sich auszubreiten und im Lande um-
„her zu irren, da zerstreut sie der kleinste Zwist, die
„unbedeutendste Beleidigung; sie werden von Ver-
„bindungen abgehalten und können sich nicht so
„leicht zur gemeinsamen Gegenwehr vereinigen.

„Das wüste, noch unbewohnte Land, hat noch
„immer Wildpret und Waldfrüchte in Ueberfluß,
„die eine langwierige und mühsame Handarbeit
„entbehrlich machen. Auf Inseln hingegen sind
„die Einwohner schon mehr gezwungen sich zusam-
„menzuhalten; nur würde man mit Unrecht in gar
„zu kleinen Eilanden, wo es an Raum für eine
„große Volksmenge und weitläuftige oder abwech-
„selnde Pflanzungen fehlt, den nämlichen Grad
„der Cultur und der wohlgeordneten Verfassung
„suchen, der auf größern Inseln gewöhnlich ist."

Wir dürfen nicht daran zweifeln, wenn wir einen aufmerksamen Blick auf die Geschichte werfen, ob die Insulaner und Küstenbewohner wirklich alles das Lob verdienen, das ihnen von diesen beiden großen Anthropologen gegeben wird: wir dürfen uns aber auch nicht weiter darüber wundern, wenn wir die Vortheile alle gehörig erwägen, die sie vor dem Bewohner des Mittellandes voraus haben.

Ihre körperlichen Vorzüge haben wir unsern Lesern gleich im Anfange dieses Abschnitts vorgelegt, und sie sehn daraus, daß es den glücklichen Kindern des Meeres nicht an Kraft gebricht, sich aus der Barbarei zur hohen Cultur hinaufzuarbeiten: wenn wir nun zeigen, daß diese Arbeit durch ihre Lage auch ein stärkeres Bedürfniß für sie wird, und

daß ihnen dieselbe ganz vorzügliche Hülfsmittel dazu an die Hand giebt; so glauben wir alles gethan zu haben, um diese merkwürdigen Phänomene zu erklären.

Die Umstände, wodurch die Cultur den Insulanern ein unwiderstehliches Bedürfniß wird, sind vorzüglich von zweierlei Art, äußere oder innere. Wenn wir uns irgend eine Insel, auch ohne alle Verbindung mit allen übrigen Ländern der Erde, denken wollen; so wird doch, bloß ihrer innern Veränderungen wegen, Cultur ganz unvermeidlich darauf entstehn müßen. Die ersten Ansiedler schweifen vielleicht umher und nähren sich von Wild, Erdfrüchten und endlich auch von Fischen; allmächlig aber wird die Volksmenge größer, die Nahrungsmittel sind endlich nicht mehr in dem Maaße vorhanden, daß sie diesen stärkern Anwachs eben so reichlich nähren können, als die vormalige geringere Menschenzahl; die Einwohner müssen also entweder neue Nahrungsquellen entdecken, oder die vorigen ergiebiger machen, oder — Hungers sterben. Hunger verdient unter allen Triebwerken, wovon der Mensch in Bewegung gesetzt wird, ganz unbezweifelt den ersten Rang; denn er allein vermag es, die faule Trägheit des Wilden zu erwecken, über den Putz, Luxus, Anmuth und Be-

quemlichkeiten des Lebens noch gar keine Gewalt äußern, weil sie für seine fühllose Seele keinen Reiz haben: dieser unwiderstehliche Lehrmeister wird also die Erfindungskraft des wilden Insulaners zuerst in Bewegung setzen. Es bedarf nur einer geringen Ueberlegung und einiger wenigen Versuche, um ihn zu überzeugen, daß alles, was er zur Befriedigung seiner Begierden unternimmt, ihm weit besser gelingt, wenn der Beistand von seines Gleichen ihn unterstützt, und die Noth wird also die ersten Verbindungen unter solchen Menschen hervorbringen, so wenig sie sich auch bis jetzt um einander bekümmert, oder so sehr sie sich auch bis jetzt gehaßt, oder vor einander gefürchtet haben mögen. Diese Verbindung Mehrerer zum allgemeinen Besten ist der erste schwere Schritt zur Cultur, nun ergiebt sich alles übrige von selbst. Durch diese Verbindung entstehn erst die unentbehrlichen, und hernach, aber ungleich später, die schönen Künste; durch sie entwickeln sich unvermeidlich, wenn auch noch so allmählig, die Begriffe von Eigenthum, Gewalt, Unterordnung, Recht und Pflicht: durch sie werden die dunkeln Gesetze der praktischen Vernunft, so wie die Grade ihrer Anwendbarkeit zunehmen, nach und nach aufgehellt und verdeutlicht: und so entsteht bei diesem Volke Sittlichkeit und gegensei-

tige Liebe, die sich, wenn es glücklich und unter einem sanften Klima lebt, über das ganze Menschengeschlecht erstreckt, so entstand die Cultur auf manchen Südseeinseln und vorzüglich auf dem paradiesischen Taheiti, wovon uns der große Forster eine so rührende Schilderung macht. „Dem Ausländer „gelingt es ohne Mühe, das Herz dieser Insulaner „zu gewinnen, ohne daß sie den kleinsten Vortheil „von seiner Freundschaft zu erwarten hätten; ist er „krank, mismüthig, in Noth oder Gefahr, oder „auch nur ermüdet und einiger Erfrischung bedürf„tig: so wetteifert alles um ihn her, wer ihm hel„fen, ihn erquicken oder pflegen soll. In der That „sind die zärtlichen Empfindungen der Freundschaft „und der innigsten Zuneigung, die bei einer so ge„mengten und ausgearteten Menschengattung wie „die unsrige, nur selten angetroffen werden, den „Herzen jener Insulaner gar nicht fremd! denn oft „ward uns dort das entzückende Schauspiel der „edelsten Liebe, die auf den uneigennützigsten, zärt„lichsten, fast schwärmerischen Gefühlen beruhte. „Wer die sanfte Rührung des väterlichen Herzens „je empfand, wird hier am treffendsten urtheilen „können; und o! wie oft zerfloß das Herz des Eu„ropäers, wenn Kinder und selbst größere Knaben, „ihn mit unschuldiger Freundlichkeit umringten, so

„traulich, so unbefangen, so dankbar, für jedes
„kleine Geschenk sich an ihn schmiegten, durch kleine
„Gefälligkeiten, durch Warnungen sogar gegen ei-
„nige ihrer unredlichen Landsleute, ihre Liebe ohne
„Falsch bezeugten! Ein herrlicher Segen ist dieses
„allgemeine Wohlwollen, welches die Natur so
„liebreich uns schenkte! Nicht mein' ich den leeren
„Schall, den der Empfindsame irgend einem Lieb-
„lingsdichter entlehnt, nicht das romanhafte Sit-
„tensprüchlein, das oft auf den schönsten Lippen nur
„wie ein wesenloser Schatten spukt; — nein! nur
„jene Himmelstochter verdient diesen Namen, die
„im gefühlvollen Herzen thront, und überall im
„reinsten Ausdruck der Liebe und Güte sich ergießt;
„nur sie schaft aus dem ganzen Menschengeschlechte
„eine große allgemeine Familie; zaubert Brüder
„aus den Jünglingen entfernter Himmelsstriche
„zusammen, schenkt den Vätern eines Volks Kinder
„im andern; nur sie ists, die allen Unterschied der
„Stände, das Werk des Ehrgeizes, des übermü-
„thigen Reichthums und der Ueppigkeit, nieder-
„reißt, und dem Wandrer aus dem kalten Norden
„im heißen Erdstrich der andern Halbkugel einen
„Freund in die Arme führt! Traurig ist es für
„uns, daß ein harmloses kleines Völkchen, welches
„in so mancher Rücksicht den aufgeklärten Europäern

„nachstehn muß, dennoch in allem, was Herzens-
„güte und menschenfreundliches Wohlwollen be-
„trift, vor diesen letztern so viel voraus hat, daß
„ich oft genug zu dem Wunsche veranlaßt wurde:
„die Bewohner unsers Welttheils möchten doch jene
„reizende Einfalt und Sanftmuth unserer taheiti-
„schen Freunde zum Muster wählen!"

Dies Anschließen des Menschen an alle Geschöpfe seiner Art wird natürlich nur da am leichtesten Statt finden können, wo sie sich einander durch ihre Bedürfnisse unentbehrlich und durch die Einschränkung des Raums zusammengedrängt werden: in großen ebenen Ländereien steht der Mensch immer um eine große Stufe weiter von der Gesittung entfernt: hier knüpft kein eisernes Bedürfniß das süße Band der Geselligkeit zwischen Menschen und Menschen; hier wählen sie sich ohne Weitläuftigkeiten einen neuen Wohnort, wenn sie nicht mehr Erdfrüchte genug zu ihrer Nahrung oder Weide für ihr Vieh in gehöriger Menge antreffen: hier kann sich Jahrtausende hindurch immer ein Stamm vom andern, eine Familie von der andern trennen, und im Laufe der Zeiten zu einem eignen Volk werden, das keine Verwandschaft mit irgend einem andern Volke der Erde mehr anerkennt: kurz, hier bleibt alles lange Perioden hindurch in einerlei Zustande,

weil die Hand der Nothwendigkeit nicht dem Menschen gebieten kann, seinen Zustand zu verändern, wo er seinen Ort verändern kann.

An und für sich also schon muß auf jeder Insel von einem gemäßigten Umfange — die weder klein genug ist, um dem menschlichen Geist gar keinen Spielraum für seine Kräfte zu gewähren, noch auch so groß, daß sie die Unbequemlichkeiten eines festen Landes hat — weit leichter als in einem Mittellande Cultur entstehn und gedeihn, selbst wenn die Insel ausser aller Verbindung mit andern Ländern, völlig isolirt in der Mitte des Oceans läge. Ist nun aber ihre Lage so, daß sie auch im Verkehr mit mehreren Völkern kommen muß, liegt sie in einem Inselnsunde oder nahe an der Meeresküste, oder ist sie selbst geräumig genug, um mehrern Nationen zum Wohnplatz zu dienen; so ist die Entstehung der Cultur noch unausbleiblicher. Zwischen so nahen Nachbarn muß doch nothwendig einiger Verkehr eintreten, und in diesem liegt ein unvertilgbarer Saame der Cultur, er mag nun freundlich oder feindlich seyn. Besteht er im Handel; so entwickelt er die Begriffe von Eigenthum, Waare, Tausch, Gewinn, Münze, Werth, Ehrlichkeit, Billigkeit u. s. w.: besteht er aber auch nur im Kriege; so ist er selbst dann nicht ganz unnütz für die Cultur. Der

Krieg weckt den Muth, den Ehrgeiz, die Seelenkraft und den Patriotismus der Nationen: der Sieger findet Gelegenheit zu neuem Genuß und zur Erfüllung der Pflichten der Menschlichkeit, deren Stimme aber freilich oft durch das lautere Geschrei barbarischer Rachsucht übertäubt wird: seine Eroberung giebt ihm den Begriff von einer neuen Art von Eigenthumsrecht, und aus den blutigen Scenen dieser Art entwickelt sich nach und nach das Recht der Staaten und Völker.

In so fern bei einem Volke, das in einer Reihe beständiger Kriege lebt, die genaueste Vereinigung statt finden muß, wenn es nicht von seinem Feinde übermannt werden will, entsteht hier nothwendig ein gewisser Gemeingeist, der sich anfangs nur auf einzelne Familien, aber bald auch auf mehrere derselben in Verbindung auf ganze Stämme und Völkerschaften erstreckt und den Grund zu einer weitern Cultur legt. In so fern beim Kriege schlechterdings Verabredung Aller zum Angriff und zur Vertheidigung erfordert wird, die nicht gut anders möglich ist, als wenn sich Alle der Anführung eines Einzigen überlassen, entsteht bei solch einem Völkchen der erste Begriff von einer höhern Gewalt unter ihres Gleichen, von Gehorsam und Rangordnung. Freilich sind sie zu eifersüchtig auf ihre Frei-

heit, um diese Gewalt länger anzuerkennen, als der Krieg jedesmahl währt, allein nach und nach gewöhnen sie sich daran, auch im Frieden auf die Anschläge einzelner, im Kriege zu größerm Ansehen gelangten, Personen etwas mehr Gewicht zu legen, als auf die Stimmen der übrigen Krieger, und fügt es das Schicksal vollends, daß der erste Anführer erobertes Land, Beute oder Gefangene vertheilen kann, und dadurch Gelegenheit hat, mehrere an seine Person durch seine Freigebigkeit zu fesseln; so entsteht schon, wie bei den alten Deutschen nach der Eroberung der römischen Provinzen, eine regelmäßig eingerichtete wenn gleich noch sehr verwirrte Regierungsform. Freilich geht dies alles sehr langsam, und der Saame der Cultur gedeiht ungleich besser und schneller, wenn er im Schweiße des Landbebauers, als wenn er im Blute des Feindes keimen muß; aber die Vorzüge der Insulaner vor den Mittelländern sind doch auch hier sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Drei und vierzigstes Stück.
Den 24ten Oktober 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Von dem Unterschiede zwischen den Bewohnern der Inseln, Halbinseln, Meeresküsten und der Mittelländer.

(Fortsetzung.)

So wie dem Mittelländer derjenige Weg zur Cultur versperrt ist, der sich auf der isolirten Insel bei zunehmender Bevölkerung von selbst bahnt; so wird auch derjenige von ihm nicht so leicht betreten, den gewöhnlich der Bewohner eines von mehreren Seiten bedrängten Wasserlandes zu wandeln pflegt. Friedlicher Verkehr zwischen mehrern Stämmen

findet dort fast gar nicht Statt, weil jeder von ihnen sein Land für sich bewohnt und jeden Fremdling zum voraus schon als Feind ansieht oder doch nie durch Handel oder ein anderes ähnliches Band genau genug an ihn gekettet wird, um mit seinen Waaren auch neue Grundsätze und Sitten einzutauschen. Mit dem kriegerischen Wege zur Cultur hat es eine ähnliche Bewandniß. Mitten im festen Lande sind schon die Veranlassungen zum Kriege weit seltner, weit vermeidlicher. Der Wilde, nicht durch das Band seines Fleißes an den Boden gefesselt, faßt ohne große Ueberwindung den Entschluß, mit seiner Familie, oder allenfalls, wenn er schon Hirte ist, mit seiner Heerde, weiter zu wandern, wenn ihm von andern Stämmen sein Wohnplatz streitig gemacht wird: was sollte ihn auch daran hindern, wenn ihm nach allen Seiten hin ein weites Land offen steht, das seinem ehemaligen Wohnort an Fruchtbarkeit ähnlich ist? Ihm stoßen bei der Ausführung dieses Entschlusses nicht die Schwierigkeiten auf, die der Bewohner der Küsten und Inseln dabei findet, den das Meer beschränkt, und der also, zwischen dem Ocean und dem Feinde eingeschlossen, nur die schwere Wahl zwischen Krieg, Sclaverei oder Tod hat. Gesetzt aber auch, der Mittelländer fange einen Krieg an!

Schwerlich wird er doch länger dauern, bis sich eine von beiden Parteien von ihrer Schwäche, und dadurch von der Nothwendigkeit, Bedingungen anzunehmen oder den Kampfplatz zu räumen, überzeugt findet: der Insulaner hingegen, der nie die Aussicht auf Frieden, sondern nur auf Sieg oder Tod hat, muß im Kriege unendlich hartnäckiger seyn, und eben darum schon ist die Vereinigung mit seinen Brüdern bei ihm fester und inniger, und alle Leidenschaften, die der Krieg erregt, sind bei ihm stärker und ausschweifender.

Auf diesem blutigen Wege scheinen die Neuseeländer der Cultur entgegen zu gehn, deren Seele ganz und gar in kriegerischen Vorstellungen lebt und webt. Vielen unsrer Leser wird es gewiß nicht unangenehm seyn, hier einige Züge aus dem Charakter dieser Barbaren zu finden, die wir aus der Beschreibung der letzten Cookschen Reise entlehnen, aus einem Buche, das wir in jedermanns Händen wünschen, und das schon bloß des vortreflichen Denkmals wegen die Unsterblichkeit verdient, das hier der große Georg Forster dem großen Cook gesetzt hat. „Die Neuseeländer," sagt Cook, „sind von ungemein reizbarer Gemüthsart, folglich außerordentlich leicht zu beleidigen, und eben so schnell ist ihre „Rachgier erregt. Ihre Uneinigkeiten sind so häu-

„ſig, daß wenn die Engländer dem Verlangen aller
„derer hätten willfahren wollen, die ſie baten, an=
„dere zu tödten; ſo hätten ſie die ganze Nation
„ausrotten müſſen, denn alle Stämme baten ſie
„wechſelsweiſe, ihre Nachbaren zu tödten. Alle
„Stämme leben in immerwährender Furcht vor
„einander. Jeder glaubt, er habe eine unverzeih=
„liche Beleidigung von einem andern erlitten, und
„lauert unabläßig auf eine Gelegenheit, ſich zu
„rächen. Vielleicht kommt die Hofnung einer gu=
„ten Mahlzeit dabei in Anſchlag. Oft verſtreichen
„Jahre, ehe ſich eine günſtige Gelegenheit darbie=
„tet; aber ſo lange es auch dauern mag, ſo vergißt
„doch der Sohn nimmer eine dem Vater zugefügte
„Beleidigung, und die Rache, ſo lange ſie auch
„aufgeſchoben wird, bleibt am Ende doch niemals
„aus. Gewöhnlich führen ſie ihre mörderiſchen
„Anſchläge bei Nachtzeit durch einen Ueberfall aus.
„Gelingt es ihnen, welches aber nur ſelten ge=
„ſchieht, weil ſie beſtändig auf ihrer Hut ſind, ſo
„wird alles ohne Unterſchied, Weiber und Kinder
„niedergemacht. Alsdann bleiben ſie entweder
„gleich auf der Stelle und verzehren die Erſchla=
„genen, oder ſie ſchleppen ſo viele, als ſie fortbrin=
„gen können, nach ihrer Wohnung, und freſſen ſie
„dort, wobei Abſcheulichkeiten ausgeübt werden,

„die sich kaum beschreiben lassen. Werden sie vor
„der Ausführung ihres schrecklichen Unternehmens
„entdeckt, so schleichen sie gewöhnlich wieder in der
„Stille davon; oft aber werden sie auch verfolgt
„und von der andern Partei angegriffen. In ih-
„ren Kriegen werden nie Gefangene gemacht, und
„der Ueberwundene darf keine Gnade erwarten.
„Ihnen bleibt nichts übrig, als sich etwa durch die
„Flucht zu retten. Durch diese immerwährenden
„Kriege und ihre verderbliche Art sie zu führen, ha-
„ben sie sich zur ununterbrochnen Wachsamkeit so
„gewöhnt, daß man schwerlich einen Neuseeländer
„weder bei Tage noch bei Nacht überfallen kann.
„In der That haben sie auch zu dieser Wachsamkeit
„die mächtigsten Bewegungsgründe. Ihr zeit-
„liches und ewiges Wohl hängt davon ab; denn
„nach ihrem Glauben wird die Seele eines Men-
„schen, dessen Körper die Feinde verzehrt haben, zu
„einem ewigen Feuer verurtheilt, indessen die See-
„len, deren Körper dem Feinde entwischt sind,
„oder die eines natürlichen Todes sterben, zu den
„Wohnungen der Götter hinaufsteigen. Ihre ei-
„genen Todten zu essen halten sie für abscheulich:
„sie begraben dieselben in die Erde; diejenigen Leich-
„name der Feinde aber, die sie nicht verzehren kön-
„nen, werden in die See geworfen. Sie haben

„keine heiligen Zusammenkünfte oder heilige Oerter,
„doch schon einen eignen Priesterstand, der es auf
„sich hat, die Gebete zu verrichten, von denen sie
„sich einen glücklichen Erfolg bei ihren heimlichen
„Ueberfällen u. s. w. versprechen. — Ihre Waffen
„sind Spieße, Pättu — Pättus und Keulen, zu-
„weilen auch Steine. Die erstern werden aus
„hartem Holze gemacht, sind fünf bis 20 Fuß, ja
„zuweilen sogar dreißig Fuß lang und am Ende ge-
„spitzt. Die kürzern werden als Wurfspieße ge-
„braucht. Das Pättu-Pättu oder Emitti ist von
„länglicht-runder Figur und etwa achtzehn Zoll
„lang, die Handhabe ist von Holz, Stein, oder
„dem Knochen eines Seethiers. Auf dieses Instru-
„ment verlassen sie sich, wie es scheint, im Kriege
„vorzüglich. Die lange Keule ist fünf bis sechs
„Fuß lang, läuft an dem einen Ende, woran sich
„ein geschnitzter Kopf befindet, schmal zu, und ist
„an dem andern breit und platt mit scharfen Ecken."

„Ehe der Angriff geschieht, singen alle, und
„zwar sehr taktmäßig, den Schlachtgesang, der sie
„bald zu dem höchsten Grade der Wuth anfeuert.
„Sie verdrehen und verzerren dabei Augen, Mund
„und Zunge auf eine scheusliche Art, so daß sie eher
„Teufeln als Menschen ähnlich sehn. Dies thun
„sie, um ihren Feinden Schrecken einzujagen, und

„es muß auch beim muthigsten, der an solch einen
„Anblick nicht gewöhnt ist, die verlangte Wirkung
„hervorbringen. Dieser Vorbereitung zum Streit
„entspricht ihr nachheriges unmenschliches Betra-
„gen gegen die verwundeten Feinde. Sie fallen
„über dieselben, noch ehe sie völlig tod sind, mit
„Gierigkeit her, zerschneiden sie in Stücken, rösten
„sie dann auf dem Feuer und verzehren sie mit ei-
„nem grausamen Wohlgefallen. — Sie scheinen
„sehr vom göttlichen Recht der Gewalt überzeugt;
„denn sie erlauben sich jeden Uebermuth, sobald sie
„es ungestraft thun können. Hiernächst sind sie
„sehr zum Stehlen geneigt, und nehmen den Euro-
„päern alles unter den Händen fort, was sie unbe-
„merkt entwenden können. Sie würden auch ge-
„wiß kein Bedenken tragen, im Handel eben so
„unredlich zu verfahren, wenn sie hoffen könnten,
„es immer ungestraft zu thun, denn sie wollten die
„Waaren, die sie zum Verkauf hatten, nie vorher
„untersuchen lassen, und bezeugten die unmäßigste
„Freude, so oft es ihnen gelang, jemand zu über-
„listen. Man weiß hier wenig oder gar nichts
„von Gesetzen, Subordination und Bestrafung
„der Uebertretungen. Wer unter ihnen einiges
„Ansehn hat, scheint es bloß über seine Familie zu
„haben, und wenn sie es einmahl nöthig finden,

„sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu ver„einigen; so werden die Tapfersten und Klügsten „zu Anführern erwählt. Wie sie ihre Privatstrei„tigkeiten schlichten, konnten die Europäer nicht er„fahren, doch konnten sie bemerken, daß es dabei „sehr lärmend und unruhig herging."

Wer wird es läugnen wollen, daß in diesen Zügen viel Barbarei liegt? Es ist aber auch noch nicht Cultur, sondern es sind die ersten schwachen Schritte auf dem Wege zu diesem glänzenden Ziel, von dem auch selbst diejenigen Nationen, die sich mit einer edeln Selbstgenügsamkeit cultivirt zu nennen pflegen, noch immer sehr weit entfernt scheinen. Es sind die ersten Versuche, die ein Kind mit den Kräften seiner Beine macht, was können wir hier weiter erwarten, als eine stete Abwechselung zwischen Straucheln und Fallen? Es ist das erste Erwachen aus einem tiefen Schlafe, wo man kaum richtig empfinden kann, wo sich alles vor der noch träumenden Seele in der höchsten Verwirrung darstellt, und wo man zur ruhigen kalten Ueberlegung und zu vernunftmäßigen Handlungen noch durchaus unfähig ist. So unrichtig der Barbar auch bei diesem ersten Erwachen seiner Seelenkräfte jeden Gegenstand ansieht; so ist er doch schon um ein Ansehnliches besser, als der Wilde, dessen See-

lenkräfte in ewigem Todesschlummer begraben lie=
gen. Die Leidenschaften, die ihn erwecken, betäu=
ben ihn eine Zeit lang; aber er muß sich doch end=
lich von dieser Betäubung erholen, und besser ist es
doch, durch ein gewaltsames Geräusch, das Tage
lang vor dem überspannten Ohre saust, aus einer
Schlafsucht geweckt werden, als in gänzlichem Man=
gel an Bewustseyn hinüberschlummern in die kalten
Gefilde des Todes. Kann man vollends gar nicht
auf eine andere Art dem ewigen Schlafe entrissen
werden, wie dies mit dem Wilden der Fall ist, der
schlechterdings nicht anders als durch das laute Ge=
schrei der Leidenschaften ermuntert und in Thätig=
keit gesetzt werden kann; so verdient solch eine An=
stalt immer unsre ganze Verehrung, sie mag nun
aus den Händen der Natur oder eines Arztes kom=
men. Wirklich zeigt es sich auch bei den Neusee=
ländern, daß diese blutgierigen Leidenschaften des
Kriegs, die ihren Geist aus seinem ursprünglichen
trägen Schlummer erweckten, auch schon manche
Phänomene besserer Art, als Blutdurst und Kriegs=
gräuel veranlaßt haben. Diese Barbaren haben,
um ihre Kriege zu Wasser und zu Lande mit Vor=
theil zu führen, doch schon ihre Geschicklichkeit und
ihre Erfindungskraft aufbieten müssen, um sich die
bestmöglichen Waffen zum Angriff und zur Ver=

theidigung anzuschaffen, und einmahl erweckt, haben sie dieselben auch auf andre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten ausgedehnt. „Sie verfertigen „sich ohne irgend ein metallenes Werkzeug dennoch „alles, was sie zu ihrem Unterhalt, zu ihrer Klei„dung und zu ihren Kriegen brauchen, sehr zierlich, „dauerhaft und zweckmäßig. Das vornehmste „Werkzeug, dessen sie sich dabei bedienen, hat sehr „viel Aehnlichkeit mit unsern Beilen, und wird „nebst einer Art Meissel aus dem grünen Nieren„stein, oder auch aus einem schwarzen, sehr glatten „und dichten Basalt gemacht. Ihre vornehmste „Geschicklichkeit aber beweisen sie in allerlei Schnitz„werk. Sie bringen es selbst bei den geringsten „Geräthschaften an; vorzüglich aber zieren sie da„mit den Vordertheil ihrer Canots auf eine Art, „die zugleich ihre Geschicklichkeit im Erfinden und „ihre Gedult und Beharrlichkeit an den Tag legt. „Die Schnüre, deren sie sich zu Fischangeln bedie„nen, sind eben so fest und gleichförmig gearbeitet „als die unsrigen, auch ihre Netze geben den unsern „nichts nach. Am mühsamsten aber muß die Ver„fertigung ihrer Werkzeuge selbst seyn, denn der „Stein, woraus sie bestehn, ist außerordentlich „hart, und sie haben kein andres Mittel ihn zu „bearbeiten, als daß sie einen Stein auf dem an-

„dern reiben, welches natürlich sehr langsam von
„Statten gehen muß. Statt eines Messers ge-
„brauchen sie ein Stückchen Muschelschaale, Feuer-
„stein oder Nierenstein; und ein Hayfischzahn,
„der auf einem Stückchen Holz befestigt ist, ver-
„tritt die Stelle des Bohrers. Sie haben auch
„kleine Sägen, die sie aus den zackichten Zähnen
„eines gewissen Fisches verfertigen und an der ein-
„wärts gekrümmten Seite eines zierlich geschnitzten
„Holzes befestigen, diese gebrauchen sie aber nach
„ihrer Aussage bloß, um die todten Körper ihrer
„in der Schlacht gebliebenen Feinde damit zu zer-
„legen." Das bewundernswürdigste, was sie mit
so wenigen unbequemen und einfachen Werkzeugen
zu Stande bringen, sind unstreitig ihre Canots.
„Diese sind aus Planken gut zusammengefügt, mit
„starken, elastischen Baumzweigen verbunden, und
„durch ähnliche Zweige sind auf der Aussenseite der
„Fugen und Näthe schmale Stücken Holz befe-
„stigt. Einige dieser Fahrzeuge sind funfzig Fuß
„lang und so breit, daß man ohne Ausleger damit
„segeln kann, den hingegen die kleinern Kähne nicht
„entbehren können. Oft fügen sie auch zwei Kähne
„durch Planken zusammen, und bilden dadurch ein
„Fahrzeug, das man ein Doppelkanot nennen
„könnte. Diese sind von verschiedener Größe und

„können von fünf bis an dreißig Mann tragen. „Das Vordertheil ist gewöhnlich mit köstlichem „Schnitzwerk und einer gemahlten Figur geziert, „die wahrscheinlich ein durch Wuth ganz verzerr„tes Gesicht vorstellen soll."

Alle Künste also, selbst Mahlerei und Bildhauerkunst, so wie die erstaunliche Anstrengung, welche diesen Barbaren der Bau solch eines Canots bei ihren wenigen Kenntnissen und schlechten Werkzeugen kosten muß, und die geringe Spur von Poesie, die sich in ihren Ländern findet, scheinen hier Früchte des Krieges zu seyn, ohne den sie sich, unbekümmert um alles, was ihre Thätigkeit reizen könnte, mit den Mießmuscheln und Schaalthieren begnügen würden, die sie haufenweise am Ufer des Meeres finden. Selbst die Abwechselung, die sie jetzt schon in ihren Nahrungsmitteln haben, verdanken sie wahrscheinlich ihrem Kriegsgeist. Ohne diesen wären sie wohl noch lange zu träge geblieben, um mit Angeln oder Netzen auf den Fischfang auszugehn, oder ein Wasserhuhn, einen Priguri oder Seeraben zu erlegen, wenn sie nicht etwa der allgewaltige Drang des Hungers dazu vermocht hätte.

Man glaube auch nicht etwa, daß diese höhere Geschicklichkeit in einigen Handarbeiten, dieser größere Grad von Fleiß und diese stärkere Anstren-

gung der Erfindungskraft die einzigen guten Folgen sind, die der Kriegsgeist bei dem Neuseeländer hervorbringt. Selbst ihre geselligen Gefühle haben durch diese Leidenschaft gewonnen. „Ungeachtet „des hohen Grades von Barbarei, den sie bei jeder „Veranlassung gegen ihre Feinde beweisen, sieht „man sie den Verlust ihrer Freunde und Verwand„ten mit einem heftigen Schmerz beweinen, der „auf das innigste Gefühl schließen läßt. Sowohl „Männer als Weiber klagen um den Tod ihrer An„gehörigen mit lautem Geschrei und machen sich „zugleich mit scharfen Steinen oder Muscheln tiefe „Wunden in den Wangen oder auf der Stirn, bis „das Blut in Strömen herunter fließt und sich mit „ihren Thränen vermischt. Zum Andenken ihrer „liebsten Freunde pflegen sie auch aus grünen Stei„nen geschnitzte und mit glänzenden Augen von „Perlenmutter gezierte, unförmliche Menschenge„stalten am Halse zu tragen. Ihre geselligen Ge„fühle sind sogar so lebhaft, daß sie nach einer kur„zen Abwesenheit eines Freundes sich vor Freuden „über seine Zurückkunft verwunden und zerflei„schen." Der verdienstvolle Uebersetzer der Cookschen Reisebeschreibung macht zwar hiebei die Anmerkung, daß dies Zerfleischen und Zerfetzen, so wie alles, was in Gewohnheit übergegangen und

Sitte geworden ist, nichts für das Gefühl beweise, und schließt daraus, weil sich dieser Gebrauch auch in Otaheiti und den übrigen Inseln der Südsee befindet, daß er sehr alten Herkommens ist: indessen beweist doch schon das sehr viel für das Gefühl dieser Insulaner, daß ein Gebrauch dieser Art unter ihnen hat allgemein Sitte werden können, und es läßt sich nicht denken, daß eine Gewohnheit, die aus keinen politischen und religiösen Grundsätzen, wie etwa das Verbrennen indianischer Weiber beim Absterben ihres Mannes, sondern bloß aus inniger, wahrer Empfindung entsprungen zu seyn scheint, und die doch so schmerzhaft ist, nach der Verschwindung dieser Gefühle lange fortdauern könne. Auch unter uns bemerken wir, daß unter keinem Stand die engste Vereinigung aller Mitglieder so sehr Statt findet, als unter den Kriegern, die den größten Gefahren in Gemeinschaft ausgesetzt sind, und die so oft Gelegenheit haben, durch heroische Freundschaft einander das Leben zu retten. Auch zeigen es Geschichte und Seelenlehre, beide sehr überzeugend und einstimmig, daß die geselligen Empfindungen um desto heftiger sind, fast möchte ich sagen, eine desto stärkere Mischung von Schwärmerei haben, je kleiner ihre Ausdehnung ist. Uebrigens sind wir aber gar nicht der Meinung, diese

eingeschränkte Theilnehmung, die sich nur auf die wenigen Mitglieder eines Stammes oder gar nur einer einzigen Familie erstreckt, für die eigentliche Bestimmung des Menschen zu halten; gewiß ist sie aber doch schon seiner würdiger, als der kleingeistige Egoismus in der eingeengten Seele des Wilden. Wenn uns Philosophie und Geschichte lehren, daß auch hier, so wie allenthalben in der ganzen Welt, alles nur nach und nach der Vollkommenheit entgegen gehe, und daß die ganze Erweiterung des menschlichen Gefühls durch einen einzigen Sprung eben so wenig möglich sei, als eine plötzliche Vervollkommnung seines Verstandes, daß der Egoismus anfangs nur in Familiengeist, Familiengeist in Liebe Eines Stammes, diese in Patriotismus und Nationalgeist, und so immer weiter in einen größern Kreis ausfließe, bis sie sich in dem ausgebildeten Menschen endlich bis dahin veredelt, daß sie alle vernünftigen Wesen mit einer gleichen Empfindung heißer Bruderliebe umfassen lernt, und allen weitern Unterschied zwischen Wesen vergißt, die insgesamt Bürger in dem großen Reiche der Vernunft sind — wenn wir diesen Gang in der Veredelung der menschlichen Gefühle erst aufgefunden haben; so wird uns die Stammanhänglichkeit der Barbaren, mit so viel Gräueln sie auch verknüpft

seyn mag, immer schon werth seyn. Der kalte, träge Egoismus der Wilden ist in dem Reiche der Menschheit, was die todte Wintererstarrung im Reiche der leblosen Natur ist — ewige unfruchtbare Ruhe ohne Hofnung, ohne Aussicht. Die Liebe des Barbaren für die Brüder seines Stammes gleicht den ersten Knospen beim Anbruch des Frühlings: jetzt bemerkt man doch schon Leben und Regsamkeit, und jede Kraft in der Natur entwickelt sich so gut, als es der Drang der Umstände erlaubt, wenn sie nur einmal den ersten Stoß bekommen hat. Freilich fehlt nun immer noch viel daran, daß diese Knospen Blüthen und Früchte tragen: Raupen entblättern den treibenden Baum, und Orcane, die niemals im Frühlinge ausbleiben, berauben ihn seiner Blüthen. Wer wird aber den Winter dem Frühlinge vorziehn, weil es im Frühlinge Raupen und Orcane giebt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Vier und vierzigstes Stück.
Den 31ten Oktober 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Von dem Unterschiede zwischen den Bewohnern der Inseln, Halbinseln, Meeresküsten und der Mittelländer.

(Fortsetzung.)

Durch die Untersuchungen in den nächstvorhergehenden Blättern glauben wir nun sattsam erwiesen zu haben, daß Cultur unter übrigens gleichen Umständen bei weitem nicht so leicht in einem Mittellande entstehen könne, als an glücklichen Meeresküsten, und auf den Inseln: sie mögen nun entweder isolirt liegen, oder im Zusammenhange mehre-

rer Nationen ihre Kräfte üben müßen; sie mögen in letzterm Fall durch friedlichen Verkehr oder mit den Waffen in der Hand, oder endlich, welches der gewöhnlichste und vielleicht der vortheilhafteste Fall ist, auf beiden Wegen zugleich, der Cultur und der menschlichen Bestimmung entgegen eilen. In jedem Fall ist Cultur für sie ein Bedürfniß, das sie nicht auf immer unbefriedigt lassen dürfen, weil alle Umstände sie stark zur innern Vereinigung drängen. Dieses allein, verbunden mit dem Satz, den wir schon oben erwiesen haben, daß es ihnen auch gewöhnlich an Kräften nicht mangelt, um sich auf die Leiter der Cultur emporzuschwingen, giebt uns schon viel Licht über die Erscheinung, die wir fast ohne Ausnahme allenthalben bestätigt fanden, daß die Meerländer es jedem Mittellande in Ansehung der Bildung zuvorthun; aber dies sind die Vortheile noch nicht alle, womit die Natur die Bewohner dieser ihrer Lieblingssitze beschenkt hat. Selbst wenn ihre Kräfte sich gar nicht über das Gewöhnliche erhöben, und wenn sie auch keinen besondern unabweislichen Drang zur Cultur hätten, würden sie dennoch, freilich nicht in dem auffallend hohen Grade als jetzt, aber doch immer um ein merkliches, vor den Bewohnern des Mittellandes an Kunstfleiß, an politischer, sittlicher und öko-

nomische Vollkommenheit hervorragen; denn ihnen sind die Veranlassungen dazu weit freigebiger zu Theil geworden, als jenen. Die Natur, die nimmer ihren Zweck verfehlen will, und die nun einmahl die Meerländer zu Quellen und Lieblingstempeln der Cultur bestimmt zu haben scheint, hat deswegen eine Menge von Mitteln hier vereinigt, wovon oft ein einzelnes schon hinreicht, die aber in Verbindung doch immer unausbleiblich gewisser und stärker wirken. Selbst wenn die Pflanze der Cultur nirgends von selbst zum Vorschein kommen könnte, wenn sie ein heiliges Feuer seyn sollte, das nur einmal durch den Strahl des Himmels entzündet ward, das nirgends zum zweitenmahl entsteht, sondern nur durch Anzünden bei der ersten Urflamme verbreitet werden kann; so haben wir doch Hofnung, von diesem göttlichen Geschenk auf Inseln und Küstenländern das meiste anzutreffen: denn hier sind die Berührungspunkte häufiger, wo Menschen auf Menschen treffen, wo sich die beglückenden Erfindungen mehrerer Zeitalter und entlegener Länder am leichtsten vereinigen; und hier entstehen dann leicht aus diesen von der Ferne herbeigebrachten Schätzen neue schöne Zusammensetzungen. Wenn eine cultivirte Nation entweder Colonisten oder Handelsleute ausschickt, oder wenn

einige aus ihrer Mitte durch einen Sturm oder sonst einen Unglücksfall, der für einen andern Theil der Welt eine Wohlthat werden soll, in unbekannte Gegenden geschleudert werden; so werden es allemahl Inseln oder Küstenländer seyn, wohin diese Colonisten, Kaufleute oder Abentheurer den Saamen der Cultur verpflanzen, den sie aus ihrer Heimath mit sich nahmen. In den meisten einst cultivirten Weltgegenden, in Italien zum Beispiel, so wie in Indien und noch weit mehr in Griechenland, scheint sich das Land dem wohlthätigen Schiffe gleichsam entgegenzustrecken, das ihm Künste, Gesetze und regelmäßige Verfassung mitbringen soll, und die Gegend von Athen, die sich von allen Gegenden Griechenlands am meisten hervorstreckt, erhielt deswegen auch am frühsten Cultur und Bildung von Aegypten aus. Die Geschichte bestätigt dies Räsonnement mit mancherlei Beispielen: sie lehrt uns, daß die Gegenden, deren Bewohner einst vor allen andern Nationen eine glänzende Rolle spielten, ihre Cultur gewöhnlich von Fremden zugeführt erhalten hatten, und selbst, wo sie darüber keine deutlichere und bestimmte Nachrichten liefert, ist ihr diese Thatsache doch immer wichtig genug gewesen, um heilige Sagen, Mythen und Fabeln zu veranlassen, die wir zum Theil wohl jetzt

nicht einmahl mehr verstehen mögen. Sie lehrt uns auch von der andern Seite, daß selbst Inselbewohner, die aber von allen übrigen Theilen der Erde durch gränzenlose Meere getrennt waren, nicht den Grad von Cultur erreicht hatten, den man auch ohne auswärtge Verbindungen allenfalls bei ihnen vermuthen könnte. So fand man bei der Entdeckung der marianischen Inseln die Bewohner derselben so weit von der geringsten Spur aller Civilisation entfernt, daß sie selbst den Gebrauch des Feuers nicht kannten, sondern es für ein Thier hielten, das sich sehr schnell fortbewegte und welches das Holz und die übrigen Brennmaterialien, die sie dadurch verzehrt sahen, als seine Nahrungsmittel auffräße: sie trugen deswegen auch kein Bedenken, dies für ein Thier gehaltene Wesen anzufassen, und hielten den Schmerz, den sie sich durch diese Berührung zuzogen, für einen Biß, womit es sie verwundet hätte. Dies erbärmliche Räsonnement giebt uns einen sehr anschaulichen Beweis davon, wie wenig die Vernunft des isolirten Menschen vermöge, wie nothwendig es sei, dieser edelsten Ausstattung des Menschen durch wechselseitigen Umgang ihren eigentlichen Werth zu geben, und wie vortheilhaft also eine Lage für den Menschen seyn müße, wo die Gelegenheit zu ihrer Uebung

mit Menschen von allerlei Art so vorzüglich häufig sind, wie auf den meisten Inseln und Meeresküsten.

Gesetzt aber auch, daß eine Insel oder ein Küstenland den Zuspruch fremder gesitteter Nationen entbehren müßte, so wird solch ein Land doch endlich gezwungen werden, einige seiner Bewohner nach andern Erdgegenden zu versenden. In einem längern oder kürzern Zeitraum wird es zu der Stufe von Cultur gelangen, daß es sich sehnen muß, entweder einen Theil seiner überflüßigen Bewohner anderswohin zu versetzen, oder seinen Ueberfluß gegen seine Bedürfnisse an entlegene Nationen zu vertauschen, und die Schiffarth, die allemahl durch Zufall, Noth oder menschlichen Erfindungsgeist an der Nachbarschaft des Meeres entsteht, bietet zu beiden Zwecken ein sehr dienliches Mittel dar. So wie sie selbst bei den Fortschritten der Cultur vervollkommnet ist, so giebt sie nun allen Vortheil, den sie von ihr gezogen hat, mit reichlichem Wucher zurück, indem sie durch das Band, das sie zwischen entfernten Völkern knüpft, die Nationen mit den wichtigsten Kenntnissen von fremden Naturprodukten und von den Erfindungen des menschlichen Geistes in jeder Lage und unter jedem Himmelsstrich bereichert.

Unermeßlich ist der Zuwachs, den die Cultur eines Landes durch die Bekanntschaft mit andern Ländern und vorzüglich durch den Handelsverkehr mit ihnen erhält. Späterhin werden wir Gelegenheit haben, diesen Satz weitläuftiger aus einander zu setzen, den uns aber ohnehin wohl schon jeder unserer Leser zugeben wird. Daß aber der Handel, dessen Einfluß wir hier nicht weitläuftig zergliedern, sondern nur voraussetzen können, von der Lage eines Landes abhängig sey, das gehört in diesen Abschnitt, und das denken wir aus einigen Beispielen sehr deutlich zu zeigen. Niemals hat der Handel mitten im festen Lande zu dem Flor gelangen können, den er an glücklichgelegenen Meeresküsten erreicht hat, und wie wäre das auch möglich gewesen? Der Handel ist seiner Natur nach ein Vertrag zwischen verschiedenen Menschen zur Befriedigung ihrer gegenseitigen Bedürfnisse mit beiderseitigem Vortheil: je wichtiger er also seyn soll, um desto größer muß der Abstand zwischen den handelnden Parteien seyn, damit sich ihre Bedürfnisse nicht zu ähnlich sind und der Ueberfluß der einen gerade dem Mangel der andern abhelfen könne, und dazu gehört vorzüglich, daß beide Parteien weit von einander entfernt liegen. Wie würde aber dieser Verkehr für den Verkäufer noch vortheilhaft

seyn können, da dieser doch wegen der Kosten, Beschwerlichkeiten und Gefahren des Weges vom Käufer Entschädigung fordern muß, wenn er seine Waaren auf dem mühseeligen, langsamen und kostspieligen Wege zu Lande, in weite Entfernungen verfahren müßte? Die Reise zu Wasser hat weniger Hindernisse, der Weg ist offen, die Gefahren für den geschickten Seefahrer unbeträchtlich, die Kosten sind weniger groß und der Zeitverlust, der beim Kaufmann gar hoch in Anschlag gebracht werden muß, um ein ansehnliches geringer. Gründe genug, warum der Handel zu Wasser weit stärker getrieben wird, als zu Lande, warum es alle Seenationen ihren Nachbarn auf dem festen Lande darinn zuvorthun, und warum jedes Land, jeder einzelne Ort, wo der Handel blüht, durch seine Lage schon immer dazu vorherbestimmt scheint, wie wir leicht sehen können, wenn wir nur einige flüchtige Blicke auf die Geschichte des Handels werfen.

Corinth, z. B., das wegen seiner blühenden Künste, wegen des Luxus und wegen der Wohlhabenheit seiner Einwohner im Alterthum so berühmt war, das durch seinen Reichthum vor allen andern Städten Griechenlands den gierigen Blick des alles zerstörenden raubsüchtigen römischen Adlers auf sich zog, und das mit dem reichen Carthago zugleich

von seinen furchtbaren Klauen zerrissen wurde, Corinth hatte diese glänzenden Vorzüge, die Quelle seines Ruhms und seines Untergangs bloß durch den Handel erworben. Wo gab es aber auch in den damaligen Umständen, als Griechenland eine Welt und seine Städte Nationen vorstellten, einen Ort, der wichtiger und für den Handel bequemer gelegen seyn könnte? Als der Schlüssel zum Peloponesus im Süden und zum ganzen übrigen Griechenland in Norden, lag es in der Mitte zwischen zwei Meeren, und hatte gegen Osten und Westen zwei berühmte Haven, wo in einem die Waaren aus Asien, und im andern die Waaren aus Italien zusammenflossen; denn da man wegen der einander entgegenstoßenden Winde, und wegen der Gefahr, Schiffbruch zu leiden, nicht wohl um das maleische Vorgebirge segeln konnte, so ging man lieber nach Corinth, wo man nicht nur die Kaufmannsgüter, sondern sogar die Schiffe selbst zu Lande aus einem Meer ins andre hinüber schaffen konnte. Hätte wohl Corinth ohne diese vortheilhafte Lage, deren Vorzüge für den Handel so augenscheinlich sind, jemals das berühmte, das kunstvolle, das reiche und üppige Corinth werden können, bei dessen Zerstörung die Römer den Saamen zu ihrem Luxus, zu ihrem, allen Gemeingeist untergrabenden, Privat-

interesse, zu ihren bürgerlichen Kriegen und zur Zertrümmerung ihres Reichs mit sich nahmen?

Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit Alexandrien. Alexander, dieser große Geist, der nicht bloß ein ruhmsüchtiger Eroberer war, sondern Ruhmbegierde mit Weisheit, Eroberungssucht mit vielumfassenden Aussichten für das Glück aller seiner Länder verband, lernte durch den heftigen Widerstand der Republik Tyrus, die so lange den Lauf seiner Siege hemmte, die wichtigen Vorzüge und Erhaltungsmittel einer Seemacht kennen, und bekam einen Begrif von dem unermeßlichen Reichthum, den die Handlung verschaft. So bald er diesen Staat zerstört und Egypten unterjocht hatte, entwarf er den Plan, das Reich, das er stiften wollte, sowohl zum Mittelpunkt der Handlung, als zum Sitz der Herrschaft über die Welt zu machen. In dieser Absicht gründete er jene große Hauptstadt, die er mit seinem eignen Nahmen beehrte, in der Nähe von einer der Mündungen des Nils: damit sie, vermittelst des mittelländischen Meeres und des nahen arabischen Meerbusens sich sowohl der Handlung nach Ostindien, als auch des Handels gegen Westen bemächtigen könnte. Diese Lage war so weislich erwählt, daß Alexandrien bald die wichtigste Handelstadt der ganzen Welt würde.

Nicht nur so lange das griechische Reich in Aegypten und in Osten dauerte, sondern auch während aller nachmaligen Revolutionen in diesen Ländern, von den Zeiten der Ptolemäer an, bis auf die Entdeckung des Wegs um das Vorgebürge der guten Hofnung,, nahm die Handlung, insonderheit die ostindische, beständig den Gang, den ihr Alexanders weitblickende Scharfsichtigkeit vorgeschrieben hatte. Unter den griechischen Königen Aegyptens war die indische Handlung in Alexandrien besonders blühend, und eine Hauptquelle des Reichthums, wodurch sich dieses Reich hervorthat: Aegypten wurde dadurch der Mittelpunkt der ganzen damaligen Welt. Als römische Provinz behielt es ebenfalls einen ansehnlichen Handel; allein als die Barbaren den westlichen Theil des römischen Reichs überschwemmten, als sie alle Bande auflöseten, wodurch die römische Macht das Menschengeschlecht unter einander verbunden hatte, als sie das ganze römische Reich in kleine, von einander unabhängige, an Sprachen und Gebräuchen verschiedene, uneinige und feindseelige Staaten zertheilten, als bei dem Verfall der Wissenschaften die Kenntniß ferner Weltgegenden verloren ging, und ihre Lage, ihre Natürgüter und beinahe sogar ihre Namen unbekannt waren, da hatte freilich auch

der Handel von Alexandrien entfliehen müssen und seinen Zufluchtsort in dem ruhigeren östlichen Theil des römischen Reichs, vorzüglich in Constantinopel, gefunden. Kaum aber war der erste heftige Sturm dieser großen Revolution vorüber, kaum erholten sich in Italien Wissenschaften, Künste und Gewerbe ein wenig aus ihrer ersten völligen Betäubung, so verließ man auch bald den Weg nach Constantinopel und nach der syrischen Küste, wo man beim ersten Wiederaufblühen des italienischen Handels die Waaren Ostindiens herholte, weil dieser Weg wegen der dabei nothwendigen weiten Landreise über die Wüste von Palmyra, und wegen der Gefahren, welchen die Caravanen unterwegs ausgesetzt waren, sehr langsam und oft mißlich war: und als die ägyptischen Sultane die indische Handlung in ihrem alten Canal durch den arabischen Meerbusen endlich wieder erneuert hatten; so kamen die italienischen Kaufleute, ungeachtet der damaligen heftigen Antipathie der Christen und Muhamedaner gegen einander, bald nach Alexandrien, schmiegten sich aus Gewinnsucht unter die Frechheit und unter die Erpressungen der Muhamedaner, und legten in diesem Hafen einen vortheilhaften Handel an. Die Lage von Alexandrien war es also allein, die diese Stadt und durch sie das ganze ägyptische Reich, so viele Jahrhunderte hindurch, bereicherte.

Die Italiener, die in den mittlern Jahrhunderten den meisten Handel unter allen europäischen Staaten trieben, wurden bei diesem Gewerbe nicht weniger durch ihre Lage unterstützt. Als die rohen Völker, die sich in den westlichen Provinzen des römischen Reichs niedergelassen hatten, allmählig einigen Begriff von einer ordentlichen Regierung erlangten und einigen Geschmack an den Geschäften und Bequemlichkeiten einer gesitteten und bürgerlichen Lebensart fanden; so nährten sich die nordischen Völker, die sich zu Herren von Italien gemacht hatten, schneller als die in den übrigen Ländern von Europa eingefallenen Barbaren, einem cultivirten Zustande. Die wichtigern italienischen Städte erhielten durch den Zusammenfluß von mancherlei günstigen Umständen Freiheit und Unabhängigkeit wieder; allein die wieder auflebende Thatkraft des menschlichen Geistes in dieser Weltgegend würde unmöglich so schnelle und glückliche Fortschritte gemacht haben, wenn nicht die Lage dieses Landes dem erwachenden Geiste in der Schiffarth und Handlung einen reizenden Gegenstand für seine Thätigkeit angeboten hätte. Italien, in der Mitte des mittelländischen Meeres gelegen, wurde durch diese Lage zu den reichsten Küsten der drei damals bekannten Welttheilen eingeladen, und wenn

seine Bewohner anfänglich freilich nur den Markt zu Constantinopel, den einzigen damaligen Sitz der Handlung besuchten; so entdeckte sich doch ihr Fleiß bald auch andere Wege zu großem Gewinn, und ihre Klugheit benutzte allmählig alle Vortheile, die ihnen durch ihre glückliche Lage dargeboten wurden. Der Handelsgeist Italiens blieb nicht lange bei seiner ersten Furchtsamkeit, sondern ward unternehmender. Venedig, Genua und Pisa wuchsen aus unerheblichen kleinen Städten zu stark bevölkerten, reichen Hauptstädten empor. Ihre Seemacht nahm zu; ihre Schiffe besuchten alle Häfen am mittelländischen Meere; bisweilen wagten sie sich sogar durch die Straße von Gibraltar hinaus; besuchten die spanischen, französischen, niederländischen, und englischen Seestädte; verführten ihre Waaren durch ganz Europa, und fingen an, den verschiedenen Nationen dieses Welttheils sowohl einige Kenntniß von den kostbaren Produkten des Osten, als einige Begriffe von Künsten, Manufacturen und Handwerken, die ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geblieben waren, mitzutheilen. Eine der wichtigsten und sonderbarsten Begebenheiten in der Geschichte erhöhte die Vortheile, in deren Besitz sich damals die Italiener befanden. Der romantische und heroische Geist, der in allen Weltge-

genden der Begleiter des menschlichen Geschlechts zu seyn scheint, wenn er die ersten Schritte aus dem Chaos der Barbarei zu einem bessern und regelmäßigen Zustande wagt, verband sich in Europa mit religiöser Schwärmerei. Barbaren, die alle ihre Länder nur durch das Recht des Stärkern erworben hatten, hielten andere Barbaren, die nach eben diesen Grundsätzen gehandelt hatten, für unrechtmäßige Besitzer eines Landes, worinn vor vielen Jahrhunderten ein Weiser gelebt hatte, für dessen Anhänger sie sich ausgaben, ohne seine Lehrsätze zu verstehn, die durch listige Betrüger und einfältige Schwärmer zu einem bunten Gemisch von Unsinn, Widersprüchen und Ungereimtheiten geworden waren. Europa schien sich von seiner Grundfeste loszureißen, um sich auf Asien zu stürzen: die Europäer scheinen alle ein Gelübde gethan zu haben, daß sie ihren Wohnsitz entvölkert zurücklassen und sich alle im gelobten Lande einem fruchtlosen Tode zur Beute liefern wollten. Hunderttausende eilten Hunderttausenden nach, um bei der Eroberung des sogenannten heiligen Grabes ihr eigenes zu finden:— indessen half diese heilige Wuth, so tiefe Wunden sie auch unserm Welttheil geschlagen hat, doch dem Handel Italiens auf. Die Genueser, Pisaner und Venetianer gaben die

Transportschiffe zur Ueberfahrt der zahllosen Heere, die der Fanatismus, als seine Schlachtopfer, aus allen europäischen Ländern nach Asien hinübertrieb. Sie versahn sie mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Außer den unermeßlichen Summen, die sie dafür erhielten, erlangten sie auch sehr wichtige Handelsfreiheiten und Factorein in den Colonien, welche die Kreuzzüge in Palästina und in andern Ländern Asiens veranlaßten. Aus diesen Quellen schöpften die italienischen Städte erstaunliche Reichthümer. Nach dem Verhältnisse derselben wuchs auch ihre Macht; und gegen das Ende des heiligen Krieges war insbesondere Venedig zu einer großen Seemacht erwachsen, die eine weitläuftige Handlung trieb und ein beträchtliches Gebiet besaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Fünf und vierzigstes Stück.

Den 7ten November 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Von dem Unterschiede zwischen den Bewohnern der Inseln, Halbinseln, Meeresküsten und der Mittelländer.

(Fortsetzung.)

Wenn durch die Lage Italiens und durch vortheilhafte Zeitumstände der blühende Handel dieses Landes und vorzüglich seiner einzelnen reichen und freien Städte begünstigt war; so war die Schiffahrt doch beim Anfange des funfzehnten Jahrhunderts noch nicht weit über den Grad der Vollkommenheit hinaus, den sie schon vor dem Umsturz des

römischen Reichs erreicht hatte. Jetzt nahte sich der glückliche Zeitpunkt, wo die Menschen jene Schranken, in welche sie so lange eingeschlossen gewesen waren, überschreiten, und sich ein weitläuftigeres Feld zum Schauplatz ihrer Talente, ihrer Unternehmungen und ihres Muths eröfnen sollten. Durch die Kreuzzüge, durch die Entdeckungen einiger reisenden Abentheurer zu Lande, durch Auffindung der canarischen Inseln, und vorzüglich durch die wichtige Erfindung des Seecompasses von Flavio Gioia, einem Italiener, hatte die Schiffahrt des vierzehnten Jahrhunderts grösseren Muth und unbegränzte Aussichten erhalten; indessen fehlte es ihr noch an irgend einer starken Aufmunterung, um den Gipfel zu erreichen, den sie in den folgenden Jahrhunderten erstiegen hat. Dieser erste Stoß zu beträchtlichen Bemühungen in dieser Art kam nicht von irgend einem der mächtigern europäischen Staaten, oder von einem unter denen, die sich bis jetzt mit dem größten Eifer und Glück auf die Schiffahrt gelegt hatten. Die Ehre, diese neue glänzende Laufbahn zu eröfnen, war Portugal, einem der kleinsten und unbeträchtlichsten unter den europäischen Königreichen, aufbehalten. Durch die Versuche der Portugiesen wurde nicht nur die Schiffahrtskunst erweitert und verbessert, sondern auch

die Wißbegierde und der Entdeckungsgeist erregt, die zur Entdeckung der neuen Welt führten: in der Schule ihrer Seeunternehmungen wurde der Entdecker von Amerika erzogen: unter ihnen fand er Lehrer und Wegweiser, die ihm den Gedanken seines großen Entwurfs eingaben, und Hülfsmittel, die ihm die Ausführung desselben erleichterten, und durch sie wurde endlich der Weg nach Ostindien entdeckt, eine Entdeckung, die von allen übrigen der Entdeckung von Amerika durch die Wichtigkeit ihrer Folgen am nächsten kommt, und die in Ansehung der zu überwindenden Schwierigkeiten sie noch übertrift.

Wie kamen aber die Portugiesen dazu, ihrer Thätigkeit diese neue Richtung zu geben, und Unternehmungen zu wagen, die, dem Ansehn nach, für die natürlichen Kräfte ihrer Monarchie zu schwer waren? — Portugal befand sich damals gerade voll Thatkraft, und das war die Folge seines damaligen Zustandes. Seine Könige hatten die Mauren aus ihren Staaten vertrieben, und sich durch ihre Siege über dies Volk nicht nur Ruhm, sondern auch Macht erworben. Durch diese Siege hatten sie zugleich die königliche Gewalt über die engen Gränzen, worin sie ursprünglich sowohl in Portugal als in andern Lehnreichen eingeschränkt

war, ausgedehnt. Die Macht der Nation stand ihnen nun zu Gebot; sie konnten dieselbe anstrengen, mit vereinigtem Eifer zu wirken; und nach der Vertreibung der Mauren konnten sie dieselbe gebrauchen, ohne einiges Hinderniß von irgend einem innerlichen Feinde besorgen zu dürfen. Durch die beständigen Kriege, die sie verschiedene Jahrhunderte hindurch mit den Muhamedanern geführt hatten, war der kriegerische und unternehmende Geist, der die europäischen Nationen während der mittlern Zeiten auszeichnete, unter den Portugiesen noch höher als in andern Reichen gestiegen. Ein blutiger Bürgerkrieg, den eine streitige Thronfolge gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts veranlaßt hatte, vermehrte den Kriegseifer der Nation, und bildete Männer von thätigerm, kühnerm Genie, die zu schweren und großen Unternehmungen taugten. Die große Kraft also, welche die Portugiesen auf den großen Endzweck neuer Entdeckungen wandten, war durch äußere Umstände, durch ihre Verfassung und durch ihre letzten Schicksale hervorgebracht; daß sich aber diese Kraft gerade auf diesen Gegenstand und auf keinen andern wandte, dazu wurden sie durch die Lage ihres Reichs gedrungen. Von der Landseite gränzten sie allenthalben an die Staaten eines

mächtigen Nachbars, zu Lande blieb also für ihre Thätigkeit kein Raum, weil die Stärke ihrer Monarchie der castilianischen nicht gewachsen war. Allein Portugal war ein Seestaat, der viele bequeme Häfen hatte; das Volk hatte in der Kenntniß und Ausübung der Schiffahrtskunst schon einige Fortschritte gemacht; die See war ihnen offen, und zeigte ihnen das einzige Feld, wo sie sich durch ihre Unternehmungen hervorthun konnten. Ohne diesen Vortheil der Lage am Meere würden die Portugiesen, mit dem Grade von Regsamkeit, von Kriegsgeist, von Ruhmbegierde und Thatendurst, woron sie damals entflammt waren, ungeachtet der augenscheinlichen Ueberlegenheit der Castilianer, einen Krieg mit ihnen angefangen, und zu ihrem Verderben, oder doch ohne Nutzen, die Kräfte verschwendet haben, durch deren unermüdete und glückliche Anstrengung sie jetzt alle Schranken durchbrechen konnten, in welche Unwissenheit und Furchtsamkeit die Unternehmungen des Menschengeschlechts bis dahin eingeschränkt hatten. Die Lage von Portugal also, die es seinen damals kraftvollen und muthigen Bewohnern erlaubte, eine Kraft, die von allen Seiten zu Lande eingeengt war, auf die Untersuchung des Oceans und auf die Entdeckung fremder Welttheile zu wenden, war die

glückliche Veranlassung zu jener großen Revolution, die durch die Entdeckung der neuen Welt und des neuen Wegs nach Ostindien alle vier Welttheile in Gemeinschaft brachte, ihnen allen eine ganz andere Gestalt gab, und die in den Jahrbüchern der Menschheit die vornehmste Stelle verdient.

Aus allen diesen Beispielen läßt sich wenigstens so viel folgern: Inseln, Halbinseln und Küstenländer können solch eine Lage haben, daß bei ihnen, wenn nur irgend ein günstiger Umstand hinzukommt, der ihre Bewohner von dieser Lage Vortheile zu ziehen antreibt, der Handel mit dem ihn begleitenden Fleiß und den durch ihn emporgebrachten Künsten eine Reihe von Jahrhunderten hindurch blühen kann; oder sie können auch durch äußere und innere Veranlassungen gedrungen werden, ihre ganze Thätigkeit, wenn sie von der Landseite eingeengt wird, bloß auf den Ocean zu richten: wenigstens sind sie die einzigen Gegenden, wo ein ausgebreiteter Handel empor kommen kann, der nie im Mittellande statt findet; und endlich haben sie, wenn sie nicht so weit, als die Ladroneninseln, von jedem festen Lande entlegen sind, die stärksten Hofnungen, durch den Besuch fremder cultivirter Nationen auf den Weg der Cultur geleitet zu werden. Dieser letzte Vortheil ist nicht so gering, als

er vielleicht auf den ersten Anblick scheint; denn nur wenige Völker des Erdbodens, vielleicht zwei, oder wohl gar nur eine einzige Nation können sich rühmen, daß sie ihre Cultur ganz aus sich selbst geschöpft, und ohne Beihülfe fremder Cultur den Gipfel erstiegen hätten, worauf sie uns die Geschichte in ihrer Blüthe zeigt. Betriebsamkeit und Aufklärung sind gleichsam wie ein Erbtheil von einer Nation zur andern übertragen worden. So kannte und adoptirte man in Griechenland die Wissenschaften, die Künste, Verordnungen, Grundsätze, Manufacturen der alten Egypter und der orientalischen Völker. Die Römer erhielten ihre Aufklärung und Ausbildung von den Griechen, und wir lernen von diesen unsern alten Vorfahren und finden noch jetzt ihre lange vernachläßigten, einst unter dem Schutte der Barbarei begrabenen Künste in manchen Stücken nachahmenswerth. Aus Chaldäa und Epypten scheinen die beiden merkwürdigsten Systeme von Kenntnissen hervorgeströmt zu seyn; jenes über Indien, Sina, und die äußersten Enden des östlichen Asiens, dieses über alle Abendländer und über Norden: wenn nicht vielleicht auch noch eins dieser beiden Systeme nur ein sehr veränderter Ausfluß des andern ist, oder wenn sie nicht beide aus einer gemeinschaftlichen Urquelle herströmen,

die wir noch gar nicht einmal mit Gewißheit entdecken können, und wozu uns aller Zugang versagt ist, da sie vor Jahrtausenden versiegt seyn muß, sie mag nun etwa in dem romantischen Atlantis durchs Meer versenkt, oder durch die tartarischen Horden des nördlichen Asiens verschüttet seyn.

So groß aber alle diese Vortheile der Meerländer auch seyn mögen; so wenig dürften wir doch die seegenvollen Früchte von ihnen erwarten, die dadurch auf dem Erdkreise hervorgebracht sind, wenn der, alles Gute bis auf den Keim zerstörende, Despotismus in ihnen leichter, oder nur eben so leicht, als im Mittellande, seinen eisernen Thron aufführen könnte; allein die Natur, die nicht zugeben konnte, daß dies Ungeheuer allenthalben ihre wohlthätigen Absichten zu Schanden machen sollte, mußte auf den Plätzen, wo sie alles vereinigt zu haben scheint, um das Menschengeschlecht seiner Bestimmung enegegen zu führen, nothwendig eine Feste für die Freiheit erbauen, in deren fruchtbarem Schooß allein die Cultur keimen und wurzeln kann. Mit innigem Entzücken wird der Menschenfreund in den Inseln und Küstenländern eine Freistadt gegen die Unterdrückung gewahr; aber mit dem tiefsten Bedauern sieht er zugleich, daß sie auch da, wo die Natur alles zu ihrer Befestigung angewandt zu

haben schien, doch nicht unüberwindlich geworden ist: er sieht mit dem gerechtesten Schmerz das ehemalige Griechenland von den Klauen des Despotismus verwüstet. Dies ist eine traurige Warnung für jede freiheitliebende Nation, sich bei der Bewahrung dieses ihres höchsten Kleinods niemals auf die Natur, so günstig sie ihr auch in dieser Art gewesen seyn mag, ganz allein zu verlassen; sondern stets den Fleiß, die Begierde nach Kenntnissen und Vervollkommnung, und vorzüglich die Reinheit und Unverdorbenheit der Sitten zu erhalten, ohne welche überhaupt schon keine wahre Freiheit statt findet und welche die sicherste Schutzwehr gegen alle Unterdrückung ist; da sie allein den Muth giebt, den versteckten Angriffen eine unbestechliche Genügsamkeit und den offenbaren eine unüberwindliche Tapferkeit entgegenzusetzen. Allenthalben will die Natur den Menschen glücklich wissen, aber nirgends hat sie es unterlassen, unter den Mitteln zu seinem Glück auch seinen eignen Fleiß mit in Rechnung zu bringen. Ists nicht genug, wenn sie ihm in ihren Lieblingsgegenden seine Bemühung um die ersten Bedingnisse der Glückseligkeit, unter welchen die Freiheit die Oberstelle verdient, so sehr zu erleichtern sucht, daß er Kräfte genug übrig behält, um mit erwünschtem Erfolge nach

dem Ziele selbst ringen zu können? Erleichtert aber hat sie allen Insulanern, im Vergleich mit den Mittelländern, die Erhaltung ihrer innern und äußern Freiheit. Gewöhnlich haben die Inseln keinen gar zu großen Umfang; ein Theil kann nicht leicht den andern unterdrücken. Das Meer scheidet sie von großen, eroberungssüchtigen Reichen, und die Tyrannei, vom Meere zurückgehalten, kann keinen Eingang finden. Bei allgemeinen Eroberungen großer Reiche werden gewöhnlich die dazu gehörigen Inseln nicht mit eingeschlossen, und können also mit geringerer Mühe den Besitz ihrer Gesetze und ihrer Verfassung behaupten. Ist nicht der Staat in Europa, dessen Verfassung, wenn gleich durch Sittenverderbniß und Bestechlichkeit verdorben und untergraben, doch an und für sich das Muster einer guten Staatsverfassung uns liefert, ist **England** nicht eine Insel? Die alte Geschichte Griechenlands zeigt uns den Vortheil solcher Inseln am augenscheinlichsten, und **Herder** hat ihn, in seiner eigenthümlichen vortreflichen Manier, ins deutlichste Licht gesetzt. „Die „Griechen, von der Zumischung fremder Nationen „befreiet, wenn gleich ägyptische und phönizische „Colonien unter ihnen Saamen zur Cultur aus„streueten, blieben in ihrer Bildung sich eigen, und

„haben ihre Perioden so ganz durchlebt, und von „den kleinsten Anfängen der Bildung an, die ganze „Laufbahn derselben so ganz durchschritten, als sonst „kein anderes Volk der Geschichte. Entweder sind „die Völker des festen Landes bei den ersten Anfän„gen der Cultur stehen geblieben, und haben solche „in Gesetzen und Gebräuchen unnatürlich verewigt; „oder sie wurden, ehe sie sich auslebten, eine Beute „der Eroberung: die Blume ward abgemäht, ehe „sie zum Flor kam. Dagegen genoß Griechenland „durch das Glück seiner Lage und seiner Umstände „ganz seiner Zeiten, und bildete an sich aus, was „es ausbilden konnte. Auf dem festen Lande wäre „es, bei seinem Grade von Regsamkeit, bald die „Beute eines Eroberers geworden, wie seine asiati„schen Brüder: dieser konnte nach der Lage der Sa„chen nur der König von Persien seyn; aber gegen „den ward es durchs Meer geschützt, und ge„setzt, die Griechen wären geschlagen, und ihr gan„zes Land, wie Athen, verwüstet worden; so konn„ten die Perser, von der Mitte Asiens her, und „bei dem innern Zustande ihres Reichs, Griechen„land nie behaupten, da sie selbst Aegypten nur mit „Mühe erhielten. Oder hätte ein Despot über „Griechenland geherrscht, er wäre nach dem Ge„schmack aller Despoten bald selbst ein Eroberer ge-

„worden, und hätte, wie Alexander es that, mit
„dem Blut seiner Griechen ferne Flüsse gefärbt.
„Auswärtige Völker wären in ihr Land gemischt,
„sie in auswärtigen Ländern siegreich umhergestreuet
„werden. Gegen das alles schützte sie nun ihre zer⸗
„theilte Macht und ihre Lage, und wir haben an
„der griechischen Geschichte jetzt eine vollständige
„Pflanze der Menschheit, die wir, von ihrem
„Saamen und Keim aus, bis zur Blüthe und Ab⸗
„blüthe betrachten können."

Die Insulaner scheinen in Ansehung der Frei⸗
heit über die Küstenbewohner einen entschiedenen
Vortheil zu haben, da jene von allen Seiten, diese
nur von einer einzigen, gegen feindliche Angriffe
gesichert sind. Man vergleiche nur mit den In⸗
seln, die, in so mancher andern Rücksicht, so vortheil⸗
haft gelegenen Länder am Indus und Ganges, am
Tygris und Euphrat. Durch diese Flüsse hatten
die Bewohner derselben zu allen Zeiten offene Ver⸗
bindung mit dem Meere, und die Vortheile dersel⸗
ben haben sich auch deutlich genug an ihnen gezeigt.
Im mittlern Persien hat sich kein einziger berühm⸗
ter Staat gebildet, weil kein Fluß von dort aus
ins Meer strömt, aber an jenen Flüssen — welche be⸗
lebte Punkte der Erde! — Am Tygris und Euphrat
hatten die Bewohner ihrer Ufer den persischen Meer⸗

busen in der Nähe, diese Gegend war von alten Zeiten her schon, was sie auch jetzt noch ist und immer seyn wird, ein Mittelpunkt des Handels zwischen der östlichen und westlichen Welt: die Niederlage indischer Waaren daselbst bereicherte sie seit den frühesten Zeiten, und brachte den handelnden Fleiß daselbst hervor. Die babylonische Pracht in Leinwand, Teppichen, Stickereien und Gewanden, der Reichthum und die Ueppigkeit des alten Babels ist allgemein bekannt. Die Natur hat ihre Lieblingsplätze auf der Erde, die insonderheit an den Ufern der Ströme und an erlesenen Küsten des Meeres die Thätigkeit des Menschen aufwecken und belohnen. Wie am Nil ein Egypten, am Ganges ein Indien entstand; so erschuf sich am Euphrat und Tygris ein Ninive und Babylon, und in spätern Zeiten ein Seleucia und Palmyra. So glücklich aber die Lage dieser Erdstrecke von dieser Seite war, so unglücklich war es für sie, daß sie nicht rund umher vom Meere umströmt, und vor dem Angriff der Eroberer geschützt war, sondern den Anfällen wilder Bergvölker offen lag, die sich aus den nahen Gebirgen zu ihr hinabdrängten. Das assyrische und babylonische Reich ward von Chaldäern und Medern, diese wurden von den Persern überwunden, bis zuletzt alles eine unterjochte Wüste

war, und sich der Sitz des Reichs in die nordischen Gegenden hinaufzog.

Heil dem Welttheile, den die Natur aus weiser Güte zum kleinsten von allen machte, damit er, vom Ocean, wie von der sichersten Schutzmauer gegen die Greuel des Despotismus umgeben, auch in seiner Mitte nicht zu viel Raum hätte für wilde, eroberude Völker, die in dem größern Asien alles zerstörten, was der regsame Fleiß der cultivirten Küstenbewohner erbauet hatte! Heil Europa, dessen nördliche Inseln wenigstens, von dem Joche der Sclaverei durch ihre nördliche Lage, durch ihre Unfruchtbarkeit und durch ihre Inselgestalt gesichert, immer noch eine Freistatt blicken, wo die Waffen geschmiedet wurden, welche die Fesseln des südlichen, fruchtbaren, festen Landes zerbrachen. Asien und Afrika scheinen von der Natur minder glücklich für die Freiheit geformt. Die großen Strecken von Mittelland in diesen beiden Welttheilen sind entweder Tummelplätze für barbarische, umherstreifende Heeeden, oder, was vielleicht noch unglücklicher für ihre Bewohner ist, ruhige Besitzungen des Despotismus, der sich in ihnen befestigen kann, ohne irgend eine Gefahr zu besorgen. Wenn es je möglich ist, daß nach Jahrtausenden einst, ein ganzer Welttheil seine Fesseln

abstreift oder zerbricht, und den Grad von Freiheit, Aufklärung, Sittlichkeit und Glückseeligkeit erreicht, der die höchste Bestimmung der Menschheit zu seyn scheint, und dem sie seit ihrem Daseyn auf einem langsamen verschlungenen Pfade unsers Bedünkens entgegenstrebt: — und warum sollte man das für unmöglich erklären und dem Freunde der Menschheit einen Traum entreißen wollen, der unter allen Träumen der tröstendste und der wohlthätigste ist? — wenn diese glückliche Revolution jemals zu Stande kommt; so wird es wahrscheinlich in unserm Europa seyn, das die Natur zu Freiheit schuf. Und dann, wenn nicht noch früher, wird diese seegenvolle Epoche für dich herannahen, eben so glücklich gebildetes Amerika, das gewiß nicht auf immer von der Natur bestimmt ist, die Sclavin europäischer Lüste und das Opfer europäischer Grausamkeit zu seyn. Die Inselngruppen um dich her, und die größere Länge deiner Küsten im Vergleich mit deinem meistens schmalen Mittellande, verheißen dir einst den Seegen der Freiheit. Nicht länger wirst du dem gierigen Europäer dienen, als bis die Cultur bei dir hinreichend ist, um alle deine Bewohner zu nähren: nur so lange, als du sein bedarfst, damit er Nahrungsmittel dir zuführe, welche dir dein vernachläßigter aber nicht karger

Boden noch nicht in gehörigem Maaß hervorbringen kann, nur so lange, als dieser höchste Grad von Abhängigkeit dauert, wird auch deine Abhängigkeit überhaupt dauern. Derjenige Theil von dir, der am meisten ungebauet und cultivirt war, hat sich schon losgerissen von seinen Fesseln und hat der Welt ein Beispiel von einer musterhaften Verfassung aufgestellt, dessen ewige Fortdauer jeder Freund der Menschheit wünscht: in eben diesem Verhältnisse werden ihm die übrigen Colonien folgen, deren Anbau geringer und deren Fesseln noch drückender sind. Eine arglistige Politik, durch das Beispiel der englischen Colonien gewarnt, wird diese glückliche Periode vielleicht verzögern, aber gewiß nicht hindern können. Später als diese beiden Welttheile werden Asien uud Afrika ihre Freiheit erringen; denn die Natur scheint ihnen ein weniger günstiges Loos ausgeworfen zu haben, da sie die Gränzen ihrer Ufer so weit von einander rückte.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Sechs und vierzigstes Stück.
Den 14ten November 1789.

Ueber die Verschiedenheiten, und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Von dem Unterschiede zwischen den Bewohnern der Inseln, Halbinseln, Meeresküsten und der Mittelländer.

(Beschluß.)

Groß sind nach allem, was wir in unsern bisherigen Untersuchungen gefunden haben, die Vortheile der Meerländer über das Mittelland in Ansehung der Civilisation, und wir können uns jetzt mit einigem Rechte schmeicheln, daß die Erscheinung eines gewöhnlich höhern Grades der Cultur auf jenen, im Verhältniß mit diesem, für unsre Leser nichts be-

fremdendes mehr haben, sondern ihnen ganz begreiflich seyn wird. Wo Cultur durch die Umstände nicht die Erfindung eines müßigen Kopfes seyn kann, sondern dringendes Bedürfniß wird, wo die Veranlassungen dazu in größerer Menge vorhanden, und mehrere von den Triebwerken, wodurch sie allein erhalten und von Stufe zu Stufe vervollkommnet wird, nothwendig im Gange sind — und dies alles ist, wie wir sattsam gezeigt zu haben glauben, auf den Meerländern der Fall, — da muß diese köstliche Pflanze leichter und besser gedeihen, als auf einem ihr weniger günstigen Boden. Kein Wunder wär' es also auch, daß sie auf einem Erdreich, das so sehr alle Vortheile in sich vereinigt, die für ihr Fortkommen ersprieslich sind, einmahl eingewurzelt, sich auch von selbst immer weiter verbreitet: allein auch dafür hat die Natur noch besondere Sorgfalt gezeigt, indem sie in diesen Ländern, und vorzüglich auf Inseln von mäßigem Umfange, die Mittheilung dieses Schatzes erleichterte. Größere Volksmenge konnte und mußte, wie wir gesehn haben, am Meer ungleich leichter entstehn, als im Mittellande, und eben dieser Umstand, der daselbst die Quelle der Cultur war, begünstigt auch ihre Verbreitung. Wenn einzelne Familien oder Stämme auf einem weitläuftigen

Erdstrich umherirren; so mag immerhin ein Stamm vor dem andern eine Erfindung kennen, oder mit einem Gedanken vertraut werden, der in weiterer Ausbildung sie der Cultur näher bringen könnte: dieser Vorzug ist für alle übrigen Stämme unnütz, und da sich auch die Verwandten jenes cultivirten Stammes immer weiter ausbreiten, je mehr ihre Zahl wächst; so kommt dieser Keim vielleicht bis auf das dritte Geschlecht herab, und verliert sich hernach in der ungeheuren Wüste. Wie anders ist dies alles am bevölkerten Meerstrande oder auf einer volkreichen Insel! Gern oder ungern werden hier Menschen an Menschen gedrängt, jeder Einzelne steht, nicht mit einigen wenigen nächsten Verwandten, sondern mit einer größern Anzahl, in nothwendiger Verbindung, die Berührungspunkte sind häufiger, und jeder neue Gedanke findet unter allen, die seinen Urheber umgeben, wenigstens einige, die ihn mit eben der Wärme wieder auffassen, womit er die Seele durchdrang, aus der er hervorging. Man werfe einen Stein in den Ocean! Wohin er trift, bildet er um sich her seinen Kreis, der sich immer erweitert, wenn er keinen Widerstand findet, bis er endlich, immer weiter und immer schwächer, am entlegenen Ufer nicht mehr sichtbar ist. Man werfe einen Stein in ein kleineres,

von Klippen umrundetes Wasser! Hier drängen und stoßen die ersten Kreise schon an die engen Gränzen, verfehlen es niemals, auf das Ufer einen Eindruck zu machen, und von dort wieder zurückgeprellt, die Bewegung des Wassers länger zu unterhalten. Dies ist das Bild von Mittheilung der Cultur im bevölkerten und menschenleeren Gegenden. Auf Inseln von kleinerm Umfange geschieht diese Verbreitung noch dazu durch eine Circulation und der Gedanke kommt endlich wieder, mit allen den Modificationen, die er in fremden Gemüthern annehmen mußte, an den ersten Urheber zurück. Im Mittellande ist er ein Keim, den der Besitzer auf gutes Glück aussäet, dessen Gedeihen er dem bloßen Zufall überlassen muß, der ihn vielleicht nach tausend Wanderungen unter einem fremden Himmelsstriche erst aufgehn und zur Blüthe kommen läßt: auf der bevölkerten Küste oder Insel sieht ihn der Eigenthümer unter seinen eignen Augen keimen, und oft hat er noch die Freude, seine Früchte zu genießen. Mittheilung unsrer Gedanken ist ja ohnehin für die Denkkraft die fühlbarste Stärkung, und wo also die Gelegenheit dazu häufiger vorkommt, kann die Seele des Denkers jeden Gedanken mehr prüfen, weit genauer bestimmen, in seine weitern Folgen eindringen, und ihn, so vervoll-

kommt, der Nachkommenschaft als das schätzbarste Erbtheil überlassen. Bei aller Thätigkeit muß Wirkung und Gegenwirkung seyn. Jene hört auf, sobald diese nicht mehr da ist. Der isolirte Mensch behält seine Gedanken in ihrer ursprünglichen rohen Form, weil ihm die Werkzeuge fehlen, ihm Harmonie mit der ganzen Reihe der Wahrheiten und dadurch Rundung und Glanz zu geben: der Mensch, mit Menschen verbunden, hat an seines Gleichen diese Werkzeuge, und ihr Umgang, selbst wenn er sie bloß zu belehren scheint, ist allemahl für ihn eine Schule.

Was sich noch mehr zum Lobe der Inseln und Küstenländer sagen läßt, werden unsre Leser in dem gleich folgenden Abschnitte finden. Ehe wir nämlich diese Abhandlung über die Verschiedenheit und über den verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage schließen, müssen wir diesen Gegenstand noch aus einem Gesichtspunkt ansehn, der uns äußerst interessant scheint, und der es für unsre Leser hoffentlich ebenfalls werden wird, wir müssen ihnen

über den Unterschied zwischen verschlossenen, vielgetheilten und offenen Ländern

einige Betrachtungen vorlegen.

Wir geben den Nahmen verschlossener Länder denjenigen, die durch irgend eine große Vorkehrung der Natur so gelegen sind, daß ihren Bewohnern die Verbindung mit fremden Völkern unmöglich oder doch äußerst schwer gemacht ist. Die Natur kann sich hierzu entweder des Meers, oder großer Gebirge bedienen. Wenn sie durch das erste Mittel allein ihre Absicht erreichen will; so muß sie eine Insel mitten im Ocean bilden, weit entfernt von andern Inseln und von dem festen Lande; allein wenn wir die Ladroneninseln ausnehmen, die schon wegen ihrer Mehrheit nicht hierher gehören, und die, von einigen wenigen höchst thierähnlichen Wilden bewohnt, dem Philosophen der Menschheit eben keine wichtige Erndte für seine Wissenschaft versprechen; so finden wir unter den bisher entdeckten Ländern keins, das auf diese Weise allein verschlossen wäre. Die in der Südsee zerstreueten Inselgruppen sind zwar weit genug von jedem festen Lande entfernt, um in dieser Rücksicht für völlig abgeschnitten gehalten zu werden, die Spuren aber, die man von ihrem Verkehr unter einander entdeckt hat, hindern uns, sie hier als Beispiel aufzuführen. Von künftigen Entdeckungen haben wir auch wohl wenig in dieser Art zu hoffen; denn endlich hat der Mensch Jahrtausende genug auf seinem kleinen

Planeten durchlebt, um seit einigen wenigen Jahren, seit dem Tode des großen unvergeßlichen Cook sich rühmen zu können, daß er mit der Oberfläche davon so ziemlich bekannt sei. Die Trennung eines Landes von andern durch große Gebirge allein, oder durch sie in Verbindung mit dem Meere, scheint weniger selten zu seyn. Indien, China und Aegypten können hier als Beispiele dienen, und von dem letzten denken wir es noch in dem Anhange zu diesem Abschnitt vollkommen zu erweisen, daß es, vielleicht unter allen Theilen des Erdbodens am meisten, auf den Nahmen eines verschlossenen, abgeschnittenen Landes Anspruch machen kann.

Unter halbverschlossenen oder vielgetheilten Ländern verstehen wir jene glücklichen Erdstriche, die nicht große von allen Seiten offene Ebenen enthalten, sondern in mehrere kleine Theile zerstückt sind; sie mögen nun durch schmale Meerstreifen von einander getrennt, einen Inselsund formiren, oder durch kleinere, nicht ganz unübersteigliche Gebirge zerschnitten se n. Griechenland gehört in beider und Italien loß in der letztern Rücksicht hierher.

Durch unsre Betrachtungen über den Unterschied der verschlossenen und der vielgetheilten Länder schmeicheln wir uns, den Lesern darzuthun, daß

diese Eintheilung weder willkührlich noch unnütz, sondern von der Natur an die Hand gegeben ist; denn wir denken durch die Entwickelung der Folgen, die aus dieser Verschiedenheit nothwendig entspringen müssen, ein merkliches Licht über den Gang des menschlichen Geistes und der Sittencultur in denjenigen Gegenden, worauf sie vorzüglich passend ist, zu verbreiten.

Der Hauptunterschied zwischen den Bewohnern vielgetheilter und verschlossener Gegenden muß sich in einer größern Lebhaftigkeit des Charakters bei jenen und in einer größern Gleichförmigkeit desselben bei diesen äußern. Herder hat dies in Ansehung der Griechen in ein vortheilhaftes Licht gesetzt. „Durch eine kleine Meerenge war Thrazien „von Kleinasien getrennt, und dies nationenreiche, „fruchtbare Land längst seiner westlichen Küste durch „einen inselnvollen Sund mit Griechenland verbun„den. Der Hellespont, könnte man sagen, war „nur dazu durchbrochen, und das ägäische Meer „mit seinen Inseln zwischengeworfen, damit der „Uebergang eine leichte Mühe und in dem busen„reichen Griechenlande eine beständige Wanderung „und Circulation würde. Von den ältsten Zeiten „an finden wir daher die zahlreichen Völker dieser „Küsten auf der See wandernd: Kretenser, Lydier,

„Phrygier, Pelasger, Thrazier, Rhodier, Carier,
„Milesier, Lesbier, Phocäer, Samier, Spartaner,
„Naxier, Eretraer, und Aegineten, folgten schon
„vor Xerxes Zeiten einander in der Herrschaft des
„Meeres, und lange vor diesen Seemächten fanden
„sich auf demselben Seeräuber, Colonieen, Aben-
„theurer, so daß es beinahe kein griechisches Volk
„giebt, das nicht, oft mehr als einmahl, ge-
„wandert habe. Von alten Zeiten ist hier alles
„in Bewegung, von den Küsten Kleinasiens bis
„nach Italien, Sicilien und Frankreich; kein euro-
„päisches Volk, und kein Volk in irgend einem
„Welttheile hat einen weitern, schönern Erdstrich,
„als diese Griechen bepflanzt. Eine Reihe von Kü-
„sten, die im Laufe der Cultur für die Betriebsam-
„keit kleiner Staaten unter einer so günstigen Aura
„lägen, wie diese Jonischen, Griechischen und
„Großgriechischen Küsten, findet man sonst nirgends
„auf der Erde."

Welch einen Contrast machen die Bewohner verschlossener Länder mit dieser griechischen Lebhaftigkeit! In Sina geht die sogenannte Chatai-Epoche, nach der man sich noch heutiges Tages richtet, über acht und achtzig Millionen Jahre vor unserer Zeitrechnung zurück. In Indien rechnen die Einwohner nach 24 Jahrtausenden. Freilich

sagt man in Europa, man müsse ein Narr seyn, um solche Rechnungen anzunehmen, aber die Fo-schang in Sina und die Braminen in Indien sagen dagegen, derjenige sei ein Narr, der sie nicht annehme. So weit wir indessen auch davon entfernt sind, die frühere Zeitrechnung irgend einer asiatischen oder afrikanischen Nation auf Glauben anzunehmen; so läßt sich doch nicht läugnen, daß wenigstens ein sehr langer Aufenthalt derselben in ihrem Lande erforderlich war, ehe sie ein so hohes Alterthum für sich und ihr Land auch erdichten und mit wahren, oder falschen astronomischen Berechnungen unterstützen konnte. Ueber Aegypten vollends haben wir hundert und siebzehn verschiedene chronologische Systeme, woraus freilich sehr offenbar folgt, daß wir gar keine Chronologie dieses Landes haben; indessen giebt uns die Geschichte und noch mehr der Rest ihrer ehemaligen Denkmähler unbezweifelte Umstände an, aus denen sich mit Fug und Recht auf ein hohes Alterthum dieses Reichs schließen läßt. Man weiß z. B. ganz gewiß, daß die Aegypter bereits ungefähr zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung fast in allen Arten von Edelgesteinen geschnitten haben. Nun ist es aber gar nicht wahrscheinlich, daß ein kurzer Zeitraum hinreichend gewesen sei, ehe es die Menschen in einer Kunst so:

weit gebracht haben, welche mit keinem Bedürfniß des Lebens, sondern bloß mit der Pracht einen Zusammenhang hat. Es haben unstreitig sehr viele, bald unglückliche, bald unnütze Versuche dazu gehört, ehe man hinter die Eigenschaften des Schmergels, des Macsiersteines und des Demantstaubes gekommen ist, die man doch nothwendig kennen mußte, um diese Kunst ausüben zu können. Nachher hat man auch noch verschiedene Versuche zur Erfindung des zum Steinschmieden unentbehrlichen Rädchens anstellen müssen, ohne welches man zwar in Steinen graben, wie die Peruvianer in Smaragde gruben, aber keine Figuren und Charaktere auf so harten Materien darstellen kann. Man trift bei alten ägyptischen geschnittenen Steinen Spuren vom Gebrauche der Sägen und runder Grabstichel, auch an dem matarischen Obelisk Spuren vom Trillbohrer an, dessen Spitze von überaus feinem Stahl seyn muß, wenn er nicht bei dem ersten Ansetzen auf ein hartes Gestein stumpf werden soll. Folglich haben alle beschwerlichen metallurgischen Processe nothwendig vorhergehn müssen, ehe man die Obeliske errichten konnte, und wer den langsamen Gang der Entwickelung der Künste kennt, wird sehr leicht einsehn, daß Jahrhunderte hinter Jahrhunderte haben verfließen

müssen, ehe die Aegypter zu ihren Instrumenten und Maschinen nur so viel Zutrauen fassen konnten, um an das Aushauen solcher Obelisken zu denken. Thatsachen dieser Art bestimmen freilich nicht genau das Alter eines Volks; aber sie sind gewiß hinreichend, um eine Zeitrechnung zu widerlegen, nach welcher die Aegypter nicht einmahl zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung gelebt haben können. Während des ungeheuren vorher verflossenen Zeitraums, ehe die asiatischen Eroberer Angriffe auf ihre Freiheit machten, finden wir bei diesem in sein Land verschlossenen Volke keine Spur von einer Wanderung, sondern der fortgesetzte immer gleiche Plan in ihren Unternehmungen und die erstaunlich vollendete Einheit in allen ihren Einrichtungen zeigt uns deutlich, daß sich das ganze bei ihnen herrschende Gedankensystem, unvermischt mit fremden Gedankenreihen, von Generation zu Generation fortgepflanzt habe, wie es im Gegentheil bei den Griechen durch ihre Wanderungen, durch ihren Umgang untereinander und durch ihren Verkehr mit Fremden mit dem Laufe der Zeiten immer neue Modificationen erhalten mußte.

Nichts ist begreiflicher, als daß ein Volk, das so wie die Aegypter an seinem Boden eingewurzelt ist, wenn es Cultur erhält, Wissenschaften und

Künste bearbeitet, sich ganz vorzüglich in seinen Erfindungen nach der Beschaffenheit seines Landes bequemen und von diesem die ganze Richtung für seine Thätigkeit empfangen und annehmen werde. Die Geschichte zeigt uns auch die Bestätigung dieses Räsonnements. Das fruchtbare Nilthal, das sie bewohnten, machte ihnen den Ackerbau leicht: die periodischen Uberschwemmungen des Nils, wovon ihre ganze Wohlfahrt abhing, lehrte sie messen und rechnen. Das Jahr und die Jahrszeiten mußten doch endlich einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlseyn von einer einzigen Naturveränderuug abhing, die, jährlich zur bestimmten Zeit wiederholt, ihnen einen ewigen Landcalender machte. Eben so war die Naturkunde und Himmelsgeschichte, die man an diesem Volke rühmt, ein eben so natürliches Erzeugniß ihres Erd- und Himmelsgegend. Eingeschlossen zwischen Bergen, Meeren und Wüsten in einem engen, fruchtbaren Thale, wo alles von Einer Naturbegebenheit abhing und auf dieselbe zurückführte, wo Jahreszeiten und Erndte, Krankheiten und Winde, Insekten und Vögel sich nach Einer und derselben Revolution, der Ueberschwemmung des Nils, fügten; hier sollte der Egypter nicht endlich eine Art von Natur- und Himmelsgeschichte sammeln? Aus

allen Welttheilen ist bekannt, daß eingeschlossene sinnliche Völker die reichste, lebendigste Kenntniß ihres Landes haben, ob sie solche gleich nicht aus Büchern lernen. — Da die ersten Ansiedler an den Ueberschwemmungen und Morästen des Nils gleichsam die Gränze des Landes fanden, so mußten sie sich in den Felsen, die das Land begränzen, anfangs in Hölen troglodytisch anbauen, bis sie durch ihren Fleiß und durch den abgesetzten Schlamm des Nils das ganze Aegypten gewannen und mit dem Lande sich selbst cultivirten. Die Nothwendigkeit, ihre Arbeiten gegen die immer wiederkehrende Ueberschwemmung zu sichern, zwang sie, sich das Feste, Dauerhafte und Riesengroße zu ihrem Hauptaugenmerk dabei zu machen. In ihrer felsigten Weltgegend waren ihre Tempel aus der Anschauung ungeheurer Hölen entstanden, daher ihr Hang zur ungeheuren Majestät in der Bauart. Daher hatten sie auch jene erstaunliche Neigung, unter der Erde Arbeiten zu veranstalten, die spätere Nationen kaum über der Erde zu Stande bringen konnten. Alte Schriftsteller melden uns, daß hundert und sechzig Fuß unter dem Fundament der Pyramiden Zimmer vorhanden waren, die vermittelst unterirrdischer Gänge in Verbindung mit einander standen, von welchen man zu unsern Zeiten nur noch einen einzigen kennt.

Eben so gab es in Oberägypten eine Menge unterirrdischer Hölen und Grotten, die zum Theil groß genug waren, um tausend Pferde zu fassen. Nach einer Erzählung des Alterthums, die Plinius anführt, soll sogar die ganze Stadt Theben auf einem ausgehölten Erdreich gestanden haben, wovon die Nebengänge unter dem Bette des Nils fortgegangen seyn sollen. Diese Grotten dienten theils zu Gräbern und zur Aufbehaltung einbalsamirter Körper, theils waren sie zu Tempeln, zum Studieren und zu den gottesdienstlichen Uebungen der Priester bestimmt. Um solche Hölen zu unterstützen, Begräbnisse abzusondern, dazu sind Säulen gemacht, und wirklich scheinen an den alten ägyptischen großen Gebäuden Säulen von dreißig Fuß im Umfange nichts seltenes gewesen zu seyn: da die Baukunst vom Felsengewölbe ausgieng, sie aber bei ihren Gebäuden unsre Kunst zu wölben nicht verstanden, so ward die Säule, oft auch ein Koloß derselben, unentbehrlich. Ganz unbekannt waren sie mit dieser Kunst wohl nicht, ungeachtet der Gräf von Caylus und Goguet ihnen die Kenntniß davon absprechen. Cornelius von Bruyn, der es vermittelst einiger Fackeln dahin gebracht hatte, eine Aussicht des finstern Ganges in der großen Pyramide zu zeichnen, versichert, daß dieser Gang gewölbt (gewelf) gewesen. Plinius meldet eben dies in Ansehung

gewisser unterer Zimmer im Labyrinth, und Thevenot von einigen Mumienkellern. Pococke endlich hat in der Provinz Fejum einen ägyptischen Bogen entdeckt. Vielleicht hinderte der Mangel an Holz, das zur Aufschlagung des Gerüstes nothwendig gewesen wäre, die ägyptischen Baukünstler an der Wölbung der Tempel; oder es schien ihnen, was uns aber weniger wahrscheinlich dünkt, diese Bauart nach ihren Begriffen von Dauer, nicht fest genug. Der Mangel an Holz war in diesem Lande bekanntermaaßen so groß, daß die Aegypter, da sie, ihren ehemaligen Grundsätzen entgegen, anfingen, sich aufs Wasser zu wagen, Boote von gebrannter Erde verfertigen, ihnen durch ein genaues Ebenmaaß einige Festigkeit ertheilen, sie glasuren und mit Binsen bekleiden mußten, und daß sie selbst unter den Ptolomäern, da sie über das rothe Meer nach Indien handeln wollten, nur schlechter von Binsen und Papierstauden zusammengenäheter Fahrzeuge sich bedienten. Wenn sie nun, so wie sie es wirklich gethan haben, nur platte Steine auf die Häupter der Säulen legten, so brauchten sie nur einige Gerüste: hätten sie aber ihre ungeheuern Tempel, z. B. den zu Theben, wölben wollen, so hätten sie dazu einen ganzen Wald nöthig gehabt. In der That kann wohl die Kunst zu wölben nirgends leichter und natürlicher entstanden seyn, als bei einem so baulustigen Volk, das sich mit dem größten Eifer auf die Architectur legte, und bei seinen Gebäuden von dem Original der Felsengewölbe ausgehn muste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Sieben und vierzigstes Stück.

Den 21ten November 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Unterschied zwischen verschlossenen, vielgetheilten und offenen Ländern.

(Fortsetzung.)

So wie wir gezeigt haben, daß bei den Aegyptern Ackerbau, Mathematik, Geometrie, Verfertigung des Kalenders, ihre Naturkunde, ihre Himmelsgeschichte, ihre Neigung zu ungeheuern Bauten, und die Erfindung der Säulen und Gewölbe, die Erzeugnisse ihres sonderbaren verschlossenen Landes waren; so läßt sich das auch von ihrer Arzeneikunst behaupten. In einem Lande, wo Pest und der Aussatz

der Elephantiasis ihre Heimath zu haben scheinen, wo die Luft durch periodische Ueberschwemmungen jährlich mit einer Menge schädlicher Dünste angefeuchtet wird, und den Keim zu allen Hautkrankheiten sowohl, als zu allen übrigen Beschwerlichkeiten, die aus der Verdorbenheit der Säfte zu entstehen pflegen, immerdar in sich enthält: in solch einem Lande mußten sich die Einwohner doch wohl nach Heilmitteln sehnen. Da sie gewahr worden waren, daß die Quelle der Krankheiten nicht so wohl zufällig, als vielmehr mit der Einrichtung ihres Landes unzertrennlich verbunden sei; so konnten sie auch leicht sich überzeugen, daß eins oder zwei Heilmittel jährlich eingenommen, so wirksam sie auch an sich seyn möchten, doch nicht im Stande wären, sie gegen die immerwährenden Angriffe ihres ungesunden Klima zu schützen; daß sie im Gegentheil von der Geburt bis ins Grab sich bestreben müßten, durch ihre Tracht, durch Räuchern, durch Reinlichkeit und vorzüglich durch Behutsamkeit in ihren Speisen, den sonst so wirksamen Einfluß des Klima gänzlich zu hindern. Auf diese Grundsätze ist offenbar die Arzeneikunde der Aegypter gebauet. Wenige Arzeneimittel, einige wenige medicinische Operationen, die sie von den Thieren ihres Landes abgesehn haben mögen; allein dagegen eine so müh-

sam ausgefundene, bis ins kleinste Detail ausführliche Diätetik, als man sie bei keinem andern Volke der Erde finden kann, machten die medicinischen Kenntnisse ihrer Priester aus. Alle Pflanzen, alle Thierarten in allen verschiedenen Bezirken Aegyptens, waren durch eine lange Reihe der mühevollsten Erfahrungen in dieser Rücksicht untersucht, und sie kannten den Einfluß einer jeden, kannten sogar die verschiedene Natur von einerlei Gewächsen, die auf verschiedenem Boden hervorgekommen waren. Alles nun, was die üble Disposition nähren konnte, die sie mit Fug und Recht in dem Blut aller Aegypter voraussetzten, wurde für ungenießbar oder für heilig erklärt, und in diesen Vorschriften ward noch dazu die genaueste Rücksicht auf die individuelle Beschaffenheit jedes einzelnen Distriktes oder Nomos genommen. Pflanzen und Thiere, die in Unterägypten als göttlich verehrt, das heißt, von der Mahlzeit der Aegypter schlechterdings ausgeschlossen wurden, durfte man in Oberägypten als profane Geschöpfe genießen, weil entweder das Klima weniger gefährlich, oder weil die Natur dieser organischen Körper durch einen bessern Boden und bessere Nahrungsmittel hier ihre Schädlichkeit verlohren hatten. Die allergenaueste Diät beobachteten die Priester selbst, um immer zum Dienste der Gottheit

fähig zu bleiben, welcher sie sich als Unreine nicht nahen durften; zugleich hatten sie auch für ihren eigenen Orden eine solche Menge von Präservatifen, durch Waschen, Räuchern u. s. w. angeordnet, daß sie fast gar nichts von der eigenthümlichen Plage ihres Landes zu befürchten hatten. Wie genau diese Vorschriften den kleinsten Umständen angepaßt waren, sieht man zum Theil aus dem mosaischen Gesetz, dessen Regeln in Ansehung der Reinigungen beinahe ganz aus den ägyptischen Anordnungen dieser Art entlehnt seyn müssen, da wohl schwerlich ein Mann, der das erstaunliche Geschäft übernimmt, einige Nomadenhorden in ein cultivirtes Volk umzuschaffen, so allumfassend sein Geist auch immer seyn mag, Zeit dazu behalten dürfte, diätetische Regeln für einen Menschenhaufen auszuarbeiten, dem es noch an politischen und bürgerlichen Gesetzen gebricht. Es wäre auch unnütz gewesen, da das Klima von Palästina nicht so gefährlich war, als das ägyptische, eine Zeit auf medicinische Untersuchungen zu wenden, die dem Gesetzgeber unendlich kostbar ist; allein es war Weisheit vom Gesetzgeber der Juden, seinem neuen Staat durch die Einführung einer guten medicinischen Policei noch eine Vollkommenheit mehr zu geben, da er bei diesem Geschäft nichts weiter nöthig hatte, als das vollkommenste Muster vernünftig nachzuahmen.

Die großen Werke, wodurch sich die Aegypter sicherer als jemals ein anderes Volk auf Erden verewigt haben, davon einige fast zum Trotz gegen alle Jahrhunderte der Zukunft angelegt scheinen, lassen sich eben so wohl aus der individuellen Lage dieser sonderbaren Nation erklären, und sind eben so sehr aus Localumständen ihrer Gegend entstanden, als die technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse, die dabei zum Grunde liegen. Die Kanäle dienten dazu, den Nil auch in die entfernten Gegenden Egyptens zu leiten, die jetzt durch den Verfall derselben eine todte Wüste sind. Die Dämme dienten zur Gründung der Städte in dem fruchtbaren Thal, das der Nil überschwemmt, und welches, als das Herz Aegyptens, den ganzen Umfang des Landes nährt. Auch von den Katakomben ists wohl unläugbar, daß sie, außer den Religionsideen, welche sie damit verbanden, sehr viel zur Gesundheit der Luft in diesem Reich beigetragen und den Krankheiten vorgebeugt haben, welche sonst die Plage einer zugleich so heißen und so nassen Gegend seyn mußten. Kurz alle Künste, alle Kenntnisse und alle Werke der Aegypter scheinen ganz aus ihrem Locale entsprungen und bei einem Volke nothwendig gewesen zu seyn, das in diesem Lande, von der ganzen übrigen Welt völlig abgeschnitten, nur sich selbst

lebte, ohne Hinderniß und ohne Aufmunterung von außen.

Wie ganz anders finden wir dies alles bei den Griechen! Ihr reger Geist, durch beständiges Reiben an allen diesen Völkerstämmen untereinander und durch den Verkehr mit den sie besuchenden Fremdlingen, in immerwährender Thätigkeit gehalten, ließ sich durch die Lage und die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Bodens, in Ansehung der Gegenstände, die er umfassen sollte, keine so enge Gränzen setzen. Mit einer bewunderswürdigen Leichtigkeit faßte er alles auf, was ihm vorkam, schmiegte sich mit der größten Biegsamkeit an alles an, fand alles neue interessant und bearbeitete alles mit Eifer und Glück. Der ägyptische Nationalgeist verfolgte Jahrtausende hindurch das einzige Ziel, den Aegyptern für sich allein, in ihrem Laude, ihre Lage so vortheilhaft als möglich zu machen: der griechische Nationalgeist hatte von Periode zu Periode einen andern Zweck, und verglich sich immer mit allen Völkern der Erde. Die Griechen wollten bald die höchste körperliche Stärke erringen, bald die vollkommenste Regierungsform bei sich einführen, bald die Ideale der Schönheit in jeder Art zur Wirklichkeit bringen, bald aus den Abgründen der Speculation die tiefsinnigsten Wahrheiten auf-

suchen, bald die feinste Staatskunst üben, bald das mächtigste, bald das reichste Volk werden. Ihr Geist übte sich an allen Gegenständen ohne Unterschied: es war ihm genug, irgend einen bedeutenden Punkt an einem Gegenstande zu entdecken, um sogleich mit jugendlicher Geschmeidigkeit alle seine Kräfte darauf zu lenken.

Wenn der menschliche Geist sich nur auf die Bearbeitung einiger wenigen Gegenstände einschränkt, die ihm vom Bedürfniß aufgegeben oder vom Zufall dargeboten werden; so müssen dieselben eine ganz andre Form erhalten, als wenn er, nach allen Seiten frei ausgebreitet, von jedem Gegenstande nur die wichtigsten Gesichtspunkte auffaßt und nur so lange seine Thätigkeit daran übt, als er angenehme und unterhaltende Beschäftigung bei ihm findet, um alsdann zu andern neuen Gegenständen überzugehn. Wo dieser Uebergang mit großen Schwierigkeiten verknüpft oder unmöglich gemacht ist, wie das nach unsre Untersuchungen bei eingeschlossenen Völkern der Fall war, da muß er jeden Gegenstand bis ins genaueste Detail durchführen und über den kleinsten Umständen brüten, um allenthalben festgesetzte Resultate hervorzubringen. In Aegypten war dies, wie wir eben gezeigt haben, mit den Vorschriften der Diätetik geschehn,

und einen ähnlichen Kleinigkeitsgeist kann man bei den religiösen Anordnungen dieses Volks eben so deutlich wahrnehmen. Die gottesdienstlichen Uebungen ihrer Priester, ihre Tracht, ihre Speisen, die Zahl ihrer Feste und das Cerimoniel bei denselben, das alles war aufs genaueste bestimmt und Jahrtausende hindurch unveränderlich. Auf eine ähnliche Art hat sich der Geist der Sineser das unseelige Geschäft aufgelegt, die Cerimonien der Höflichkeit im Umgange mit einer Genauigkeit festzusetzen, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Wenn sich zwei Lastträger in Nanking oder Peking in einer engen Gasse begegnen, die zu eng ist, als daß sie sich einander ausweichen konnten; so setzen beide ihre Last ab, und becomplimentiren sich mit vorgeschriebenen, Wort vor Wort auswendig gelernten Formeln, ehe sie Anstalten treffen, ihren Weg weiter fortzuwandern. Die Anzahl der Begleiter, die jedem Vornehmen erlaubt und vorgeschrieben sind, die Art, wie er von einem Orte zum andern sich bewegen kann, oder bewegen lassen muß, die Anzahl und die Art der Verbeugungen, welche ein jeder gegen jeden, der ihm begegnet, den er besucht oder von dem er besucht wird, abzulegen hat, und die nach der geringsten Verschiedenheit des Standes und Ranges, nach dem Alter

und Geschlecht eines jeden in unendlich feinen Nüan- çen immer anders bestimmt sind, machen das müh- seeligste, langweiligste und unnützeste Studium von der Welt aus. In allen diesen Anordnungen, worüber die Sinesen ein eigenes sehr corpulentes Ge- setzbuch und ein eignes weitläuftiges Höflichkeitstri- bunal haben, herrscht so wenig Geschmack an wah- rem Naturverhältniß, so wenig Gefühl von innerer Ruhe, von Selbstgefühl und Würde, daß nur ein verwahrloseter, sonst müßiger Geist auf diesen Gang der politischen Cultur kommen und sich so durchaus davon modeln lassen konnte.

Aus dieser Bearbeitung aller Gegenstände, die der Geist eines Volks einmahl aufgefaßt hat, bis in ihr kleinstes, ekelhaftes Detail, entspringt nothwen- dig die Folge, daß der Geist jedes Einzelnen, der unter solch einer durchaus abgezirkelten Nation ge- bohren wird, fast gar keine Uebung, keine Gelegen- heit zum eignen Denken und Räsonnement erhält. Ueber alles, was ihm etwa auffallen, worüber er etwa nachdenken mö , findet er nicht allein schon gedacht, sondern selbst eine bestimmte Formel schon festgesetzt, die dem Fortschritt seiner eignen Gedan- ken im Wege steht, und seinen Geist einengt. Nir- gends hat er zu denken, sondern allenthalben nur auswendig zu lernen, und es ist also natürlich, daß

seine Denkkraft, in ewiger Unthätigkeit erhalten und eingeengt, nimmermehr einen kühnen freien Schwung nehmen kann, daß er im Gegentheil, mit unzerreißbaren Fesseln an die Satzungen der Vorwelt geschmiedet, ein steifer, gedankenloser Nachbeter überlieferter Formulare wird. Hat sich nun solch ein Gebäude alter Tradition erst Jahrtausende hindurch erhalten, hat ein jeder auf die Kenntniß desselben so viel Kraft anwenden müssen, daß ihm zur Untersuchung keine mehr übrig bleibt; dann ist es um alle Denkfreiheit in solch einem Lande geschehn. Mag nun auch einmahl ein höheres Genie hervortreten, mit übermenschlicher Kraft die Bande eines Vorurtheils zerreißen, das ihn schon in dem Leibe seiner Mutter fest umschlungen hielt, oder, da dieser Fall beinahe unter die Unmöglichkeiten gehört, mag auch ein fremder Weiser, der unbefangen, mit noch unverderbten Organen dies Gebäude anzusehn im Stande ist, die Lücken, die Mängel, die Schwächen daran gewahr werden und seine Stimme dagegen erheben! Was kann es frommen? Man wird ihn unmöglich verstehn können, da ein jeder im Volk sein ganzes Gedankensystem schon durchaus nach dem Schlendrian geformt hat, man wird seine Unternehmung für das Beginnen eines Wahnsinnigen halten, man wird ihn, voll Ehrfurcht gegen Vorur-

theile, die ihr Gegenstand oder ihr Alter geheiligt hat, gar nicht anhören, oder als Gotteslästerer und Empörer zum Richtplatz schleppen, und so lange ein Volk in seiner abgeschnittenen Lage bleibt, wird jeder seiner Mißbräuche, wie jede seiner Einsichten unnatürlich verewigt.

Wie unendlich vortheilhafter liegen die halbverschlossenen Länder in Ansehung des unveräußerlichsten Rechts, in Ansehung des edelsten Kleinods der Menschen, in Ansehung der Denkfreiheit! Ihre Bewohner, durch den Verkehr mit Fremden und durch wechselseitigen Umgang unter einander von einem Gegenstande zum andern fortgerissen, haben niemals die Zeit, Jahrhunderte hindurch über einem einzigen zu brüten, ihn ganz zu erschöpfen, durchaus zu bestimmen, und ihre Bestimmungen festzusetzen. In vielseitigem Verkehr, wo man täglich die Richtung der Denkkraft und des leidenschaftlichen Feuers verändert, behält man wahrlich nicht Zeit, Folianten über das Cerimoniel zu schreiben. Selbst wenn es einem einzelnen Stande gelingt, das Entscheidungsrecht über gewisse z. B. über religiöse Meinungen an sich zu reißen; so ist das freilich immer ein Unglück, und ein großes Unglück; allein in einem Lande, wo der Verkehr so wechselseitig ist, wie in Griechenland, wird dieser Stand es nimmer

vermögen, so sehr er auch den bösen Willen dazu haben mag, ein Glaubenssystem so genau zu bestimmen und so unabänderlich zu erhalten, als in einem eingeschlossenen Lande. Mit der Folge der Zeiten mußte auf so verschiedenen Küsten und Inseln bei so manchen Wanderungen und Abentheuern, eine Menge von Sagen entstehn, die sich durch die Dichter verschiedener Zeiten und Oerter im Gebiet der griechischen Muse, und durch deren Gewalt in den Köpfen des großen Haufens festsetzten. Beinahe jedes kleine Gebiet, jeder kleine Stamm trug seine Vorfahren oder Nationalgottheiten in sein Götterregister hinein, und diese Verschiedenheit, die ein undurchschaulicher Wald wäre, wenn wir die griechische Mythologie als eine Dogmatik behandeln müßten, eben sie brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben in die Nationaldenkart. Von keinem Allgemeinherrscher war den Griechen Cultur aufgezwungen worden, und von keinem Missionär oder Inquisitor hatten sie ein Religionssystem erhalten. Bei heiligen Gebräuchen, Spielen und Tänzen erklang unter allen diesen Völkerschaften die Leier, und eben dadurch, daß sie allenthalben, bei Menschen von mancherlei Glauben und Meinungen, erklang, daß die heiligen Lieder des einen Volks, wenn der Genius der Dichtkunst nur darinn herrschte,

auch bei allen übrigen gesungen ward, wenn gleich einige kleine Abweichungen von ihrem System darinn vorkamen, dadurch erhielt die griechische Muse ihre große, reine Denkart, und die Theologie der Griechen war zwar allenthalben verschieden, allein nicht genug, oder vielmehr zu sehr und zu allgemein verschieden, als daß man Ketzergerichte, und Auto da Fe hätte anstellen können.

Da wir bei den Griechen diese Freiheit in religiösen Meinungen antreffen, wo sie am gewöhnlichsten unterdrückt zu werden pflegt; so darf uns die philosophische Denkfreiheit unter ihnen gewiß nicht befremden, die in der That noch in höherm Grade, als die religiöse, hier Statt fand, aber mit jener auf gleichem Grunde, auf der vielgetheilten Lage Griechenlands beruhete. Die mancherlei griechischen Schulen waren in ihrer Art eben das, was die verschiednen Theogonien und religiösen Vorstellungsarten der Dichter waren, gemeinschaftlich strebende, mit einander wetteifernde, in Ansehung der Laufbahn getrennte, aber in Ansehung des Ziels und der Mittheilung ihrer Resultate verbundene Kräfte. Dies Verhältniß unter den verschiedenen Schulen entstand bloß aus der Vertheilung Griechenlands; ohne diese wäre hier auch in den Wissenschaften nicht so viel geschehn, als geschehen ist. Die Jonische,

Großgriechenländische und Athenienſiſche Schule waren, ihrer gemeinſchaftlichen Sprache ungeachtet, durch Länder und Meere von einander geſondert; jede alſo konnte für ſich wurzeln, und wenn ſie verpflanzt oder eingeimpft wird, deſto ſchönere Früchte tragen.

Bei einer ſo durchaus beſtimmten Form des Denkens über jeden Gegenſtand, wie ſie nch unſern Unterſuchungen im verſchloſſenen Lande angetroffen werden muß, kann man wohl zum voraus vermuthen, daß die Cultur keine erheblichen Fortſchritte hier machen kann. Iſt ſo ein Volk erſt einmahl ſo weit gekommen, daß es ſich mit den dringenden Bedürfniſſen abzufinden weiß; ſo geht der Gang der Vervollkommnung erſtaunlich langſam bei ihm. Jedes Geſchäft bleibt Jahrhunderte durch in dem alten Geleiſe, die Urenkel treiben es, wie es die Urgroßväter trieben, und das Ganze geht Jahrtauſende hindurch einen ewigen Kreisgang, wenn nicht der Zufall ein Rad in der Maſchine zerbricht, oder ihr einen neuen gewaltſamen Stoß giebt. Wie kann es auch anders ſeyn? alle Gegenſtände, die dieſem Volk in ſeinem Lande vorkommen, hat es kennen und benutzen gelernt, hat ſeinen Geiſt ſo lange daran geübt, als er nur etwas daran entdecken konnte, und ſelbſt, was noch daran zu entdecken

seyn möchte, wird übersehn, weil das Ganze alt und gewöhnlich ist, und weil es der Denkkraft solch eines Volks überhaupt an Uebung fehlt. Die Wißbegierde kann auch gar keinen Schwung bei ihnen bekommen, weil sie bei ihrem ersten Bestreben ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen und seitdem keinen neuen kennen gelernt haben. Kurz, ein eingeschränktes Volk, das seine Cultur nur von Einem Orte her erhalten, oder durch eigne Anstrengung erworben hat, muß nicht nur sehr einseitig in derselben werden; sondern auch, sobald es erst einen gewissen Punkt erreicht hat, wo es nicht mehr von den Umständen gedrängt wird, völlig oder doch beinahe still stehn. Sehr leicht kann es durch die vorige mechanische Ausübung von einerlei Vorschriften endlich sogar dahin gelangen, daß seine Denkkraft, die niemals neue Nahrung erhält, auch an den alten von seinen Vorfahren durchdachten Materien, nicht weiter geübt wird, daß es maschinenmäßig handelt, ohne die Gründe seines Verfahrens zu kennen. Wenn zum Beispiel die Rechenkunst unter uns allenthalben nur so gelehrt würde, wie sie in den meisten unsrer Schulen zum bloßen Gebrauch im gemeinen Leben, jungen Leuten beigebracht wird; so könnte sich die Kunst zu rechnen lange erhalten, wenn die Wissenschaft zu rechnen auch verlohren

gegangen wäre. Ohne die Gründe anzugeben, worauf die Operationen des Rechnens und die Regeln ihrer verschiedenen Anwendungen beruhn, erzieht man fertige und geschickte Rechner, von denen aber gewiß keiner uns die Arithmetik wieder geben würde, wenn sie jemals verlohren gehen sollte, die auch nicht einmahl im Stande sind, sich durch Schwierigkeiten durchzuarbeiten, womit sie ihr Lehrer nicht bekannt gemacht hat, oder neue, bessere Methoden selbst in ihrem mechanischen Theile des Rechnens anders als durch bloßen Zufall zu erfinden. Dies alles ist das Geschäft des Mathematikers, dessen Kenntnisse bei der Erfindung der Rechenkunst zwar äußerst nothwendig waren, aber jetzt, da die Resultate seiner Untersuchungen schon in jedermanns Händen sind, allenfalls wegfallen könnten, ohne daß die Kunst zu rechnen dabei verlöre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Acht und vierzigstes Stück.

Den 28ten November 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Unterschied zwischen verschlossenen, vielgetheilten und offenen Ländern.

(Fortsetzung.)

Wir haben am Ende des vorigen Blatts am Beispiele der Rechenkunst gezeigt, wie es möglich sei, daß sich eine Kunstfertigkeit, die auf wissenschaftlichen Gründen in ihrem Ursprunge und in ihrer Vervollkommnung beruhen muß, nach dem gänzlichen Verlust der wissenschaftlichen Kenntnisse, die ihr Fundament ausmachen, dennoch unter einem Volk erhalten könne. Auf eine ähnliche Art lassen

sich auch andre Künste mechanisch recht gut verrichten, die ebenfalls ursprünglich Ausflüße wissenschaftlicher Speculationen sind, von dem gemeinen Arbeiter aber ohne die Kenntniß von ihren Gründen ausgeübt werden: und diese alle könnten auch, nach dem gänzlichen Verluste ihrer Theorie, in ihrem ausübenden Theil noch immer beibehalten werden. Bei einem Volke nun, das schlechterdings nur immer zu lernen, niemals zu denken hat, kann sich der Fall gar leicht ereignen, daß der ausübende Theil einer Wissenschaft noch in seinem guten Flor steht, wie er ihm durch die Tradition vererbt worden ist, wenn wirklich der theoretische Theil derselben längst unter dem Schutt der Vergessenheit liegt: und dies scheint in der That der Fall bei manchen, vorzüglich bei einigen astronomischen Arbeiten der Sinesen und der Braminen Indiens zu seyn. Man hat Beispiele davon, daß die letztern, Rechnungen, die ihnen von europäischen Sternkundigen aufgegeben wurden, fertiger und schneller als diese selbst, und mit einer eben so genauen Richtigkeit zu Stande brachten; aber sie wußten von den Fundamenten der Wissenschaft nichts, aus welchen allein die Regeln zu diesen Rechnungen hergeleitet werden können. Diese Thatsache läßt sich unmöglich anders, als durch die Voraussetzung erklären, daß

diejenigen, denen sie diese Regeln zu verdanken haben, auch mit den theoretischen Gründen derselben bekannt waren, daß aber diese Kenntnisse allmählig verlohren gegangen sind, da man lange Zeit hindurch die Richtigkeit der davon abstammenden Regeln durch die Erfahrung bestätigt gefunden, und sich also einzig und allein mit der Ausübung und nicht mit der Untersuchung dieser Regeln beschäftigt hat.

Da diese Erfahrung unser Räsonnement bestätigt; so glauben wir um desto sicherer die Behauptung wagen zu können: daß die Bewohner eines eingeschlossenen, von allen übrigen abgeschnittenen Landes, wenn ihre Bedürfnisse erst so weit befriedigt sind, daß ihnen wissenschaftliche Untersuchungen nicht mehr durch den Drang der Umstände nothwendig gemacht werden, und wenn das Lehrgebäude der Tradition erst so vollständig aufgeführt, so tief eingewurzelt und durch das Ansehn sehr vieler vorhergehenden Generationen erst so befestigt ist, daß alle Speculationen darüber ihnen unnütz und wohl gar gefährlich und schädlich scheinen, alsdann zu einem gewissen Ruhepunkt in ihren wissenschaftlichen Kenntnissen gelangen müssen, von wo sie nur äußerst langsam und unmerklich auf und nieder schwanken und endlich auch wohl zurückgehn kön-

nen. In einem vielgetheilten Lande, wo durch fortgesetzte Bekanntschaft mit allerlei Völkern immer aufs neue Bedürfnisse erweckt werden, und wo ein jeder die Freiheit behält, die eingeführten Lehrsätze zu untersuchen und zu verbessern, hat man diesen Todesschlummer und dies allmählige Absterben der Wissenschaften gar nicht zu besorgen: hier wird der Untersuchungsgeist jedes Einzelnen von Jugend an geweckt und genährt, man nimmt weit weniger auf Glauben an, man nimmt keinen Gegenstand bloß ins Gedächtniß auf, sondern übt an jedem seine Denkkraft: wenn sich der Geist auch öfter von der Bahn der Wahrheit hier verirrt; so verirrt er sich doch durch seine eigene Kraft, und eben diese Kraft, die ihn fehlgeleitet hat, wird ihn zu seiner Zeit, wenn er sieht, daß seine Versuche auf Irrwegen unnütz sind, wieder ins richtige Geleise zurückführen. In solch einem Lande, als Griechenland ist, werden also nothwendig große Revolutionen dazu gehören, um die Wissenschaften, wenn sie einmahl eingewurzelt und zur Blüthe gediehen sind, wieder in Verfall zu bringen. — Die Geschichte der letztern Periode in Altgriechenland bestätigt diese Wahrheit zur Genüge, so wie man in der frühern Geschichte dieses Landes sehr deutlich wahrnehmen kann, daß in seiner vielgetheilten Lage die kräftig-

sten Triebfedern verborgen lagen, wodurch hier die Cultur einen so vorzüglichen Schwung bekam.

Da das dreifache Griechenland beider Welttheile in so viele Stämme und Staaten durch seine Lage zertheilt war, so mußte die Cultur, die sich hier und da erhob, nach den verschiedenen Umständen jedes Stammes anders gemodelt und folglich auf so mancherlei Art politisch werden, daß dieser Umstand uns die glücklichen Fortschritte der griechischen Sitenbildung allein schon erklärt. Nur durch die lichtsten Bande einer gemeinschaftlichen Sprache und Religion, der Orakel, Spiele, des Gerichts der Amphiktyonen u. s. oder durch Abstammung und Colonieen, endlich durch das Andenken alter gemeinschaftlichen Thaten, durch Poesie und Nationalruhm waren die griechischen Staaten miteinander verbunden. Bei diesem Verhältniß unter ihnen, welches zwischen Vereinigung und Trennung die glückliche Mittelstraße hielt, kam es bei jedem Stamm auf seine Neigung und auf seine individuelle Lage an, was er aus dem Quell der Cultur schöpfen, was für Bäche er daraus für sich ableiten wollte. Ein jeder that das nach den Umständen seines Bedürfnisses, vorzüglich aber nach der Denkungsart einiger großen Männer, die ihm die bildende Natur sandte. Alles, was sich ein einzelner

Stamm ganz besonders zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte, mußte durch diese, wenn er nicht ganz ungeschickt oder unglücklich war, zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit gelangen, die bei dem raschen Kreislauf der Kenntnisse unter den Griechen nicht lange in den engen Gränzen seiner Erfinder blieb, sondern, allen griechischen Nationen mitgetheilt, allen ein Zuwachs ihrer geistigen Vollkommenheit und oft der Same zu neuen Entdeckungen ward. Wie hätten bei solch einer thätigen, solch einer allgemeinmittheilenden Verbindung unter verschiedenen Stämmen die Wissenschaften auf einem Punkte des Stillstandes sich fixiren oder in Stockung gerathen können!

Ein neuer Grund von der unaufhörlichen Vervollkommnung dieses Volks in seinen Kenntnissen, der auch eben so sehr von der Natur des Erdstriches abhängt, liegt darinn, daß unter diese verschiedenen Stämme die Cultur von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Graden kommen mußte. Sie breitete sich vom nordischen Thrazien hinab, sie kam aus verschiedenen Gegenden der nahen kleinasiatischen und asiatischen gebildeten Völker zu ihnen herüber und setzte sich hie und da sehr verschieden fest. Die überwiegenden Hellenen bringen endlich Einheit ins Ganze und geben der griechischen

Sprache und Denkart Ton. Nun mußten in Kleinasien, in Klein- und Großgriechenland die Keime dieser gegebenen Cultur sehr ungleich und verschieden treiben; diese Verschiedenheit aber half durch Wetteifer und Verpflanzung dem griechischen Geist auf. Die Naturgeschichte sowol der Pflanzen als der Thiere lehrt uns, daß derselbe Saame nicht ewig auf demselben Erdstrich gedeihe, und daß er, zu rechter Zeit verpflanzt, frischere und frölichere Früchte trage: auf gleiche Weise scheint es sich mit den menschlichen Kenntnissen zu verhalten. Immer auf Einer Stelle fixirt, nehmen sie zuletzt eine gewisse bestimmte unabänderliche Form an und beginnen auszuarten; aber von einer Nation zur andern, von einem Welttheile zum andern immer verpflanzt, und wieder verpflanzt, erhalten sie an jedem Ort ihres Aufenthalts einen Zuwachs von Vollkommenheit und werden immer heilsamer und ergiebiger.

Manche Kenntnisse können sogar in einem eingeschlossenen Lande durchaus nicht erfunden oder doch nicht zu einem merklichen Grade von Vollkommenheit gebracht werden, die in den vielgetheilten Ländern nothwendige Erzeugnisse ihrer Lage sind, z. B. die Kriegskunst. Ein Volk, das von der ganzen übrigen Welt getrennt, eine eingerichtete durch eine Reihe von Jahrhunderten unerschütterlich

gewordene Staatsverfassung besitzt, kann unmöglich in den Fall kommen, die Künste des Kriegs zu erfinden oder große Fortschritte darinn zu machen: viele kleine Staaten hingegen, mehr oder minder durch gemeinschaftliche Geschäfte, Gränzen oder ein anderes Interesse, am meisten aber durch Liebe zu Krieg und Ruhm gleichsam an Eine Rennbahn gestellt, werden bald Ursache zu Zwistigkeiten finden: die Mächtigen zuerst und diese ziehen zu ihrer Parthei, wen sie hinzuzuziehn vermögen, bis endlich Eine das Uebergewicht gewinnt. Dies war der Fall der langen Jugendkriege zwischen den Staaten Griechenlands, vorzüglich zwischen Athen, Lacedämon, und zuletzt Theben. Wären diese Kriege bloß Streifereien der Wilden gewesen, oder wäre weiter nichts, als eine verbesserte Taktik der Erfolg davon gewesen; so dürften die griechischen Staaten diesen Gewinnst durch die Härte und Grausamkeit, womit diese Kriege zuweilen geführt wurden, wohl mehr denn zu theuer erkauft haben, und eingeschlossene Staaten, die einer ewigen Ruhe genießen, dürften sie dieses Verzugs wegen nicht gar zu sehr beneiden; allein die Früchte dieser Kriege waren von einer größern Wichtigkeit. An ihnen entwikkelte sich mit der Zeitfolge der ganze Staats- und Kriegsgeist, der je das Rad der Weltbegebenheiten ge-

lenkt hat. Die Griechen lernten dabei allmählig, was Bedürfnisse des Staats, was Quellen seiner Macht und seines Reichthums, was Gleichgewicht der Republiken und Stände gegen einander, was geheime und öffentliche Conföderationen, was Kriegslist, Zuvorkommen, im Stich lassen und dergleichen heiße. Sie haben es in manchen dieser Dinge, z. B. in der Verwaltung und Erhöhung der Staatseinkünfte zu solch einer Höhe gebracht, daß man erst in neuern Zeiten, wo man ihnen beinahe ähnlich geworden ist, die ganze Weisheit bei manchen ihrer Maaßregeln hat einsehen lernen, und daß sie noch jetzt in vielen Stücken unsre Nachahmung verdienen.

Daß wir nicht ganz mit Unrecht einen Grund von den Vorzügen der Cultur, wodurch sich die Griechen vor allen andern Völkern der Geschichte auszeichnen, in der vielgetheilten Lage ihres Wohnorts aufgesucht haben, beweist uns die ähnliche Bewandniß in der Cultur, die wir in einem Lande antreffen, das zwar etwas weniger von Meeresküsten in Verhältniß mit seiner Größe hat, als Griechenland, (denn in keinem andern Lande der Welt macht der Lauf der Küste so viel Bügungen, Meerbusen, Hervorspringungen und Vorgebirge als dort) das auch durch eine geringere Zahl von Bergen zerstückt ist;

aber dennoch unter allen übrigen Ländern in seiner Form mit dem Bau von Griechenland die meiste Verwandschaft hat, und dies Land ist — Italien. Durch seine vorgestreckte Lage und durch seine langen Küsten an allen Seiten war es eben so wie Griechenland einer Menge verschiedener Ankömmlinge und Bewohner fähig, daher waren auch in den frühesten Zeiten schon eine Menge verschiedener Stämme, Iberier, Gallier, Ausonen, Pelasger und späterhin Griechen auf dieser Halbinsel in Thätigkeit, und aus den Keimen der Cultur in jedem einzelnen Stamm sproßte sehr früh bei einigen dieser Völker ihre Blüthe auf. Italien war für die griechischen Abentheurer, was jetzt Amerika für die unsrigen ist: wenn sich ein Haufe von jungen Wüstlingen fand, die voll Ueberdruß gegen die vaterländische Einförmigkeit, ein eignes Staatsgebäude zu errichten den Einfall bekamen, oder wenn sich in einem langen Kriege eine gar zu große Menge von Jungfernkindern eingefunden hatte, die der Staat doch weder gänz verstoßen, noch auch als rechtmäßige Bürger anerkennen wollte: wenn sich aus irgend einem andern Grunde die Bevölkerung einer Stadt zu sehr anhäufte; wenn ganze Partheien begierig waren, sich von ihren Gegnern zu trennen — in allen diesen Fällen wurden Griechen nach Italien

eingeschifft, die dort den Grund zu den blühendsten Städten gelegt, und einen ansehnlichen Strich dieses Landes mit dem Namen Großgriechenland gestempelt haben. Jeder von diesen Stämmen brachte ein eigenthümliches Gepräge der Cultur mit, nachdem er aus einem andern Mutterlande, oder in einer andern Zeit abgereist war, und durch die Mittheilung, die zwischen kleinen nahgelegenen, in mancherlei gemeinschaftliche Geschäfte verwickelten Stämmen unfehlbar ist, entstand bei einem jeden aus diesem bunten Gemisch eine andre Art von Bildung des Verstandes und der Sitten. Unter allen Völkerschaften Italiens zeichneten sich die Etrusker sehr früh durch einen vorzüglich hohen Grad der Cultur aus. Dies Volk beschäftigte sich meistentheils mit Handel, Kunst und Schiffarth. Eben dieserhalb vielleicht aber auch schon deswegen, weil sie aus mehrern ursprünglichen Stämmen entsprungen waren, finden wir bei ihnen Nationalfreiheit; denn noch nahe vor den Zeiten seines Unterganges war Etrucien eine Gemeinrepublik von zwölf Stämmen, nach Grundsätzen vereinigt, die in Griechenland weit später und nur durch die äußerste Noth erzwungen wurden, und dennoch nicht von großem Einfluß waren, weil es dem Gerichte der Amphiklyonen an der ausübenden Macht fehlte, wodurch

es allein seinen Beschlüssen Nachdruck geben und sie in Erfüllung bringen konnte. Auch hatten die Etrurier schon eine eigentliche Kriegskunst, besondere Zeichen für jede Art der Bewegung des Heers, Begriffe von Völkerrecht, eine in den Staat verflochtene Religion, Befestigungskunst und Baukunst, überhaupt vielen Kunstgeschmack, so wie einen eignen Styl; auch gebührt ihnen die Erfindung der toscanischen Säule.

So sehr Italien durch seine vorgestreckte Lage und durch seine Meeresküsten der Wohnort verschiedener Stämme werden mußte; so ward es ebenfalls dadurch, daß der Apennin mitten dadurch strich, so wie auch Griechenland durch seine Gebirge, zu einem vielgetheilten Lande. Diese Trennung der verschiedenen Völkerschaften durch zwischenliegende Berge hinderte jene Einförmigkeit des Nationalgeschmacks, sicherte jedem Stamm seine Originalität, und machte die Lage eines jeden so individuel, daß er sich mit besonderm Eifer auf diese oder jene Wissenschaft oder Kunst legen, und sie mit neuen, für das Ganze heilsamen, Entdeckungen bereichern konnte.

Wenn die halboffene Lage eines Landes für die Vervollkommnung der Wissenschaften daselbst so erstaunlich große Vorzüge vor einer gänzlich verschlos-

senen Erdgegend voraus hat, was können wir wohl in beiden für Verschiedenheiten in Ansehung des Geschmacks und in den schönen Künsten erwarten? Eben dieselben, die wir in den Wissenschaften angetroffen. Bloß diejenigen unter ihnen, worauf Bedürfniß oder die Eigenthümlichkeiten des Landes leiteten, fanden wir hier cultivirt, bis ins genaueste mühevollste Detail nach ihren zuerst entdeckten Grundsätzen durchgearbeitet, und nachdem sie einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, stillstehend oder gar vernachläßigt und vergessen. Etwas ähnliches werden wir bei den schönen Künsten bemerken. Eben die Hindernisse, die der Vervollkommung der Wissenschaften im Wege standen, treffen auch die Vervollkommnung des Geschmacks, und so bald ein eingeschlossenes Volk sich erst über die ersten rohen Versuche emporgeschwungen hat; so wird es ruhig stehen bleiben, und Jahrtausende hindurch einerlei Figuren schön finden, ohne sich auch nur den Einfall einkommen zu lassen, daß sie noch wohl schöner seyn könnten. Die Mahlerei auf dem sinesischen Porcellan in den neuesten Zeiten ist noch eben so abentheuerlich, eben so carricaturmäßig, als auf den ersten Arbeiten dieser Art, die wir kennen. Wer könnte auch bei einer Nation, wo man sich in allem bis auf die geringsten Höflich-

keitsbezeugungen sclavisch nach vorgeschriebenen Formularen richten muß, auf den kühnen Gedanken gerathen, daß sich in irgend einer Art noch etwas vervollkommnen und verbessern ließe, wenn ihm alles, was er gewahr wird, von der frühsten Kindheit an, immer mit dem entscheidenden Zusatz gezeigt wird: das muß so seyn? Wie sollte in solchen engen Fesseln die Phantasie der Künstler ihren Flug über die ganze wirkliche Welt hinaus in das Land schöner Ideale nehmen können? Nein, es wäre wahrlich ein Wunder, wenn eine Einbildungskraft, der man von ihrer ersten Aeußerung an gewaltsam die Flügel gelähmt hat, Kraft genug zu solch einem Schwunge übrig behalten hätte.

„Aber, könnte man sagen, wenn sich der Ge„schmack in einem eingeschlossenen Lande, so bald er „in einer bestimmten Form gegossen ist, auch nicht „weiter vervollkommnet, was hindert uns anzuneh„men, daß er gleich anfangs sich auf die rechte Bahn „lenke, wo er nur seinen Weg geradezu fortzusetzen „braucht, um an das Ziel der Schönheit zu gelan„gen?" Gar viel und mancherlei hindert uns, diese Voraussetzung als einen möglichen Fall zuzugeben. Wir wollen nicht darauf bestehn, daß in einem Lande, wo sich nicht mancherlei Nationen bei der Zeugung vermischen, niemals eine schöne Gestalt zum

Vorschein kommen könne, und daß selbst die schönste Figur in dieser Lage früher oder später ausarten müsse, ob man gleich ziemlich erhebliche Gründe und Erfahrungen für diesen Satz anführen konnte: wir wollen uns bloß an der Erfahrung halten, und da wird es uns niemand abläugnen, daß niemals unter den Sinesern, Indiern, Aegyptern oder unter irgend einem andern Volk, das die Vermischung mit fremden Nationen zu meiden suchte, so viel Schönheit in der Organisation gefunden worden ist, als wir in der griechischen, vorzüglich in der männlichen griechischen Form gewahr werden.

Wenn wir aber hierauf auch gar keine Rücksicht nehmen, wenn wir voraussetzen wollen, daß die Aegypter eben so wohlgebildet, als die Griechen gewesen wären, wenn wir auch gar nicht auf die fehlerhafte Organisation des ägyptischen und des sinesischen Auges und auf die ganz vorzügliche des griechischen sehen wollen, worüber wir uns an einem andern Ort ausführlicher zu erklären denken; so konnten dennoch bei den Aegyptern, eben um ihres eingeschlossenen Landes wegen, die bildenden Künste nie den Gipfel der Vollkommenheit erreichen, wozu sie bei den Griechen gelangt sind und gelangen mußten. Der freie Genius der griechischen Kunst schwang sich weit über die Wirklichkeit hinaus

in eine Phantasienwelt schöner Formen, und schuf sich selbst die Gestalten, die er hernach im Marmor oder auf der Leinwand versinnlichte. Die Verschiedenheit in den mancherlei Familien- und Nationalbildungen, die dem griechischen Künstler umgaben, leitete ihn auf dem großen Gedanken, daß die äußere Form der Abdruck des innern Menschen sey, und daraus entstand der eigenthümliche Vorzug der griechischen Kunst, daß sie den Körper zu beseelen und die Seele zu verkörpern verstand. Der Jupiter des Phidias füllte jeden, der ihn anblickte, mit einem schauderhaften Gefühl von ehrfurchtsvoller Anbetung, und die Bildsäule der Venus durchdrang den Zuschauer mit dem glühendsten Feuer der Wollust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Neun und vierzigstes Stück.
Den 5ten December 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Unterschied zwischen verschlosse-nen, vielgetheilten und offenen Ländern.

(Fortsetzung.)

Der Zweck der griechischen Künstler, in ihren Werken nach dem Ausdruck einer einzigen Idee zu streben, in der Bildsäule des Jupiters die Majestät und in der Venus die Schönheit verkörpert darstellen zu wollen, dieser Zweck, durch welchem allein die Kunst zu Kunst ward, und nicht bloß mechanische, sclavische Nachahmung der in der Natur gegebenen Formen blieb, muste den Künstlern in einem

eingeschlossenen Lande durchaus fremde bleiben. Wie konnte der Aegypter, an den Anblick einer einzigen Nationalphysiognomie gewöhnt, nur den Gedanken an die Mannichfaltigkeit von Formen bekommen, durch deren Anschauung der griechische Künstler zu der Idee geleitet wurde, in der äussern Gestalt nur den Abdruck des Innern zu finden, und in seinen Werken darzustellen? Bei beiden Völkern ging die Kunst von der Nachahmung der Natur aus. Wo nun die Natur dem Künstler eine reichhaltige Mannichfaltigkeit darbot, da nöthigte sie ihn durch ihren Reichthum zur Auswahl, und zwang ihn also gleichsam, seinen Geschmack auszubilden; wo sie hingegen in ewiggleicher Einförmigkeit vor ihm da lag, da konnte er bei seiner Nachbildung auf weiter nichts, als auf Treue und Genauigkeit sehn: jener konnte sich das Verdienst des Schöpfers um seine Werke erwerben; dieser konnte kein höheres Ziel kennen, als seiner Copie durch den genauesten, mühsamsten Fleiß eine vollendete Aehnlichkeit mit dem Original zu geben: jener, dem die Natur von Zeit zu Zeit neue und immer wieder auch schönere Gestalten vorführte, muste zuletzt nach dem Urbilde des Schönen ringen; für diesen, der in allen Gestalten, die ihm zu Gesichte kamen, nur ein wenig verschiedene Modificationen einer

einzigen Nationalbildung sah, ward diese Nationalform nothwendig die Gränze des Schönen, und die getreuste Nachahmung davon muste ihm das Ideal aller Kunst heißen. So wurden bei ägyptischen Künstlern ihre Tempel die Nachbildungen von Felsgewölben, ihre Pyramiden die sclavische Nachbildung eines geometrischen Körpers, und alle ihre Menschenfiguren, die Copien wirklicher Menschen, anstatt daß der Grieche seinen Gebäuden das Gepräge der Erhabenheit und der Anmuth zu geben, und in menschenähnlicher Gestalt Götter darzustellen verstand.

Außer dieser Freiheit in Auswahl der Formen, die uns die erste Bedingung beim Entstehn eines guten Geschmacks zu seyn scheint, fehlte den Aegyptern auch nothwendig jene Grazie in der Ausführung, die der Stempel eines vollendeten Kunstwerks ist; und auch dies war wiederum die Folge von ihrer eingeschlossenen, völlig abgeschnittenen Lage. Zu allem, was sie vornahmen und ausführten, wurden sie, wie wir oben angezeigt haben, durch die Hand der Nothwendigkeit und durch die sonderbare Naturbeschaffenheit ihres Landes gezwungen: die meisten ihrer Unternehmungen waren sehr groß und mühsam, und forderten, wenn sie von Dauer seyn sollten, eine vollkommene Re-

gelmäßigkeit nach mathematischen Grundsätzen: die Bewegungsgründe und die Art der Ausführung bei ihren ersten Kunstwerken, musten also ganz natürlich ihrem Geiste auf alle künftige Jahrhunderte hinaus, so lange er sich selbst einzig und allein überlassen blieb, die Richtung geben, bei jedem Strich ihrer Arbeiten auf Nützlichkeit und Genauigkeit zu sehn, und allenthalben die Linien der Geometrie und mathematische Verhältnisse anbringen zu wollen: wie hätten sie nun dazu kommen sollen, die Linien ihrer Umrisse in den sanftesten Ründungen gleichsam in einander verfließen zu lassen? Wie hätten sie nach Leichtigkeit und Anmuth in ihren Werken streben können, da die Begriffe davon ihrer Seele völlig unbekannt waren?

Ueberdem war es fast unmöglich, daß die Künstler bei dem höchsten Grade der Einförmigkeit in der leblosen so wohl als in der lebendigen Natur, hier jemals auf einen Gegenstand stoßen konnten, der im Stande gewesen wäre, sie in den Grad von Begeisterung zu setzen, in welchem allein die Entwürfe großer Werke von der Seele gleichsam empfangen werden. Wie konnten jemals Gegenstände, die man von seiner frühern Jugend an immer eben so gesehn hatte, nun auf einmal den verborgenen Funken des Genies zur lichten Flamme anblasen? Wo

aber, wie in Griechenland, immer neue Gegenstände, wie in einem ewigen Strom vor der Seele des Künstlers vorübergehn, wo so oft unter dieser Menge von Eindrücken, ein einziger stark genug ist, um alle vorigen zu verdrängen, und die ganze Kraft des Künstlers an sich allein zu fesseln, wo er täglich von neuen, wichtigen Revolutionen Nachricht erhält oder Augenzeuge davon, oder gar Theilnehmer daran ist, da kann die Begeisterung der Musen nicht ausbleiben. Wo große Kräfte in Bewegung sind und glänzende Thaten geschehn, da wird es auch niemals an Männern fehlen, die durch große Begebenheiten in Enthusiasmus gesetzt, diesen Enthusiasmus in großen unsterblichen Denkmälern verewigen: allein, ohne die Belagerung von Troja würden wir jetzt weder die Iliade noch die Odyssee besitzen.

Alles was wir jetzt über den Unterschied im Flor der Künste und des Geschmacks in Ansehung verschlossener und vielgetheilter Länder beigebracht haben, gehört zur Beantwortung der Frage: in welcher von diesen beyden Lagen kann der Künstler die vollkommensten Werke liefern; nun frägt sich's noch: wo wird er sie liefern wollen? der Künstler ist ein Mensch wie andre Menschen: zwar ist sein erstes Motiv, wenn er ein ächter Künstler ist, reine

Liebe zur Kunst, und sein höchster Lohn, das Gefühl, nicht ganz unglücklich in seinen Werken gewesen zu seyn; allein dennoch ist es für die Vervollkommnung der Kunst ungemein vortheilhaft, wenn dies nicht sein einziger Lohn seyn darf. Nicht ein jeder Künstler findet sich durch Reichthum belohnt, aber ein jeder sehnet sich nach Ruhm. Wo aber wird es dem Künstler am leichtesten, diesen Ruhm zu erhalten? unstreitig in einem Lande, das in Verbindung mit den meisten Völkern der Erde steht, überall Verkehr treibt, und in jeder Gegend die Verdienste seiner Künstler ausbreitet. Nur in solch einem Lande, wo der Ruhm des Künstlers nicht in den engen Gränzen eines einzigen Reichs eingeschlossen bleibt, kann er den schönsten Theil seines Lebens für die Vollendung seines Kunstwerks aufopfern.

Die Kunst wird also, eben so wie Cultur und Wissenschaften, in einem eingeschlossenen Lande nur einen gewissen Punkt der Vollkommenheit erreichen können, der ihr Ruhepunkt seyn muß, und niemals wird dieser Punkt der höchste seyn, zu dem sie hinaufstreben muß, und in einem vielgetheilten Lande allein hinaufstreben kann: vollkommene Darstellung sinnlicher Vollkommenheit: er wird höchstens getreue Darstellung der wirkli-

chen Natur seyn: der Künstler wird dort vielleicht mehr Fleiß aber nimmermehr so viel von jenem Kunstgenie äußern können, das wir noch jetzt in den unerreichten, für uns auf immer vielleicht unerreichbaren Werken der Griechen bewundern. Jetzt zu einem andern nicht minder wichtigen Punkt, zur Untersuchung über die Regierungsart in verschlossenen und getheilten Ländern!

Jene ewige Einförmigkeit, die wir bei jeder Einrichtung in verschlossenen Ländern finden, läßt uns schon erwarten, daß auch die Regierungsart dort keinen großen Revolutionen ausgesetzt seyn wird. Wo die Denkfreyheit unterdrückt, wenigstens die Denkkraft ohne Nahrung ist, wo ein jeder sich von Jugend auf daran gewöhnt hat, jede Anordnung der Vorwelt musterhaft und unverbesserlich zu finden, oder doch für unveränderlich zu halten; da wird es keinem einfallen können, daß jeder Mensch als Mensch mit allen übrigen gleiche Rechte habe, daß diese Rechte unverjährlich sind, daß nur das Wohl der ganzen Gesellschaft, aber niemals das Wohl eine Einzigen oder einiger Wenigen jemanden verpflichten könne, auf diese Rechte Verzicht zu thun, und einen Theil davon der ausübenden Gewalt des Staats zu übertragen. Gedanken von dieser Art entstehen nur in einem Geiste,

der von der Fessel jedes Vorurtheils befreit, über jede menschliche Einrichtung die höchste Gesetzgeberinn derselben, die Vernunft um Rath zu fragen wagt, um von ihr zu erfahren, wie sie seyn soll, und mit ihrer Antwort sie zu vergleichen, so wie sie ist. Ohne diese Freiheit des Geistes, die aber in einer isolirten Lage nicht statt finden kann, erhebt sich der Mensch niemals bis zu dem hohen Gedanken, über die Organisation der Gesellschaften und Staatskörper Betrachtungen anzustellen: er gehorcht der Regierung, nicht weil sein Gehorsam zum Besten des Ganzen gereicht, sondern weil seine Vorfahren ihr schon gehorcht haben: er leidet unter den Mängeln und Fehlern der Landesverfassung, ohne nur an die Möglichkeit einer Verbesserung zu denken; weil seine Vorfahren eben so haben leiden müssen. Die erste Regierungsform, die in einem Lande dieser Art eingeführt ist, wird also immerfort dauern, jedermann wird sie unverbesserlich finden, nur der höchste Grad von Druck wird den dienenden Theil des Volks dahin bringen können, sich an der regierenden Macht zu vergreifen, und selbst in diesem Fall wird er wahrscheinlich nicht so wohl die Verfassung umstoßen, in welcher eigentlich der Grund des Uebels lag, als vielmehr die Personen ändern, von denen er unterdrückt

wird. Die Verfassung selbst, das Werk seiner ersten Vorfahren, wird ihm immer heilig bleiben, er wird nie gegen die Tyrannei, sondern nur gegen den Tyrannen aufgebracht seyn.

Wir können also in verschlossenen Ländern nur diejenige Regierungsform erwarten, die unter allen die natürlichste ist, weil an ihre Vervollkommnung dort selten oder niemals gedacht wird, und diese ist — die desspotische. So bald die Menschen sich überzeugt haben, daß genaue Vereinigung aller für sie Bedürfniß ist, und daß sie nur durch Gehorsam zu Stande gebracht werden kann; so werden sie geneigter seyn, ihre Rechte an einen Einzigen, als an viele abzutreten, weil sonst ihre Vereinigung doch nicht vollkommen wäre; selbst wenn dies nicht geschähe, würden mehrere, denen die höchste Gewalt übertragen ist, sich so lange um die erste Stufe streiten, bis Einer von ihnen sie erstiegen hat, und ein Paar Thronfolgen in einer Familie sind hinreichend, um die Krone in einem Reiche, wo man so am Gewöhnlichen klebt, erblich zu machen. Sind die ursprünglichen Einwohner solch eines Landes der Raub eines Eroberers geworden, oder hat ihnen irgend ein einzelner Fremdling Cultur und Gesetze gegeben; so ist dadurch dem Despotismus ein sicherer Thron errich-

tet: ist aber die Gesittung solch eines Volks das Werk mehrerer zu diesem Zweck verbundener klügerer und weiserer Menschen; so werden diese zusammen eine Aristokratie einrichten, und Einem aus ihrem Mittel die höchste Gewalt übertragen, der bloß das Instrument ihres Willens, und der Vollzieher ihrer Rathschlüsse ist. Auf die letztere Art scheint die Verfassung Aegyptens entstanden zu seyn, die nicht, wie man gewöhnlich glaubt, despotisch, sondern eigentlich monarchisch war, in dem die Priester eine Art von Adelstand ausmachten, der zwischen dem Könige und dem Volk in der Mitte stand, und dem Willen des erstern grose Schwierigkeiten entgegen zu setzen pflegte, wenn er gegen die Grundgesetze des Landes stritt. Wahrscheinlich waren indessen diese Grundgesetze noch die Werke des Zufalls und mehr das Resultat eines Vergleichs zwischen dem Monarchen und der Priesterschaft, als das Werk der ruhigen ungestörten Vernunft, die sich Zeit dazu gelassen hatte, die Rechte des Menschen und des Bürgers genauer abzuwägen, und die Landesverfassung nach dem Grundsatze des allgemeinen Wohls einzurichten; denn sonst hätte wohl das gemeine Volk nicht so häufig so schwere Lasten zu tragen bekommen, unter denen es zuweilen beinahe erlag. Auch finden wir in den übrigen eingeschlossenen

Staaten, deren Verfassung sich Jahrtausende hindurch unverändert erhalten hat, einen unverkennbaren Hang zum Despotismus, und zur Erklärung desselben erinnern wir die Leser hier noch an das, was wir bei Gelegenheit der Ebenen angeführt haben, daß die Sclaverei in einem Lande natürlich ist, wo der Unterdrückte keinen Zufluchtsort gegen die Gewaltthätigkeiten des Mächtigen finden kann.

Alle diese Umstände, die die Vervollkommnung der Staatsverfassung und der Gesetzgebung in einem eingeschlossenen Lande hindern, finden in einem vielgetheilten nicht Statt, und dies leitet uns also auf die Vermuthung, daß wir hier finden werden, was wir dort vergeblich suchten, eine Verfassung, die auf durchgedachten Grundsätzen gebauet, die das Werk der menschlichen Vernunft und nicht des bloßen Zufalls ist. Dem regsamen Geist so eines Volks, der sich, wie wir gezeigt haben, an allen übt, woran er nur einen interessanten Gesichtspunkt entdeckt, kann unmöglich die Bemerkung entgehn, daß die Art, wie eine Gesellschaft regiert wird, eine der ersten Quellen ihrer Glückseligkeit und ihrer Leiden ist: die Veranlassungen, diese Wahrheit zu fühlen, sind in jedem Staate sehr häufig, und die Thätigkeit, die ein Volk dieser Art vor andern auszeichnet, läßt solch einen wichtigen

Gedanken nicht lange eine unfruchtbare Specula-
tion der bloßen Denker bleiben, sondern bringt bald
die Revolutionen zu Stande, wozu er den Keim in
sich trägt. Die Folgen jeder solcher Revolution ge-
ben dem denkenden Staatsmann wieder reichlichen
Stoff zu neuen Beobachtungen, und so entsteht
allmählich eine Wissenschaft der Regierungsarten
und der Gesetzgebung, die unter einer Nation, wo
die Circulation der Ideen so schnell ist, bald einen
Theil der allgemeinen Kenntnisse ausmacht. Die
Vorstellung von Herrschaft hat an und für sich schon
so viel Reiz für jeden Menschen, daß ein jeder, bei
dem sie lebhaft geworden ist, auch die Sehnsucht
fühlt, Theil daran zu nehmen, und unter einem
Volk, wo sie jeden Kopf einnimmt, und wo ohne-
hin das Bewustseyn von Kraft immerdar lebendig
ist, muß also früher oder später eine Demokratie
entstehn, weil sich keiner dazu verstehen wird, ge-
horchen zu wollen, wenn er nicht auch am Befehlen
Theil nehmen soll. Selbst ohne jene Thätigkeit
des Geistes, die jeden Gegenstand untersucht, und
nichts auf Treue und Glauben für gut gelten lässet,
weil es schon lange Zeit dafür gegolten hat, kann
der Bewohner eines vielgetheilten Landes weit leich-
ter das Gefühl seiner Menschenrechte erhalten,
als der Bürger eines isolirten, wo man nie-

mals, so weit die Tradition hinausreicht, den Gedanken an dergleichen Rechte gehabt hat. „Nir„gends als in Griechenland," sagt der vortreffliche Geschichtschreiber der Menschheit mit Recht, „nir„gends als in Griechenland, war die große Revo„lution zuerst möglich, daß aus Königreichen, Re„publiken wurden. Eine Menge einzelner Völker „hatten auch unter ihren Königen das Andenken „ihres Ursprungs oder Stammes sich zu erhalten „gewußt. Jedes Volk sah sich als einen einzelnen „Staatskörper an, der gleich seinen wandernden „Vorfahren, sich politisch einrichten dürfe, und „glaubte, daß keiner der griechischen Stämme un„ter den Willen einer erblichen Königreihe verkauft „sey. Freilich war der Ursprung der neuen Regie„rungsform mit großen Unannehmlichkeiten ver„bunden; indessen waren doch damit einmal die „Würfel geworfen, daß Menschen, wie aus der „Unmündigkeit erwacht, über ihre politische Ver„fassung selbst nachdenken lernten. Und so war „das Zeitalter griechischer Republiken der erste „Schritt zur Mündigkeit des menschlichen Geistes „in der wichtigen Angelegenheit, wie Menschen „von Menschen zu regieren wären." So wie unter dieser Mischung von mancherlei Nationen allein jene große Revolution der Freiheit zu Stande kom-

men konnte; so konnte sie sich auch hier in diesem vielgetheilten Lande am leichtesten erhalten, wo dem gedrückten Bürger der Uebergang in einen glücklichern, freieren Staat nicht verwehrt werden konnte, wo jeder Staat seine größten Hülfsquellen in dem Patriotismus seiner Bürger fand, und sich oft bei dem Aneinanderdrängen aller dieser kleinen Staaten in die Nothwendigkeit gesetzt sah, nur von ihrem Muth, von ihrem Gemeingeist, und selbst von ihrer Aufopferung für das Beste des Ganzen seine Rettung zu erwarten. Eben diese getrennte Lage, welche jeden einzelnen Staat dafür schützte, daß er nicht von dem Despotismus verschlungen ward, schützte ihn auch für Unterjochung von außen: der eine Stamm hielt durch seine Gränzgebirge, der andere durch seinen Wald, der dritte durch seine Meeresküsten die Fortschritte jedes Eroberers auf, und so blieb die jugendliche Regsamkeit dieser zerstreuten Stämme lange ungestört. Auch der glückliche Umstand, daß in ein so vielgetheiltes Land die Cultur von mehrern Orten herkommen muste, war für die allgemeine Freiheit der Griechen sehr vortheilhaft. Wäre das Land nur von Einer Seite her zugänglich gewesen; so hätte auch nur der einzige Stamm, der an dieser Seite lag, von aussen her Cultur annehmen können, und würde gewiß mit

der Verbreitung der Cultur zugleich seine Gränzen erweitert haben: jetzt aber, da von Aegypten, von Kleinasien und von Thracien her, der segenvolle Strom der Cultur sich ergoß, jetzt konnte er dies glückliche Land befruchten, ohne die Freiheit fortzuschwemmen, die er darinn vorfand. Alles vereinigte sich also, um das aufblühende Griechenland zu einem schönen Garten von kleinen Freistaaten zu machen, wovon ein jeder eine besondere Blume ward, so wie es seine eigenthümliche Lage mit sich brachte, die aber alle zusammen stimmen konnten, um dem Freunde der Menschheit den entzückendsten Anblick zu gewähren.

Eben so günstig war der italienische Boden durch seine zerstückenden Gebirge für die Freiheit der Völker, die diese Halbinsel bewohnten. Noch früher als bei den Griechen, finden wir bei dem Etruskern eine auf richtigen Grundsätzen der Staatskunst gebaute Nationalfreiheit, die sich wahrscheinlich daher schrieb, weil mehrere ursprüngliche Stämme an der Gründung dieses Staats Theil genommen hatten. Von jenen Zeiten her bis auf die unsrigen, hat es sich gezeigt, daß jene Gebirgketten ein starkes Hinderniß gegen jede Gemeinherrschaft über Italien ausmachen. Kein Land hat den alles erobernden Römern so viel Mühe gekostet als Italien

selbst, und so bald ihre Herrschaft dahin war, ging es abermals in seinen natürlichen Zustand der mannichfaltigsten Theilung über. Die Lage seiner Länder nach Gebirgen und Küsten, so wie auch der verschiedene Stammescharakter seiner Bewohner, machten diese Theilung nothwendig; denn noch jetzt, da die politische Gewalt alles unter Ein Joch zu bringen oder an Eine Kette zu reihen sucht, ist unter allen Ländern Europa's Italien das vielgetheilteste Land geblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit.

Funfzigstes Stück.

Den 12ten December 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Unterschied zwischen verschlossenen, vielgetheilten und offenen Ländern.

(Beschluß.)

Wie die Macht der Gewohnheit so weit geht, daß sie selbst den Despotismus erträglich macht, da können wir gewiß alles von ihr erwarten. Wo man den Despoten für nothwendig hält, weil der Ursprung seiner ungerechten Gewalt sich in der grauen Ferne des Alterthums verliehrt, da wird man ihn auch nicht einmal unter die nothwendigen Uebel zählen; sondern mit der tiefsten Ehrfurcht sich sei-

nem Throne nahn. Man wird bald aufhören ihn für einen Menschen, wie andere Menschenkinder zu halten; man wird ihn und die Sclaven, die zunächst um seine Person, dem Sonnenblick seiner Gnade und seiner Tyrannei zunächst ausgesetzt, oder Theilnehmer an seiner Unterdrückung sind, für eine höhere Art von Wesen ansehn, in deren Adern ganz andres, als gewöhnliches, Menschenblut fließt. Der herrschende Theil der Nation wird von dem gehorchenden so sehr unterschieden seyn, daß die Kleinigkeit, daß beide Theile Menschen sind, gar nicht mehr in Betracht kommen kann, und daß alle unmittelbare Gemeinschaft und Verbindung zwischen der Familie, die nach dem göttlichen Recht des Stärkern auf dem Thron sitzt, und zwischen allen, die ihn zu Füssen liegen, aufhören muß. Diese auffallende Ungleichheit zwischen den Mitgliedern Einer und eben derselben Nation wird aber nicht allein zwischen der Familie des Beherrschers und der Beherrschten Statt finden: alle übrigen Stände werden unter einer isolirten Nation, wo die Gewohnheit die erste und freie Vernunft die letzte Stelle einnimmt, verhältnißmäßig eben so scharf von einander abgeschnitten seyn, und diese Scheidewand zwischen verschiedenen Ständen wird in einem verschlossenen Lande, wo alles erblich ist, ebenfalls vom Vater auf den Sohn

vererbt werden. Man wird Kenntnisse, Sitten, Vorurtheile, Fehler, und Ehre und Schande von seinen Eltern erben, und dadurch werden in der Zeitfolge endlich jene verschiedenen Stämme entstehen, die ob sie gleich alle Bürger Eines Landes sind, doch einen sehr ungleichen Antheil an bürgerlichen Vortheilen und an bürgerlicher Achtung haben. Man kennt den Stolz, womit sich die Priester Aegyptens über den übrigen Theil des Volks erhoben, und auch unter diesem übrigen Theil gab es noch mancherlei sehr auffallende Abstuffungen zwischen manchen Ständen und Stämmen. Diejenigen z. B. die sich mit der Schweinezucht abgaben durften, niemals den Tempel betreten, wie Herodot uns versichert, und jede Familie in Aegypten, die eine andre Beschäftigung trieb, würde es für den ärgsten Schimpf gehalten haben, sich mit Menschen, die man für niedrig und unrein hielt, durch Bande der Ehe zu verbinden. Eben so machen in Indien die Stämme der Braminen, der Krieger, der Handelsleute u. s. w. ganz von einander abgeschnittene Theile des Volks aus, die sich nie durch Verbindungen vermischen, und wovon ein jeder eigne Einrichtung, eigne Gesetze und zum Theil sogar eigne Vorschriften oder Begünstigungen in Ansehung der Diät hat: der unterste Stamm der Pulias ist so

tief herab gewürdigt, daß er nur zu den niedrigsten, beschwerlichsten und unreinlichsten Verrichtungen gebraucht wird, daß ein jeder, der dazu gehört, es vermeiden muß, von jemanden aus den übrigen Stämmen nur gesehen zu werden, weil sein Anblick alle andre verunreinigt, und daß er seine Bedürfnisse von der Landstraße zu holen gezwungen ist, wo man sie ihm hinsetzt ohne sich um ihn zu bekümmern, wie man Hausthieren ihre Nahrung an einen bestimmten Ort hinsetzt, woher sie sich dieselbe nehmen können, wenn der Naturtrieb sie hintreibt. Durch das Tribunal des Ceremoniels und durch das weitläuftige Gesetzbuch der Etikette ist der Unterschied der Stände in Sina nicht weniger scharf bestimmt, und diese Bestimmungen sind für den großen Haufen des Volks nicht weniger demüthigend als die undurchdringliche Scheidewand zwischen den verschiedenen Ständen in Egypten und Indien. Solch ein Unterschied unter Wesen von einerley Art, die alle von Natur gleiche Rechte haben, solche Schranken zwischen Menschen und Menschen, ja sogar zwischen Bürger und Bürger, welche die Menschheit erniedrigen, und zur Schande unsres Geschlechts sogar erblich sind, können unmöglich anderswo geduldet werden als in einem verschlossenen Lande, wo der menschliche Geist, von allen Sei-

ten her durch den Druck der Gewohnheit betäubt, selbst das Unerträgliche erträglich findet, blos weil es schon von Alters her so gewesen ist. In einem Reiche, wo sich das Blut mehrerer Völker vermischt, wo kein Vorurtheil durch die Länge der Zeit das Gepräge der Wahrheit erhält, wo keine Despotenfamilie durch den harten Unterschied zwischen Herr und Sclaven jedem freigebohrnen Menschen die Kraft raubt, seine Rechte kennen zu lernen und zu behaupten, in solch einem Reiche wird man weniger strenge auf eine Ahnenprobe halten, man wird die allmächtigen Triebe der Natur nicht unter die willkührlichen Anmaßungen der Menschen zwingen wollen, man wird wenigstens ohne Erstaunen den von Würmern zernagten Stammbaum bürgerliches Geld heirathen sehn, kurz der Unterschied zwischen den Ständen wird weniger scharf und eben deswegen weniger drückend seyn. Auch der geringere Druck wird immer fühlbarer und eben deswegen immer mehr ausgetilgt werden, je mehr durch die Triebwerke der Cultur unter dem großen Haufen Fleiß, Wohlstand, und ihre unzertrennliche Gefährtinn, Freiheitsliebe, Platz gewinnen. Die Geschichte der beyden berühmtesten Staaten der Welt, die Geschichte von Rom und von Athen zeigt uns augenscheinlich, wie richtig diese Bemerkung ist. In bei-

den Republiken hatte sich der Unterschied zwischen adelichen und bürgerlichen Familien aus den ältern Zeiten her erhalten; aber dieser Unterschied, so sehr er auch im Laufe der Zeiten geändert war, blieb doch ein unversiegbarer Quel von unaufhörlichen innern Unruhen, und ward in beiden Staaten, in Athen zur Zeit Philipps von Macedonien und in Rom in der Periode der Triumvirate eine Hauptursach ihres Untergangs.

Jetzt glauben wir die hauptsächlichsten Verschiedenheiten die man im Ganzen in eingeschlossenen und in vielgetheilten Ländern wahrnimmt, aufgezählt und aus ihren Gründen hergeleitet zu haben, nun bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: was für Verschiedenheiten werden wir nun in den Zügen einzelner Charaktere in diesen beiden Ländern aus eben diesen Gründen entwickeln können? Hier ist die Antwort im Allgemeinen! Im isolirten Lande wird jeder Einzelne so wie das ganze Volk unduldsam, ohne Gastfreundschaft, mit seinem eigenen Geschäfte bis zum kleinsten Detail vertraut, aber in jeder andern Rücksicht eingeschränkt auf das Alterthum seines Volks und seiner vaterländischen Einrichtungen ohne ihren wahren Werth zu kennen, bis zum Lächerlichen eingebildet, bloß auf

ernsthafte Dinge aufmerksam; von gesetzter und selbst von finstrer Gemüthsart seyn: im vielgetheilten Lande dagegen ist ein jeder weit duldsamer ein Freund der Gastfreiheit und der Fremden, vielleicht nicht immer ganz gründlich mit seinen Geschäften bekannt, allein dafür im Besitz einer gewissen Dosis von Einsicht und Cultur in allen für das Ganze interessanten Gegenständen; ein Patriot aus Grundsätzen, ein enthusiastischer Liebhaber des Schönen, ein Freund des Vergnügens und des Frohsinns. Einige unter diesen Zügen verdienen unsres Bedünkens noch eine weitere philosophische Entwickelung, andere, Bestätigung aus der Geschichte.

Der Abscheu der Aegypter gegen alles Fremde ist bekannt, und nicht weniger die Hartnäckigkeit, womit sich besonders die Priester gegen die Einführung griechischer Sitten, Gebräuche und Gesetze sträubten, und man würde Unrecht thun, wenn man ihnen diesen Widerstand zum Verbrechen machen wollte. Unter einem Volke, wo alles so ganz aufs genaueste ein einziges großes System ausmacht, in dem keine Lücke offen geblieben, wo kein einziger Theil überflüssig war, wo Staatskunst, Religion, Sitten, Gebräuche und selbst diätetische Vorschriften nur ein Ganzes ausmachten, dessen Theile

in der engsten Verbindung standen und wo die stärkste Stütze des ganzen Gebäudes in seinem Alterthum bestand, da war es Weisheit, so lange man das Ganze erhalten wollte, jeden Theil unangetastet zu lassen, und durchaus nichts fremdartiges daran zu setzen. Man konnte voraussehn, daß ein Gebäude, das der Zahn der Zeit schon so morsch genagt haben mußte, ohne Rettung in sein ursprüngliches Chaos zurückfiel, wenn man bei jeder etwanigen Reparatur nur ein wenig zu rasch verfuhr. In Griechenland, in diesem Vaterlande der Revolutionen hatte man von der Einführung fremder Sitten keine so gefährlichen Folgen zu befürchten. Man hatte hier nie ein Gebäude für die Ewigkeit gebaut: man änderte an allem, so wie sich die Einsichten erhöhten: man nahm deshalb eben so gern die Grundsätze der Fremden an, sobald man sie für besser hielt, als man seine eignen mitzutheilen suchte. Freilich nannten die Griechen alle Nichtgriechen Barbaren, und es gab eine Zeit, wo ein Barbar und ein Feind gleichbedeutende Worte waren; allein dies war nicht der Fall in jener spätern Periode, wo die Griechen das aufgeklärteste und, was davon unzertrennlich ist, das menschlichste unter allen Völkern der Erde waren; sondern damals, als sie kaum die ersten Stufen auf der Leiter der Cultur erstiegen hatten, wo

dieser Eigendünkel einen sehr guten psychologischen Grund hatte. Wenn sich ein Vorurtheil, das sich aus dem Zustande ihrer Wildheit herschrieb, in der Sprache länger, als in der Wirklichkeit erhalten hat, so ist dies warlich nicht der einzige Fall in seiner Art; denn jede Sprache behält noch sehr lange bemerkbare Spuren von der Denkart längst verflossener Jahrhunderte, und die macherlei Kunstgriffe, die jeder griechische Staat in spätern Zeiten anwandte, um durch Akademien, durch vorzügliche Werke der Kunst, durch Spiele oder religiösen Pomp jeden Fremden, der Griechenland besuchte, recht lange innerhalb seiner Gränzen zu behalten, beweisen hinlänglich, daß sich jenes Vorurtheil weit länger in der Sprache als im Geist der Griechen erhält.

Nimmermehr kann man andre als äußerst einseitige und --- man erlaube mir einmal ein undeutsches Wort! --- höchst bornirte Köpfe unter einem Volk vermuthen, das nicht nur allen Verkehr mit Fremden entbehrt, sondern sich selbst auch noch in mancherlei Casten zertheilt, deren jede so viel als möglich, nur unter ihres Gleichen Umgang hat. Man kennt ja den erstaunlichen Vortheil, den die gegenseitige Mittheilung unsrer Vorstellungen für die Vervollkommnung unsrer geistigen Bildung hervorbringt. Wenn Selkirk, ein Europäer, und sogar ein Ma-

thematiker, kaum zwanzig Jahre auf der Insel Fernando zubringen konnte, ohne alle seine Geistesbildung einzubüßen, und nicht bloß seine individuelle und europäische sondern selbst seine menschlichen Vorzüge, und sogar den Gebrauch der Sprache zu verlieren; so kann es uns gar nicht wundern, daß Menschen, die nur mit einer einzigen Klasse umgehn, die mit ihnen einerlei Geschäft, gleichen Grad der Bildung, gleiche Sitten und Grundsätze hat, durchaus bis zum Erstaunen einseitige Richtung annehmen, und sich nimmermehr über ihren engen Kreis hinausschwingen können. In einem Staat hingegen, wo sich alle Arten von Bürgern, vom Demagogen bis zum niedrigsten Handwerker mit einander vermischen, und bey öffentlichen Angelegenheiten nicht nur ein gleiches Geschäft, sondern sogar ein gleiches Ansehn haben, da kann auch das Ohr einer Victualienhändlerinn verfeinert genug seyn, um die Aussprache eines gebornen Atheniensers von dem nachgeahmten Ton eines andern Griechen zu unterscheiden.

Im eingeschlossenen Lande finden wir eine große Liebe zum Vaterlande, im vielgetheilten ebenfalls; allein sie ist in beiden von sehr verschiedner Art, so wohl in Ansehung der Quellen als in Ansehung der Wirkungen. Dort ist sie der Patriotismus — wenn

man diesen einst so heiligen Namen so entweihen darf — womit sich der Grönländer aus jedem cultivirten Lande nach seiner Heimath zurücksehnt, weil er nur dort das wohlschmeckende Fett des Seehundes einschlürfen kann, dessen Genuß für ihn die höchste Wonne ist, weil er das Bessere nicht zu fassen, nicht zu schätzen, sich nicht darinn zu schicken vermag. Der Patriotismus in einem freyen Staat eines vielgetheilten Landes entsteht aus dem herzerhebenden Gefühl, ein wirksames Rad in einer großen Maschine zu seyn, deren Zusammensetzung man durchschauet, oder durchschauet zu haben glaubt, zu deren Einrichtung und zu deren Gange man nach seinem Gefallen und nach seinen Kräften das seinige beiträgt. Wo die Quelle so verschieden ist, kann die Wirkung nur sehr wenig Aehnlichkeit haben. Dort kann kein Gemeingeist unter den Bürgern Eines Staats statt finden, man möchte denn durch einen Misbrauch des Worts eine Reihe von Sclaven, die alle an Eine Kette geschlossen sind, darum Gemeingeist zuschreiben wollen, weil sie alle einerley Gang nehmen; aber hier allein ist ächter, edler Gemeingeist möglich, jener Gemeingeist der dreihundert Spartaner, die ihr Leichenbegängniß in Sparta feiern und dann getrost als freie Bürger nach Thermopylä ziehn, um sich aufzuopfern für ihr Vater-

land. Dort ist man stolz auf das Alterthum seines Volks, man bemüht sich zu beweisen, daß es das älteste auf Erden seyn und die Frucht dieses Stolzes auf sein Vaterland sind --- historische Mährchen: hier liebt ein jeder sein Vaterland, weil er seine Vorzüge kennt; jeder Staat und jeder Bürger im Staat wetteifert mit allen übrigen, diese Vorzüge immer zu erhöhen, und mit Recht auf sein Vaterland stolz seyn zu dürfen, und dieser Stolz ist die Mutter --- edler Thaten.

Wir haben in der Untersuchung über den verschiedenen Geschmack in verschlossenen und vielgetheilten Ländern die Ursachen anzugeben gesucht, warum dort die schönen Künste nicht blühen, die hier einen sehr wichtigen Gegenstand des allgemeinen Enthusiasmus ausmachen. Wer die angegebenen Ursachen befriedigend gefunden hat, wird sich also um so weniger wundern, daß man im isolirten Lande keine andere als ernsthafte Beschäftigungen kennt, daß sich der gebildete Theil des Volks mit astronomischen Beobachtungen und metaphysischen Grübeleyen, der ungebildete mit mechanischen Arbeiten und, wie in Sina, mit dem niedrigsten Wucher beschäftigt; denn nichts anders bleibt einem Volke übrig, das für die göttlichen Werke einer begeisterten Einbildungskraft keinen Sinn hat. Diesen trift

man nur bei einem Volk, wo die schönen Künste blühen, wo man bei jeder Art von Geschäften den Grazien zu opfern sucht. Wir rechnen es den Atheniensern keinesweges unter ihre Vorzüge, daß sie den Vorwurf von ihrem Demosthenes verdienten, daß sie den Verlust ihrer Städte und die Zerrüttung in den wichtigsten Staatsangelegenheiten über ein neues Schauspiel, oder über eine neue Sängerin vergessen konnten; aber das warme Gefühl für Schönheit, wodurch sie allein zu einem so großen Fehltritt verleitet wurden, kann man an und für sich doch gewiß nicht unter ihre Fehler rechnen.

Hieraus erklärt sich schon von selbst die finstere, melancholische Gemüthsart der einen und die jovialische der andern Nation. Die Priester Aegyptens lernten ihre sogenannte Weisheit in unterirrdischen Hölen; und manche von ihnen verließen in zwanzig Jahren diese finstern Wohnungen nicht. In diesen unterirrdischen Hölen wurden auch die Mysterien gefeyert, wozu die Neuaufgenommenen unter den schrecklichsten Ceremonien eingeweiht wurden. Selbst die Deputirten der Provinzen versammleten sich in den Labyrinthen, wo sie, ehe sie die Versammlungssäle erreichten, durch dunkle Gänge zu gehn hatten, die nach dem Bericht des Plinius finster wie Keller und Todtengewölbe wa-

ren. Welch ein Contrast zwischen dieser Denkart und zwischen der griechischen, wo die Philosophen in angenehmen Gärten lehrten, wo man eine Menge von Spielen mit jeder wichtigen Angelegenheit, selbst mit der Religion aufs innigste verflochten hatte!

Dies sind die Verschiedenheiten zwischen Völkern, wovon sich, wie wir glauben, aus der eingeschlossenen oder vielgetheilten Lage eines Landes gänzlich oder doch zum Theil Rechenschaft geben läßt. Jetzt, um die Ueberschrift dieses Abschnitts zu retten, noch ein paar Worte über die offenen Länder! Wir haben sie bloß mit angeführt, um kein Glied in der Eintheilung auszulassen, und die Leser werden wohl einsehn, daß sie weder die Vortheile der einen noch der andern Lage haben, und daß alles, was in Ansehung ihrer nicht unmittelbar aus diesem Abschnitt gefolgert werden kann, schon in einem der vorhergehenden bei Gelegenheit der grossen Ebenen gesagt worden ist.

Nun noch eine Bemerkung zum Schluß! In unserm Zeitalter, wo die Cultur in unserm ganzen Welttheil verhältmäßig eben so allgemein verbreitet ist, als sie es einst in Griechenland war, genießt Europa im Ganzen den größten Theil von den Vortheilen eines vielgetheilten Landes, die damals nur eine einzige und nachher beide südliche Halbinseln

davon beglückten, und zu denen es auch im Ganzen wegen seiner Meeresküsten, Bergstrecken und Flüsse so vorzüglich bestimmt zu seyn scheint. Der gebildete Theil aller Nationen kennt die wichtigsten der europäischen Sprachen, und für diesen giebt es eben so wie in Griechenland, eine allgemeine Litteratur, und also eben so häufige Gelegenheiten, neue Gedanken kennen zu lernen, und durch Streitigkeiten sie näher zu bestimmen. Durch den Handel sind sie alle so genau vereinigt, daß ein großer Bankerott in Petersburg Bankerotte in Hamburg, Paris, London und Amsterdam nach sich zu ziehen vermag, und der starke Umgang der eben deswegen unter allen Völkern unsers Welttheils nothwendig ist, trägt gewiß nicht wenig zur Verbreitung der Toleranz und zur allgemeinen Cultur bei. Eben so giebt die Aehnlichkeit in der Religion von der einen Seite und die Verschiedenheit in derselben von der andern, theils einen gewissen Gemeingeist, theils einen unaufhörlichen Kampfplatz, auf dem doch, zuweilen wenigstens, mancher brauchbare Gedanke zum Vorschein kommt, die sonst wohl ungedacht geblieben wären. Die mancherley politischen Verhältnisse zwischen den europäischen Staaten, und die mannichfaltigen Wege, wodurch immerwährende Communication und schnelle Benachrichtigung von jedem Vorfall

zwischen allen erhalten wird, zusammengenommen mit der Menge einzelner Reisender, die ganz Europa durchstreifen, und unter den Schätzen fremder Thorheiten, mit denen sie in ihre Heimath zurückkehren, doch auch manchen guten Saamen mitbringen — dies alles zusammengenommen sichert uns gegen die todte Einförmigkeit einer stillstehenden Cultur und eben dadurch gegen das noch traurigere Schicksal eines allgemeinen Despotismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Ein und funfzigstes Stück.

Den 19ten December 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Geburtsort der Cultur, als Anhang zu der Untersuchung über die verschlossenen und vielgetheilten Länder.

Die Vortheile, welche eine Lage gewährt, wodurch die Verbindung eines Landes mit andern und die Mittheilbarkeit seiner Bewohner erleichtert wird, sind in den vorigen Blättern in ein so helles Licht gesezt, daß man uns vielleicht einige Vorliebe für die vielgetheilten Länder Schuld geben könnte. Wir läugnen nun zwar nicht, daß wir, wenn wir uns unsern Geburtsort frei hätten wählen dürfen, vor

ein Paar Jahrtausenden lieber in Athen als im damaligen Scytenlande hätten geboren seyn mögen, und daß wir es auch jezt nicht ungern sehn, daß wir in Europa und nicht in Sina oder Indien die wenigen Jahre unsres Lebens zubringen: allein diese Vorliebe für die vielgetheilten Länder soll uns nicht so sehr verblenden, daß wir den verschlossenen irgend einen von den Vorzügen streitig machen wollten, die eine unpartheiische Untersuchung ihnen zu erkennet. Wahrheitsliebe ist unser erstes Gesetz, und wir denken in diesem Anhange einen Beweis davon zu geben, wie sehr wir wenigstens den guten Willen haben, keinen Gegenstand nur von Einer Seite anzusehn, und einseitig darüber unser Urtheil zu fällen.

Daß eine verschlossene Lage für den Fortgang der Cultur nachtheilig werden kann und zuletzt auch werden muß, darüber glauben wir mit allen unsern Lesern einig zu seyn: eine andre Frage aber ist es: ob die Cultur dort nicht leichter als in vielgetheilten Ländern ihren ersten Anfang genommen haben könnte, ob nicht dazu vielleicht ein verschlossenes Land unentbehrlich gewesen sei? und diese Fragen glauben wir bejahen zu müssen. Einer der verdienstvollsten deutschen Weltweisen, der, was sonst so selten verbunden ist, eine tiefe, weitläuftige, nur durch den mühsamsten Fleiß erworbene Kenntniß des

Alterthums, mit einem ächt philosophischen, scharfsinnigen und weitumfassenden Blicke, mit vorurtheilfreiem Untersuchungsgeist, und mit warmer Begierde nach Wahrheit vereinigt, der Herr Professor Plessing, hat im ersten Theil seines vortreflichen Memnoniums so durchdachte und interressante Bemerkungen über diese Materie geliefert, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir ihnen aus diesem Werke, das leider! noch immer weniger bekannt als verkannt scheint, auszugsweise die Resultate sehr gründlicher und mühsamer Nachforschungen hierhersetzen.

Der eigentliche Sinn der vorliegenden Aufgabe ist: Wie haben sich Menschen von jenen niedrigen Stufen der Cultur, worauf wir die Wilden antreffen, wo es nur sehr wenige Verbindungen und auch diese nur in sehr geringen Graden, so weit sie nämlich durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse erzwungen werden, bis zu jener höhern Stufe derselben erheben können, wo eine wirkliche Nationalvereinigung, und Regierungsform, politische und bürgerliche Verhältnisse, Gesittung, Gesetze, Handwerke, Künste und Wissenschaften u. s. w. unter ihnen Statt finden, wo die Verhältnisse der gesellschaftlichen Vereinigung so sehr verviel-

fältigt und dabei so eng, so zart und so innig sind? — Wilde Völker, die seit Jahrtausenden diesem Grade der Cultur um nichts näher gekommen zu seyn scheinen, beweisen, daß dieser höhere Zustand nicht durch die bloßen Anlagen der menschlichen Natur nothwendig hervorgebracht werde, und die Geschichte, die uns fast allenthalben, wo sie uns bürgerliche Cultur zeigt, auch auf Tradition von einem fremden, schon cultivirten Volk hinweist, bestätigt diesen Satz, und macht es wahrscheinlich, daß dieser erste Uranfang der Cultur durch gewisse besondere **Umstände von aussen** entstanden, und dann von dem ersten cultivirten Urvolk allmählig über den jetzt cultivirten Theil der Erde verbreitet worden sei.

Was für **Umstände von außen** waren es aber wohl, unter denen der erste Ursprung bürgerlicher Cultur allein möglich war? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Schwierigkeiten aufsuchen, welche der ersten Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft im Wege stehn müssen, und daraus können wir dann diejenigen Bedingungen der äußern Lage herleiten, unter welchen diese Schwierigkeiten wegfallen, oder doch um unendlich viel verringert werden.

Zuerst scheint es, als ob der Ursprung der Gesellschaft nicht ohne vorhergegangene Ausbildung des Verstandes, und umgekehrt wieder die Ausbildung des Verstandes nicht anders als in einer schon eingerichteten Gesellschaft möglich sei. Wie könnte eine große Anzahl von Menschen den Vorsatz denken, in den gesellschaftlichen Zustand zu treten, ohne von diesem Zustande einen Begriff zu haben, und woher konnten sie diesen nehmen, wenn noch gar kein gesellschaftlicher Zustand da war? Wie hätten sie die mancherlei Verhältnisse und Beziehungen, die im gesellschaftlichen Zustande nothwendig sind, stiften uud anordnen können, ohne von diesem Verhältnisse, und von den Dingen, zwischen welchen sie statt finden, eine Kenntniß zu habeu? Wie sollten sie den Ackerbau, ohne welchen keine dauerhafte bürgerliche Vereinigung möglich ist, (weil er allein einer ansehnlichen, untereinander eng verbundenen Menschenmenge einen sichern Unterhalt gewährt, und sie dazu nöthigt, bleibende und feste Wohnsitze aufzuführen, haben treiben können, ohne mit den Künsten bekannt zu seyn, die dazu nothwendig sind, und zum Theil vor ihm hergehn müssen, ohne also Kenntnisse, Erfahrung und einen sehr geübten und ausgebildeten Verstand zu besitzen? wie gelangten sie ohne

diese Ausbildung des Verstandes zu den Begriffen von Eigenthum, von Gerechtigkeit, von Gesetzgebungskunst, ohne welche sich doch keine bürgerliche Vereinigung denken läßt? Wie konnten wohl überhaupt rohe wilde Menschen, ohne Absichten, ohne Plan, ohne Weisheit und Klugheit den unabhängigen, schmerzenlosen und sorgenfreien Nomadenzustand verlassen, und das gesellschaftliche Leben erwählen, wo ihnen gleich beim ersten Anfange so viele neue Sorgen, Mühseeligkeiten, Bedürfnisse und Schmerzen aufstießen, ehe sie von den Annehmlichkeiten und Vortheilen der bürgerlichen Vereinigung eine Kentniß hatten?

Der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft setzt also keinen geringen Grad von Ausbildung des Verstandes voraus, allein wo kann diese Ausbildung des Verstandes anders statt finden als im gesellschaftlichen Zustande?

Bildung des Verstandes entsteht, wenn die Menschen über die Dinge und Begebenheiten, die sie selbst wahrnehmen, oder wodurch sie durch fremde Wahrnehmungen unterrichtet werden, nachdenken, sie nach ihren mancherlei Verhältnissen, in Absicht ihrer innern und äußern Eigenschaften und ihres Wesens, in Rücksicht auf ihre Ursachen und Wirkungen mit einander vergleichen, und dann untersu-

chen, was für mancherlei Resultate aus diesen Verhältnissen entstehen können. Die Ausbildung des Verstandes und das Erlangen der Erkenntniß und Wissenschaft setzt also das Daseyn der Gegenstände und Verhältnisse voraus, welche erkannt, und auf Wissenschaft gebracht werden können. Allein wie klein und begränzt ist der Kreis der Dinge, auf den sich die Wirksamkeit und die Beobachtung der Wilden erstreckt? Die Gegenstände und Begebenheiten, worauf sie eingeschränkt sind, können wegen ihrer Geringfügigkeit keine eigentliche Kenntniß und Wissenschaft erzeugen, die die Ausbildung des Verstandes sonderlich beförderte. Wild zu jagen, Fische zu fangen, das Vieh zu warten und zu weiden, Hütten zu erbauen, Bäume zu besteigen, etwa einige Kriegslisten und höchstens die Kunst, einen Trupp gegen einzelne kleine feindliche Parteien zu stellen und anzuführen, die Kenntniß von den Wirkungen einiger Kräuter, eine wegen der Art, wie die Wilden sich untereinander beobachten, sehr geringe Menschenkenntniß, dies sind ohngefähr alle Dinge, die dem Verstande des Wilden Nahrung geben können. Kann aber aus dem Beobachten solcher Gegenstände und aus der Wahrnehmung derjenigen Verhältnisse zwischen ihnen, die sich am ersten dem Verstande darbieten,

wohl eine solche Ausbildung des Verstandes entstehn, als zur Stiftung des gesellschaftlichen Zustandes unentbehrlich ist? Unsre Begriffe, Kenntnisse und Wissenschaften haben fast nur solche Verhältnisse zum Gegenstande, die zwischen Menschen statt finden, die in einem gesellschaftlichen Staat vereinigt leben: wo diese Verhältnisse fehlen, fehlen auch nothwendig die Kenntnisse, welche darauf Bezug haben. Wo liegen auch in der Lage des uncultivirten Menschen die Bewegungsgründe, wodurch der cultivirte bestimmt wird, sich den Bemühungen und Anstrengungen des Kopfs zu unterziehen, die mit den Versuchen zur Ausbildung des Verstandes und zur Erlangung der Wissenschaft unzertrennlich vereint sind? Er hat keinen Sinn für die belohnenden Resultate, die aus den Bestrebungen des Verstandes entstehn können. Es kann ihm nicht einfallen, daß er durch eine solche Erweiterung seiner Einsichten äußere Vortheile, oder die Achtung und Gunst seiner Mitwilden erwerben könne, die eben so wenig als er selbst ihren Werth zu schätzen wissen. Ueberdem fehlen den Wilden die großen Hülfsmittel, wodurch uns die Ausbildung unsres Verstandes so sehr erleichtert wird: es fehlt ihnen wegen der Armuth ihrer Sprache, wegen Mangel an Schriftzeichen und wegen des Mangels so vielfacher und engerer

Verhältnisse, die nur in der bürgerlichen Gesellschaft Statt finden, an Gelegenheit und Vermögen, sich einander ihre etwanigen Kenntnisse mitzutheilen: es fehlt ihnen an den mancherlei Vorarbeiten in andern Wissenschaften, wenn sie ihre Kraft auf irgend einen einzelnen Gegenstand anwenden wollen, und ohne dieselben werden sie doch keine große Fortschritte in irgend einer Art machen können, da alle Erkenntniße und Wissenschaften in gegenseitiger Beziehung stehn. Es wird sogar unmöglich seyn, daß etwa ein einzelnes Genie unter ihnen sich über seine Zeitgenossen und über seine ganze Nation erhebe, da ihn eben so wie allen übrigen die Veranlassung zur Entwickelung seiner Kräfte fehlt. Montesquieu würde unter den Huronen nur Hurone geworden seyn, und bei den einzelnen Beispielen von außerordentlichen Genies unter ungesitteten Völkerschaften finden wir auch allemal, daß sie durch das Lesen auswärtiger Werke oder durch ihren Umgang mit gesitteten Nationen auf Reisen den großen Schwung bekommen haben, sich über ihre Nation erheben zu können; allein bei dem ersten Volk, das sich auf diesem Erdplaneten cultivirte, findet die Voraussetzung dieses Umstandes nicht Statt, weil es sonst nicht mehr das zuerst cultivirte Urvolk sein würde.

Man kann hiergegen auch nicht den Einwurf machen, daß der Verstand der Wilden vielleicht aus sich selbst, aus den ursprünglichen Begriffen, die eigentlich seine Natur ausmachen, die Erkenntniße herleiten kann, welche nothwendig vor der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft vorhergehn müßen. Das Daseyn dieser innern Verstandesbegriffe vor allem Denken ist eben so wenig zu läugnen, als das Daseyn der reinen Formen der innern und äußern Anschauung vor aller sinnlichen Wahrnehmung: allein eben so gewiß ist es doch auch, daß wir nur vermittelst der Erfahrung und des Denkens uns der reinen Formen von diesen beiden Veränderungen unsres Erkenntniß-Vermögens bewust werden können. *) Wo also diejenigen Gegenstände fehlen, auf deren Anschauung der Verstand bezogen werden muß, um gewisse Begriffe zu bilden, da müssen auch nothwendig diese Begriffe selbst fehlen, und es scheint also wirklich ausgemacht zu seyn, daß die Ausbildung des Verstandes eben so sehr den gesellschaftlichen Zustand voraussetze, als der gesellschaftliche Zustand wiederum die Ausbildung des Verstandes voraussetzt.

*) Man sehe darüber die vortrefliche Theorie des Vorstellungsvermögens von Hrn. Professor Reinhold.

Die zweite Schwierigkeit, wodurch die Entstehung der ersten bürgerlichen Gesellschaft schwer zu erklären wird, liegt darin, daß man keine Periode für die Erfindung des Ackerbaues angeben kann. Ohne Ackerbau konnten die Menschen keinen bleibenden Wohnplatz haben, weil die Erde nicht freiwillig eine nur etwas ansehnliche Anzahl von Menschen lange Zeit hindurch auf Einer Stelle ernährt; ohne festen Wohnsitz aber konnten die Menschen auch keinen Schritt vorwärts zur Beförderung der Cultur thun. Der Ackerbau ist also die erste Bedingung von der Entstehung der Cultur, allein, wenn wir auch annehmen, daß ihn seine Erfinder auf eine noch so simple und noch so beschwerliche Art, ohne Pflug und Egge bloß mit hölzernen Instrumenten trieben: so setzt er doch schon viele Kenntnisse und Erfahrungen und einen Grad von Verstandesbildung voraus, den wir bei rohen Naturmenschen nicht annehmen dürfen. Es gehörten viele Erfahrungen, Uebungen und mechanische Kenntnisse dazu, ehe auch nur das hölzerne Ackergeräth erfunden ward: man muste physische Kenntniß von der Natur des Erdreichs haben, ehe man die Behandlungsart desselben erfand, wodurch seine Fruchtbarkeit vermehrt wird, ehe man überhaupt an die Möglichkeit einer solchen Vermeh-

rung dachte, ehe man die Nothwendigkeit und die Verfahrungsart des Säens einsah, und ehe man die Pflanzen auswählte, welche zur Speise für Menschen und Vieh aufbewahrt werden könnten. Zu welcher Zeit machten nun die ersten Urheber der Gesellschaft alle diese Erfahrungen? Soll dieß vor dem Zustande der Gesellschaft geschehen seyn; so nehmen wir einen höhern Grad von Entwickelung des Verstandes bey ihnen an, als wozu wir berechtigt sind, auch müsten wir bey ihnen die Absicht voraussetzen, sich durch Erfahrungen dieser Are zu einer neuen Lebensart, wovon sie noch gar keine Begriffe haben konnten, emporschwingen zu wollen — eine durchaus undenkbare Voraussetzung! — Eben so wenig aber kann man auch annehmen, daß der Zeitpunkt, worin die zum Ackerbau nothwendigen Erfahrungen gesammlet wurden, später als die Entstehung der Gesellschaft seyn könnte; weil die Entstehung der Gesellschaft, oder die Vereinigung mehrerer Menschen zu Einem Staat ohne festen Wohnsitz, folglich ohne Ackerbau und ohne alle zu demselben nothwendig erforderliche Kenntnisse unmöglich ist. Nur durch Mangel an Nahrnng kann der Ackerbau erfunden seyn, es ist aber natürlicher daß sich in diesem Fall die entstehende bürgerliche Gesellschaft wieder getrennt haben, und zur nomadischen

Lebensart zurückgekehrt seyn würde, als daß sie auf die Erfindung des Ackerbaus gedacht hätte. Hier verwickelt sich also der Knoten der Untersuchung aufs äußerste.

Die dritte Schwierigkeit besteht darin, daß man keine Bewegungsgründe angeben kann, warum eine Gesellschaft ihr unabhängiges, freies und sorgenloses Nomadenleben könnte verlassen haben. Jede wilde Nation, selbst die armseligen Pesserähs nicht ausgenommen, hält ihre Lage für glücklich, und sie müste ohnehin von einem andern neuen Zustande doch irgend einige, wenn gleich noch so unrichtige Erkenntniß haben, wenn sie ihren jetzigen in Vergleichung mit ihm als unangenehm empfinden, und einen Wunsch nach Veränderung fühlen sollte. Im Gegentheil würde theils die natürliche Unbeständigkeit des Wilden, theils die Entsagungen, Mühseeligkeiten und Anstrengungen die von der Einrichtung jeder bürgerlichen Gesellschaft unzertrenlich sind, sie sehr bald bewogen haben zu ihrer vorigen Lebensart zurückzueilen, wenn sie etwa einen Versuch zur Errichtung eines festen Wohnsitzes hätten machen wollen.

Ferner setzt die Entstehung bürgerlicher Gesellschaften außer dem festen Wohnsitz

und Ackerbau auch die Erfindung und Ausübung der Handwerke und Künste voraus, und diese wieder die Kunst, die Metalle zu bearbeiten. Die Erfahrung lehrt, daß Völker ohne diese Geschicklichkeit wirklich den Ackerbau treiben, und in festen Wohnsitzen vereinigt leben können, ohne doch merkliche Fortschritte in ihrer bürgerlichen Vervollkommnung zu thun. Die Schwierigkeiten und Hindernisse also, welche der Entdeckung und Bearbeitung der Metalle entgegenstanden, musten auch die Cultur und Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft verzögern.

Endlich mußte die erste bürgerliche Gesellschaft viele Jahrhunderte hindurch nicht beunruhigt werden, wenn sie in ihrem Wachsthum fortschreiten und zur gehörigen Festigkeit gelangen sollte. Ehe die in bleibenden Wohnungen vereinigten Menschen größere Geschicklichkeit in der Vertheidigungskunst erlangten, musten sie schon mehrere Erfahrungen und Uebungen darin gemacht haben: allein sie hatten anfänglich genug damit zu thun, die zu ihren Lebensunterhalt nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Diese Kenntnisse waren ihnen um so nothwendiger, da die Nomaden ihre bebaueten Felder wohl schwerlich verschont haben würden, indem sie wegen der größern

Menge von Früchten und wegen des Unterschiedes zwischen ihnen und diesen vereinigten Menschen durch Raubgier und Rache zu diesen Verwüstungen eingeladen wurden.

Aus diesen fünf angegebenen Ursachen ist es sehr schwer, über die Entstehung der ersten bürgerlichen Gesellschaft eine befriedigende Erklärung zu geben. Nur alsdann könnte man sich bei einer solchen Erklärung beruhigen, wenn darinn erwiesen würde:

I. Daß eine Anzahl Menschen sich in einer solchen Lage befunden haben, wo die bürgerliche Gesellschaft, ohne vorhergehende Ausbildung des Verstandes, ihren Anfang nehmen konnte, wo die Vervollkommnung des Verstandes und des gesellschaftlichen Zustandes immer wechselseitig auf einander wirkten und eine die andere allemal begleitete.

II. Daß eine Anzahl Menschen sich irgendwo unter den Umständen befunden habe, wo sie durch äußere Nothwendigkeit gezwungen wären, in den Gränzen einer Erdgegend zu bleiben und ihren festen Wohnsitz daselbst zu nehmen, so daß sie also keinesweges von sich selbst durch eignen freywilligen Vorsatz dazu bestimmt werden durften.

III. Daß diese Menschen in dem Lande, wo sie zu einem bleibenden Aufenthalt gezwungen wurden, auch zum Ackerbau genöthigt worden sind; daß sie

denselben mit leichter Mühe daselbst haben treiben können, und daß sie die Kenntnisse, welche dazu erforderlich sind, noch vor seiner Entstehung haben erlernen müssen.

IV. Daß dringende Bedürfnisse die nämlichen Menschen zu solchen Arbeiten und Geschäften genöthigt haben, welche nicht ohne die Kenntniß und Bearbeitung der Metalle getrieben werden konnten.

V. Daß eben diese Menschen in der Gegend, wo sie beständig zu bleiben gezwungen waren, Jahrtausende lang von keinen feindlichen Angriffen beunruhigt werden konnten, und mithin gegen alle äußere Unfälle gesichert waren, welche den Untergang der von ihnen errichteten Gesellschaft hätten befördern können.

Wir werden im folgenden Blatt versuchen, unsern Lesern eine Erklärung dieser so wichtigen Aufgabe mitzutheilen, welche nach unsrer Meinung alle hier verlangten Vorzüge zusammen vereinigt.

(Der Beschluß folgt.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über die
Charakteristik der Menschheit.

Zwey und funfzigstes Stück.
Den 26ten December 1789.

Von der Verschiedenheit, und von dem verschiedenen Einfluß des Bodens und der Lage.

Ueber den Geburtsort der Cultur, als Anhang zu der Untersuchung über die verschlossenen und vielgetheilten Länder.

Wir wenden das letzte Blatt von dem ersten Jahrgange dieser wöchentlichen Unterhaltungen, unserm Versprechen gemäß, dazu an, um zu zeigen, wie die Lage des Landes wohl beschaffen gewesen seyn müsse, wo die erste Cultur auf unsern Planeten entstanden seyn kann, und wie durch eine gewisse Lage dieses Urlandes allein die Schwierigkeiten ge-

hoben werden, welche sonst der Erklärung dieser wichtigen Begebenheit im Wege stehn.

Der zweite und der fünfte Vorzug, den nach unserm vorigen Stück eine Erklärung dieses Phänomens haben muß, und wodurch die dritte und fünfte Schwierigkeit, welche die Auflösung dieser Aufgabe erschweren, gehoben wird, deutet ausdrücklich genug auf ein völlig verschlossenes Land hin, wo die Gemeinschaft mit allen übrigen Erdgegenden durchaus unmöglich oder doch sehr schwer ist. Nur in solch einem Lande hatten die Einwohner gar keine Wahl, ob sie ihr Nomadenleben fortsetzen oder sich in festen Wohnsitzen niederlassen wollten; denn sobald sie sich bis dahin vermehrt hatten, daß sie keinen Raum mehr zu neuen Weideplätzen fanden, muste natürlich ein jeder auf dem seinigen bleiben, weil sie sich hier nicht, so wie in offenen Ländern, trennen und von einander entfernen konnten. Der feste Wohnsitz einer Gesellschaft, von dessen erstem Ursprunge sich sonst gar keine Erklärung geben läßt, da er der ganzen Denkart der Wilden zuwider ist, entstand hier also als schlechterdings nothwendige Folge der verschlossenen Lage. Eben diese Lage schützte die aufkeimende erste bürgerliche Gesellschaft auch gegen alle äußere Anfälle und begegnet dadurch der fünften Schwierigkeit, welche sonst die Erklä-

rung von dem ersten Ursprunge der Cultur nicht wenig erschweren würde.

Welche Erdgegend unsers Planeten nun diese Quelle des Seegens für alle übrigen Theile desselben gewesen sey, das können wir nach unserm Gesichtspunkt, der mehr aufs allgemeine geht, unausgemacht lassen: für uns ist es genug, daß es eine verschlossene Gegend gewesen seyn müsse. Herr Prof. Plessing giebt aus Gründen, die nicht unerheblich, aber zu weitläuftig sind als daß wir sie alle hier anführen könnten, Aegypten dafür an. Gegen Mitternacht ist dies Land vom mittelländischen Meer umflossen, gegen Morgen, Abend und Mittag ist es von großen Wüsten und steilen Gebirgketten umgeben, so daß es ein langes schmales Thal ausmacht, das nur gegen Mittag eine Oefnung hat, die so eben für die Wasserfälle des Nils hinreichend groß ist, der hier von den Wüsten Nubiens nach Aegypten hineinströmt. Eingehende und Ausgehende waren hier also in Gefahr, entweder in den Wellen des Meeres oder des Nils, oder auch in den steilen Gebirgen und Wüsteneien umzukommen.

Wenn nun durch irgend einen sonderbaren Zufall einmal eine kleine Anzahl von Familien in solch ein verschlossenes Land gerathen und wegen seiner Lage darin zu bleiben gezwungen war; so ist nun

auch die Entstehung des Ackerbaues nicht mehr so schwer zu erklären als sie ohne die Voraussetzung solch einer Lage seyn würde. Jezt war der Ackerbau nicht die Frucht einer freiwilligen Ueberlegung, die nur bei dem gebildeten Menschen die Mutter großer Thaten werden kann: sondern er war das Geschenk einer weit wirksamern Lehrmeisterinn, eine Folge der Noth. So wie sich diese Menschenzahl allmählig mit ihren Heerden vermehrte; so wurden die Nahrungsmittel für Menschen und Vieh sparsamer, und der Hunger, der auch noch in unsern Tagen nicht selten die Werke des Genies zu Tage fördert, zwang nun die Bewohner dieser Gegend, den bisherigen Schlummer ihres Geistes zu unterbrechen und alle Kräfte ihrer Seele anzuspannen, um sich gegen einen so beschwerlichen Feind zu vertheidigen. Die Erfindung des Feldbaues durfte eben nicht die erste Frucht dieser Anspannung seyn. Zuerst konnte man sich darauf einschränken, unter allen Pflanzen der Gegend diejenigen auszusuchen, welche zur Nahrung für Menschen und Hausvieh dienlich waren; dadurch hatte man schon für die Zukunft viel gewonnen. Bei diesem Geschäft ward nun die sonst so zerstreute Aufmerksamkeit des Wilden schon auf Einen Gegenstand vorzüglich gerichtet; indem man nur Rettung gegen den Hungerstod suchte, muste das ein=

zige Rettungsmittel, was man fand, einen äußerst hohen Grad von Wichtigkeit erlangen: man muste nun schon Acht darauf geben, wie es entstand, wie es empor wuchs, wie es reifte, zu welcher Zeit man es wieder einsammeln konnte: man muste sich darnach sehnen, ein Mittel das man bewährt gefunden hatte, weniger abhängig vom Zufall zu seyn, und es in so reichlichem Maaße zu haben, daß man nichts mehr von dem Hunger zu besorgen hätte. Aus dieser Verbindung von Vorstellungen muste schon vor dem Ackerbau der Wunsch darnach sehr rege seyn, und man muste zuletzt Versuche darüber anstellen. Später oder früher gelangen dieselben, wenn nur in diesem Lande wildes Getreide wuchs, welches man leicht annehmen kann, da es ältere Schriftsteller ausdrücklich von mehreren Weltgegenden behaupten, und da man noch vor kurzem dergleichen in Sibirien entdeckt hat, und wenn zugleich das Erdreich locker genug war, daß man den Saamen ohne viele Mühe hineinbringen konnte, welches ebenfalls in sehr fruchtbaren Ländern nichts seltenes ist. So bald dies Mittel zu einer künstlichen Erfahrung entdeckt war, wurden die Bewohner solch eines Landes genauer zum gesellschaftlichen Zweck verbunden, weil sie ihre Erhaltung durch den Feldbau am meisten dadurch beförderten, wenn sie sich mit vereinigten Kräften

dazu verbanden; und durch diesen ersten Schritt muste das gesellschaftliche Leben schon großen Fortgang gewinnen. In diesem neuen Zustande, der durch den Anfang des Ackerbaues entstand, waren sie schon gezwungen, näher beieinander zu wohnen. Dies verursachte genauere Familienverbindungen, und aus diesen entsprangen neue Entwickelungen ihres Verstandes: die Gewohnheit näher beisammen zu leben entwilderte sie mehr und mehr, erweckte die Empfindungen der Liebe, der Freundschaft, des Mitleidens, der Menschlichkeit und die vorahnenden Gefühle für Vorzüge, Vollkommenheiten, Bequemlichkeiten und Güter des Lebens, wodurch sie zugleich auf den Unterschied der Dinge und ihrer verschiedenen Verhältnisse aufmerksamer gemacht wurden. Diese neuen Vorstellungen und Empfindungen brachten wieder neue Begriffe und neue Bedürfnisse in ihnen hervor und ein anhaltendes Bestreben sie zu befriedigen. Bei dieser fortdauernden Entwickelung des Verstandes wurden insbesondere ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Geschicklichkeiten in Absicht des Ackerbaues, der den Hauptgegenstand ihres Strebens und ihrer Beschäftigung ausmachte, sehr vermehrt, und so kam man vielleicht auf die Erfindung des hölzernen Pfluges, wodurch sie den Vorrath ihres Getreides

beträchtlich vergrößern konnten, wie es bei der zunehmenden Volksmenge endlich nöthig werden muste, und der im feuchten und lockeren Erdreich zur Bearbeitung des Bodens hinlänglich ist. Wenn also in einer gänzlich verschloßenen Gegend wildwachsendes Getreide und ein weicher lockerer Boden vorausgesetzt wird; so läßt sich daraus begreifen, wie die Menschen, die einmal ihren festen Aufenthalt daselbst zu nehmen gezwungen waren, auch die so schwere Kunst des Ackerbaus haben erfinden, und so den ersten Grund zur bürgerlichen Vereinigung legen können.

Der Ackerbau, dessen Erfindung und Vervollkommnung wir jezt erklärt zu haben glauben, war zwar die erste Bedingung zur Entstehung der bürgerlichen Gesetze; aber er allein veranlaßte noch nicht nothwendig die Begriffe von Eigenthum, von Recht und Unrecht und dadurch die Entstehung der Gesetze: wir schließen dis aus dem Beispiel einiger americanischen Völkerschaften, die zwar durch Tradition einige Kenntniß und Geschicklichkeit im Feldbau, allein dennoch nicht bestimmtere Begriffe als die übrigen Wilden von Recht und Eigenthum hatten. Nur erst nach Erfindung der Handwerke und Künste, also nach der Kenntniß von der Bearbeitung der Metalle,

ohne welche sie keinen merklichen Grad von Vollkommenheit erreichen können, war die weitere Entwickelung und Berichtigung dieser Begriffe möglich. Durch Künste und Handwerke wurde allmählig eine unzählige Menge von Gegenständen und von Verhältnißen hervorgebracht, die im Zustande der bürgerlichen Gesellschaft vorkommen, und dadurch nun auch alle auf diese Gegenstände sich beziehenden Bedürfnisse, Empfindungen und Vorstellungen, welche die Menschen zum Wollen und Thun reizen. Künste und Handwerke verursachten zuerst den äußern und innern Unterschied der Menschen nach Klassen und Ständen, nach ihren Vorzügen und Mängeln, nach Tugenden und Fehlern. Künste und Handwerke führten das Eigenthum ein, und dadurch entstanden die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, kurz die ganze politische und bürgerliche Verfassung der Gesellschaft. So lange die Bemühungen aller auf den einzigen Ackerbau eingeschränkt waren, konnten sie alle an den Arbeiten desselben, so wie an den dadurch erzielten Früchten gleichen und gemeinschaftlichen Antheil nehmen; aber nach Entstehung der Handwerke wurden die physischen und moralischen Gegenstände des menschlichen Bestrebens und Genusses so sehr vermehrt, daß eine Trennung unter den Mitgliedern der Gesellschaft

zu den verschiedenen jezt vorkommenden Geschäften nothwendig ward. Der Selbstliebe eines jeden wurden nun unzählige Quellen des Genusses eröfnet, denen sie mit voller Begierde zueilte. Durch dies unaufhörliche Streben aller nach einerlei Gegenständen, muste zwischen den Genießenden immerwährender Streit entstehn, da doch nicht alle alles und auf gleiche Weise genießen konnten, und um den hieraus entspringenden Unordnungen und Zerrüttungen unter der Gesellschaft abzuhelfen, muste der Genuß eines jeden begränzt und nur unter gewissen Bedingungen und Schranken zugelassen werden. Wenn diese Einschränkungen nicht vergebens gemacht seyn sollten; so muste bestimmt werden, unter was für Umständen ein jeder diese oder jene Gegenstände der allgemeinen Begierden besitzen dürfe, weil nur Besitz Sicherheit des Genusses gewähren kann. So entstand in der Gesellschaft das Eigenthum und das Recht es zu besitzen, aus welchen sich hernach die Begriffe von Unrechtmäßigkeit und bürgerlichen Gesetzen entwickelten.

Wie konnte nun wohl die Bearbeitung der Metalle, dieser letzte Grundstein zu dem Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft, entstanden seyn? Offenbar gehört dazu so viel Anstrengung und Kenntniß, daß wir bey dem ersten Schritt zu diesem Geschäft

irgend ein dringendes Bedürfniß voraussetzen müssen, dies mag nun in der Nothwendigkeit sich durch feste Gebäude gegen Ueberschwemmungen zu schützen, wie das in Aegypten der Fall seyn muste, oder sonst in irgend einem andern Drange der Umstände bestanden haben. Was es aber auch immer gewesen seyn mag; so müssen wir in dem ersten Urlande der Cultur alle nur erdenkliche Begünstigungen zu einem Geschäft voraussetzen, das, so wie wir es jetzt treiben, viel zu mühsam ist, als daß es in dieser Form gleich anfangs entstanden seyn kann. Wir müssen voraussetzen, daß in dem ersten Mutterlande der Cultur die edlen Metalle gediegen und auf der Oberfläche der Erde gefunden worden sind: denn unmöglich konnte man nach einer Sache, die man noch nicht kannte, den Schooß der Erde durchwühlen, oder in den Eisenerzen den kostbaren Stoff vermuthen, der unter den Beförderungsmitteln der Cultur den ersten Rang verdient. Diese Voraussetzung hat auch um desto mehr Wahrscheinlichkeit, da uns die Erfahrung lehrt, daß Gold, Silber und Kupfer sehr häufig gediegen, in vollkommner metallischer Gestalt gefunden werden, daß man sie an der Oberfläche ergiebiger Bergwerke gewöhnlich in ansehnlichen Stücken findet, und daß einige americanische Wilden von diesen Metallen, die ihnen so

offenbar vor den Augen lagen, schon vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern Gebrauch zu machen wusten. Unter diesen Voraussetzungen können wir annehmen, daß man ganz allmählig anfangs durch kalte Bearbeitung und hernach durch Schmelzung die Metalle benutzen lernte, und vielleicht sehr spät erst die gehörige Behandlungsart des Eisens erfand, und so würden dann die Schwierigkeiten wegfallen, die wir anfangs hierbei zu finden glaubten.

Da wir nun alle besondre Schwierigkeiten aufgelöst zu haben glauben, welche die Erklärung vom ersten Ursprunge einer bürgerlichen Gesellschaft so erschwerten; so hebt sich die zuerst angeführte, allgemeine Schwierigkeit von selbst, daß die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft einen hohen Grad von Ausbildung des Verstandes und die Ausbildung des Verstandes wieder den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft voraussetzt. Sollte die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft eine Wirkung des freien menschlichen Willens seyn; so bleibt dieser Einwurf schlechterdings unauflöslich: wenn aber Menschen durch die Nothwendigkeit gezwungen wurden, in einem Lande auf immer zu bleiben; so entstand ihr fester Wohnsitz nicht vermöge ihres Denkens und Wollens: wenn Menschen durch die Noth gezwun-

gen werden, ihre Augen und Hände zu brauchen und ihre Denkkraft zu üben, auf Mittel zur Erhaltung ihres Lebens zu sinnen, und nun durch ihre gewaltsam in Thätigkeit gesetzte Denkkraft endlich auf die Erfindung des Ackerbaues gerathen; so braucht hiebei keine Ausbildung des Verstandes vorherzugehn, denn diese Erfindung ist alsdann nicht die Folge von einer freiwilligen Bestimmung desselben: werden Menschen durch irgend eine Noth gezwungen, auf ein Erhaltungsmittel zu sinnen, das sie in den vor ihnen liegenden Metallen antreffen, und gerathen sie so allmählig auf die Bearbeitung derselben; so ist diese Erfindung wieder nicht durch freiwillige Thätigkeit des Verstandes veranlaßt. Nicht vorhergehende Begriffe und Kenntnisse, sondern Bedürfniß und Noth geben ihnen die jedesmaligen Rettungsmittel an die Hand. Sind nun aber die Menschen erst in festen Wohnsitzen vereinigt, üben sie erst Feldbau, Handwerke und Künste, so hat der Zustand der Gesellschaft und die Ausbildung des Verstandes in der That schon den ersten Anfang genommen und beide werden sich nun wechselseitig immer vervollkommnen.

Ende des zweiten Bandes.

Register
zum ersten Jahrgange
der
wöchentlichen Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit.

A.

)(

H.

J.

K.

M.

N.

O.

P.







